Hluch

Deutsches Lesebuch

für

höhere Lehranstalten.

Herausgegeben

von

Lehrern der deutschen Sprache

an dem Königlichen Realgymnasium

zu

Döbeln.

Fünfter Teil: **Sekunda.**

Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1895.

Handbuch

zur Einführung in die

deutsche Litteratur

mit Proben aus Poesie und Prosa

von

Prof. Dr. C. Hentschel, Prof. Dr. G. Hey, Dr. O. Lyon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1895.

Vorwort.

Bei der neuen Auflage des fünften Bandes des deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten haben die Herausgeber zwar dieselben Grundsätze innegehalten, nach denen sie bei der ersten Auflage verfahren sind, aber das vorliegende Buch kann gleichwohl in seiner jetzigen Bearbeitung als eine durchaus neue Ausgabe gelten, wovon auch eine nur flüchtige Prüfung jeden überzeugen wird.

Maßgebend war vor allem in höherem Grade als bisher der Grundsatz, in der Darstellung des Ganges unserer Litteraturgeschichte alles Unwesentliche, minder Wichtige auszuscheiden, die Beschränkung auf das Notwendige, dauernd Bedeutungsvolle strenger durchzuführen, dieses aber um seiner Wichtigkeit willen hie und da gegen den früheren Umfang noch zu erweitern. So kam eine ganze Reihe von Schriftstellern vorübergehender Bedeutung mit den Proben ihrer Werke in Wegfall, und von dem gleichen Gesichtspunkte aus wurde auch gegenüber der Überfülle der jüngsten Litteratur mit besonderer Maßhaltung verfahren. Auf diese Weise wurde dem Buche in der neuen Auflage eine nicht unwesentliche Kürzung, wie sie selten eintritt, zu teil. Dagegen wurden die hervorragendsten Litteraturvertreter nach ihrem Leben und Schaffen eingehender gewürdigt und in zahlreicheren und umfänglicheren Proben aus ihren Werken vorgeführt, insbesondere die beiden großen Nationalepen des Mittelalters in guter Übertragung reichlicher bedacht.

Wie nach dieser Seite hin der Standpunkt der Untersekunda richtig gewahrt erscheinen wird, so dürfte es auch diesem entsprechend sein, daß nunmehr eine übersichtlichere Zusammenfassung und Abrundung des zum Teil etwas zerstreut gewesenen Stoffes, der allgemeine charakterisierende Darlegungen bot, geschaffen worden ist. An Stelle der üblichen sieben Litteraturperioden ist eine Zerlegung in nur vier Hauptteile getreten, wobei die alt- und mittelhochdeutsche Zeit, da diese nur in beschränktem Maße in Untersekunda behandelt werden kann, in eins zusammengefaßt ist. Da sich zu dem Unterricht in der allgemeinen Litteraturgeschichte die teils in der Schule teils privatim gepflegte Lektüre größerer, insbesondere dramatischer Werke gesellt, diese aber in guten und wohlfeilen Einzelausgaben zu Gebote stehen, so wird es als gerechtfertigt befunden werden, daß die früher gebotenen Abschnitte aus solchen Dichtungen, die doch nichts Ganzes und Genügendes geben konnten, vollständig getilgt worden sind.

Daß die dichterischen und prosaischen Proben nochmals genau mit den Originalen verglichen, alle noch übersehenen Fehler gewissenhaft verbessert wurden, möge nur nebenbei erwähnt sein.

Die Herausgeber hoffen mit der Durchführung der dargelegten Grundsätze und mit der Neubearbeitung des Buches überhaupt die Zustimmung der Fachgenossen für sich zu haben. Allen denen aber sei hier verbindlicher Dank ausgesprochen, die ihnen durch freundliche Beratung und beachtenswerte Winke die Arbeit erleichtert haben.

Möge das Buch in seiner neuen, nach altem, gutem Grundsatze nur das Beste bietenden Gestalt wohlwollende Aufnahme bei den Fachgenossen finden und in den Schülern den Grund legen helfen zu wahrhafter Begeisterung für unsere herrliche Litteratur und das darin sich spiegelnde reiche deutsche Geistesleben!

Döbeln und Dresden, 15. Mai 1895.

Prof. Dr. **C. Hentschel.** Prof. Dr. **G. Hey.** Dr. **O. Lyon.**

Vorwort zur ersten Auflage.

Seinen vier Vorgängern reiht sich der vorliegende V. Teil des Lesebuches für Realschulen — welches gleichwohl auch für Gymnasien verwendbar erscheint und demgemäß künftighin mit verändertem Titel erscheinen wird — als Schlußband an. Derselbe hat die Bestimmung, dem deutschen Unterrichte in der Untersekunda des Realgymnasiums wie des humanistischen Gymnasiums und der 1. Klasse der bisherigen Realschule II. Ordnung als Grundlage zu dienen, und zwar sowohl rücksichtlich der Litteraturgeschichte und Lektüre, wie auch der Deklamation, Metrik und Poetik. Die Herausgeber haben diesen mehrfachen Anforderungen in der Weise gerecht zu werden gesucht, daß sie der historischen Entwickelung unseres Schrifttums folgend die einzelnen Abschnitte desselben, soweit dies für den Standpunkt der Klasse notwendig erscheint, in knappen Zügen charakterisieren, die wichtigsten Dichter und Prosaiker nach Leben und Bedeutung besprechen und deren Hauptwerke namhaft machen, im Anschluß hieran teils vollständige, teils nach Möglichkeit abgerundete und abgeschlossene charakteristische Probestücke folgen lassen, bei den Neueren besondere Rücksicht auf den Deklamationsstoff (mit * bezeichnet) nehmen und an geeigneter Stelle kurze die Metrik und Poetik betreffende Bemerkungen beifügen.

Wenn hierbei die Vorzeit, die Periode des Alt- und besonders Mittelhochdeutschen, ebenfalls Berücksichtigung gefunden hat, in der Art, daß eine beschränkte Zahl von Originalproben mit wörtlicher Übertragung und eine größere Menge von guten Übersetzungen und Nachdichtungen der bedeutendsten mittelhochdeutschen Werke geboten werden, so möchte dies, wennschon es im Grunde den neuesten ministeriellen Bestimmungen zuwiderläuft, doch nicht gerade tadelnswert erscheinen. Die Rücksicht auf

die Thatsache, mit welcher unsere höheren Anstalten zu rechnen haben, daß nach Absolvierung der Untersekunda, beziehentlich der 1. Klasse, eine sehr große Zahl der Schüler ins praktische Leben eintritt, dürfte es wohl gerechtfertigt erscheinen lassen, diesen auch einen Einblick in die Blüte der älteren Litteratur zu verschaffen und eine wenn auch nur leidliche Kenntnis derselben mit auf den Weg zu geben. Die dem deutschen Unterrichte eingeräumte Zeit mag es wohl im allgemeinen gestatten, nach Beendigung des vorgeschriebenen Pensums, der Zeit von Luther bis zur Gegenwart, in den letzten Wochen des Jahreskursus auch unserer älteren Litteratur ein wenig Aufmerksamkeit zu widmen.

Die gebotene Reichhaltigkeit des Probenmaterials, welches kaum in einem Jahre ausgenutzt werden dürfte, rechtfertigt sich damit, daß dem Lehrer Wechsel und Auswahl ermöglicht werden sollte. Daß dagegen von der eigentlichen Litteraturgeschichte bloß das Wissenswerteste aufgenommen und aller minder wichtige, den Überblick nur beeinträchtigende Stoff beiseit gelassen worden ist, bedarf wohl nicht erst besonderer Motivierung. Gegenüber den verschiedenen neuerdings erschienenen ähnlichen Büchern, welche teils zu viel, teils zu wenig bieten, sucht das vorliegende die rechte Mitte zu halten. Nach Art der Chrestomathieen eingerichtet, dürfte es auch da, wo einzelne Werke unserer Klassiker vollständig gelesen werden, nicht wohl entbehrlich erscheinen und ist als ein in sich abgeschlossenes, selbständiges Werk nicht minder für solche Anstalten verwendbar, in denen die früheren Teile des „Deutschen Lesebuches für Realschulen“ nicht zur Einführung gelangen.

Was die Orthographie anlangt, so ist mit alleiniger Ausnahme der in beschränkter Menge gegebenen Originalproben überall die neuere durchgeführt worden.

Möchte dieses Handbuch zur Einführung in unsere herrliche deutsche Litteratur demselben Ziele nahe kommen, welches die Herausgeber bei den früheren Bänden vor Augen gehabt haben, nämlich dazu beizutragen, in unserer Jugend die Bereicherung des Wissens nicht nur, sondern auch die Belebung der Phantasie, die Stärkung und Kräftigung des religiös-sittlichen Gefühls und der vaterländischen, echt deutschen Gesinnung zu fördern, überhaupt das Gemüt für alles Gute und Schöne empfänglich zu machen und es mit nachhaltiger Begeisterung für die idealen Güter des Lebens zu erfüllen! Möchte ferner das Buch einer freundlichen Aufnahme teilhaftig werden und zugleich die weitere Einführung des ganzen Werkes in den höheren Schulen Mitteldeutschlands, auf welche vorzugsweise unser Augenmerk gerichtet war, begünstigen und fördern helfen!

Döbeln, 1. März 1884.

Dr. C. Hentschel. Dr. G. Hey. R. Meyer.
Dr. O. Lyon.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die ältere Zeit der deutschen Litteratur.

Von den Anfängen der deutschen Litteratur bis auf Luther.

II. Die ältere neuhochdeutsche Litteratur.

Von Luther bis Klopstock.

III. Die Blütezeit der neuhochdeutschen Litteratur.

Von Klopstock bis zu Goethes Tode.

IV. Die deutsche Litteratur der neuesten Zeit.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Einleitung.

Die **Litteratur** eines Volkes bezeichnet die Gesamtheit seiner in Sprache dargestellten und in Schrift niedergelegten Geistesschöpfungen. Die deutsche Nationallitteratur im besondern umfaßt die schriftstellerischen prosaischen und vorzugsweise poetischen Erzeugnisse des deutschen Volkes unter Ausschluß des rein wissenschaftlichen, gelehrten Schrifttums.

Die **deutsche Sprache**, in welcher diese Geisteswerke unseres Volkes zum Ausdruck gelangten, ist ein Zweig des **indogermanischen Sprachstammes**, der in Hochasien wurzelnd sich über Europa ausgedehnt und von hier aus auch über die andern Erdteile sich verbreitet hat. Die deutsche Sprache hat daher in Westasien und Europa eine große Zahl von Verwandten. In Asien gehören zu der Gruppe der sprachverwandten Indogermanen die **Inder** und **Iranier** (Perser, Armenier) und in Europa die **Griechen**, die **Romanen**, die **Kelten**, die **Litauer**, **Slaven** und **Germanen**. So ergiebt sich, daß nur wenige Völker Europas, unter ihnen z. B. auch die Magyaren, dem deutschen Volke nicht sprachverwandt sind.

Während einige der indogermanischen Völker auf ein kleines Gebiet unseres Kontinents beschränkt sind, wie die **Kelten**, deren Reste nur noch in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne anzutreffen sind, die **Litauer**, die heute nur noch in Ostpreußen, Kurland und Livland heimisch sind, sowie die **Griechen** in Griechenland, haben andere Völker eine weit größere Verbreitung in Europa. Im Süden und Westen, in Portugal und Spanien, in Frankreich und Südbelgien, in Italien, der südlichen Schweiz und in Rumänien wohnen die **Romanen**, mit diesem Gesamtnamen als ehemalige Glieder des römischen Reiches bezeichnet, dessen Sprache, das Latein, ihren Landessprachen zu Grunde liegt. Zu den **Slaven** zählen die Russen, die Polen, die Wenden in der Lausitz, die Tschechen in Böhmen, die Mähren, die Bewohner einzelner Gebiete der östreichischen Alpen, die Kroaten, Slavonier und auf der Balkanhalbinsel die Bevölkerung von Bulgarien, Serbien, Bosnien, Herzegowina und Montenegro. Nicht minder ausgebreitet ist das Volk der **Germanen**. Von den Küsten des Atlantischen Oceans bis zu der Donauniederung, von dem Nordkap bis zu den Alpenkämmen

erstreckt sich ihr Wohngebiet und schließt die Deutschen im Reich, Östreich und der Schweiz, die Niederländer, die Engländer und die Skandinavier (Dänen, Schweden, Norweger) ein.

Das Deutsche selbst spaltet sich nun in das Nieder- oder Plattdeutsche, die Mundarten der Tieflandschaften im nördlichen Deutschland, und das Ober- oder Hochdeutsche, die Mundarten des höher gelegenen Süddeutschland. Die eigentliche Litteratursprache unseres Volkes ist infolge der größeren geschichtlichen Bedeutung Oberdeutschlands im Mittelalter das Hochdeutsche geworden. Diese Sprachen haben nebst ihren nächsten Verwandten eine lange Entwicklungszeit hinter sich und wurzeln im Urgermanischen. Diesem steht am nächsten das längst ausgestorbene Gotische, die Sprache des zu dem germanischen Volksstamme gehörigen, aber frühzeitig untergegangenen Gotenvolkes. Der gotischen Sprache gehört unser ältestes Schriftdenkmal an, die Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Wulfila oder Ulfilas (gestorben 383), von welcher außerordentlich wertvolle Bruchstücke erhalten sind, die sich jetzt in der schwedischen Stadt Upsala befinden. Erst mehrere Jahrhunderte später tauchen auch in verschiedenen Urkunden Schriftdenkmäler des Hochdeutschen auf und zwar in der Sprachform des Althochdeutschen. Man versteht darunter die ungefähr vom siebenten bis elften Jahrhundert in Oberdeutschland gesprochenen Mundarten. Aus dem Althochdeutschen entwickelt sich um 1100 eine neue Sprachform, das Mittelhochdeutsche, in dem die großen Dichtungen der Ritterzeit, der ersten Blüteperiode der deutschen Litteratur, geschrieben sind. Während bis zum Ausgange des Mittelalters die Mundarten der einzelnen Landschaften im deutschen Schrifttum geherrscht hatten, erhob Luther vor allem durch seine Bibelübersetzung die Sprache der kursächsischen Kanzlei zur Schriftsprache, die nun als die neuhochdeutsche bezeichnet wird und von 1500 bis zur Gegenwart zugleich als Umgangssprache der gebildeten Volksklassen in Geltung ist.

Von dem Wandel der Sprachform geben die nachfolgenden Proben ein Bild.

Das Vaterunser als Sprachprobe.

a) gotisch, 4. Jahrhundert, von Ulfilas.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namô thein. Qimai thiudinassus theins. Vaírthai vilja theins, svê in himina, jah ana aírthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. Jah aflêt uns thatei skulans sijaima, svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Untê theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amên.

b) althochdeutsch, 9. Jahrhundert, aus Fulda.

Fater unser, thû thâr bist in himile. Sî giheilagôt thîn namo. Queme thîn rîchi. Sî thîn willo, sô in himile, sô in erdu. Unsar brôt tagalîchaȥ gib uns hiutu. Inti furlâȥ uns unsarâ sculdî, sô wir furlâȥemês unsarên sculdigôn. Inti ni gileitest unsih in korunga, ûȥan arlôsi unsih fon ubile.

11. Jahrhundert, von Notker.

Vater unsir, dû in himile bist. Dîn namo werde giheiligôt. Dîn rîche chome. Dîn wille giskehe in erda, alsô in himile. Unsir tagelîchiȥ prôt gib uns hiuto. Unde unsere sculde belâȥ uns, alsô ouh wir firlâȥen unseren scolâren. Unde in dia chorunga neleitist dû unsih. Suntir irlôse unsih fone demo ubile.

c) mittelhochdeutsch; poetisches Vaterunser von Reinmar von Zweter um 1230.

Got vater unser dâ du bist
in deme himelrîche gewaltic alles des dir ist,
geheiliget sô werd dîn nam, zuo müeȥe uns komen daȥ rîche dîn:
Dîn wille werde dem gelîch
hie ûf der erde als in den himeln, des gewer unsich.
nu gib uns unser tegelîch brôt und swes wir dar nâch dürftic sîn.
Vergib uns allen sament unser schulde,
alsô du wilt daȥ wir durch dîne hulde
vergeben der wir ie genâmen
dekeinen schaden, swie grôȥ er sî:
vor sünden kor sô mache uns vrî
und lœse uns ouch von allem übele. âmen.

d) neuhochdeutsch: von Luther 1518.

Vater vnser der du bist im Himel. Geheiliget werde dein Name. Zu kome dein Reich. Dein wille geschehe als im Himel vnd in der Erden. Vnser taglich Brot gib vns heute. Vnd verlaß vns vnsre Schulde. Als wir verlassen vnsern Schüldigern. Vnd füre vns nicht in Versuchung, Sondern erlöse vns von dem vbel. Denn dein ist das Reich, vnd die Krafft, vnd die Herrligkeit in ewigkeit, Amen.

I.

Die ältere Zeit der deutschen Litteratur.

Von den Anfängen der deutschen Litteratur bis auf Luther.

Die älteste Kunde von deutscher Poesie findet sich bei dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus. Wir erfahren durch ihn, daß unsere Vorfahren ihre Götter und Helden in Liedern besangen. Keines von ihnen ist uns erhalten.

In den gewaltigen Ereignissen der Völkerwanderung erwuchs aber eine neue deutsche Heldensage. In Einzelliedern wurden die großen Volksführer gefeiert, unter denen der Ostgotenkönig Theoderich der Große oder, wie ihn die Dichtung nennt, Dietrich von Bern, der Burgundenkönig Gundahari, der Gunther der Sage, und der Hunnenfürst Attila, in der Sage Etzel genannt, die wichtigsten sind. Freilich hat die Dichtung mit den geschichtlichen Verhältnissen frei geschaltet, Personen zusammengeführt, die sich nie gekannt, und Ereignisse völlig umgestaltet; ja auch mythische Erinnerungen mischten sich in die Heldensage. So wurde der Lichtgott der Germanen als Frankenkönig Siegfried in der Sage das Musterbild eines Helden. Diese Lieder pflanzten sich in mündlicher Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort, und daher kam es, daß auch diese reiche Volksdichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt uns verloren gegangen ist, zumal die Geistlichen bemüht waren, diese aus der germanischen Heidenzeit stammende Poesie zu unterdrücken. Nur das Bruchstück eines einzigen Liedes ist auf uns gekommen. Es ist das Hildebrandslied. Zwei Mönche im Kloster Fulda haben es um 800 niedergeschrieben. Das Lied erzählt die Begegnung und den Kampf Hildebrands, des alten Waffenmeisters Dietrichs von Bern, mit seinem in der Heimat zurückgebliebenen Sohne Hadubrand und sei hier in Übertragung mitgeteilt.

Das Hildebrandslied.

Ich hörte das sagen:
Es riefen einander   zum Einzelkampfe
Hildebrand und Hadubrand   zwischen den zwei Heeren,

Sohn und Vater. Sie prüften die Brünne,
Strafften ihr Streitgewand, gürteten sich ihre Schwerter an,
Die Recken, über dem Ringgeflecht, da zum Kampfe sie ritten.
Hildebrand da sprach, er war der hehrere Mann,
Mehr lebenserfahren; zu fragen er anfing
Mit wenig Worten, wer sein Vater wäre
10 Der Männer im Volke — „oder wes Stammes du seist.
So du sagst mir den einen, weiß ich die andern,
Knabe, im Königreich; kund ist alles Volk mir."
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
„Das sagten mir selber unsere Leute,
Alte und weise, die weiland lebten,
Daß Hildebrand hieße mein Vater; ich heiße Hadubrand.
Ostwärts einst zog er, fliehend Otakers Haß,
Von hinnen mit Dietrich und seiner Degen vielen.
Er ließ im Lande leidvoll zurück
20 Sein Weib in der Wohnstatt, unerwachsen das Kind,
Des Erbes bar; gen Osten hin ritt er.
Später auch Dietrich mißte mit Leide
Meinen Vater; das war ein freundloser Mann.
Drum Otaker zürnen mußte ohnmaßen
Der Degen teuerster, er mit Dietrich.
Stets zuvorderst beim Heervolk stand froh er der Fehde,
Kund war er kühnen Männern — —
Nicht wandelt er mehr, so wähn' ich, auf Erden." —
„So ruf' ich zum Zeugen Gott droben im Himmel,
30 Daß nimmer du noch hast Worte gewechselt
Mit so nah verwandtem Mann —."
Da wand er sich vom Arme gewundene Ringe,
Aus Kaisergold gemacht, wie sie gab ihm der König,
Der Hunnen Herrscher; „daß aus Huld ich dir's gebe."
Hadubrand da sagte, Hildebrands Sohn:
„Mit dem Ger soll der Mann empfahen die Gabe,
Spitze gegen Spitze — — —
Du bist, alter Hunne, listig ohnmaßen,
Mich lockst du mit deinen Worten, willst mit dem Langspeer mich werfen;
40 So alt bist du worden, Trug allezeit übend.
Das sagten mir Männer, die gefahren zur See
Westwärts übers Weltmeer, daß ihn Kampf wegraffte;
Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn."
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn: — — —
„Ich sehe es wohl an deinem Gewaffen,
Daß du daheim hast einen gar guten Herrn,

Daß bei diesem Fürsten du nie noch ein Flüchtling wardst. — —
Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick sich naht!
Dreißig Sommer und Winter außer Landes ich weilte,
50 Wo man stets mich gesellte zu der Speerschützen Schar;
Vor keiner Burg doch brachte der Kampf mir Verderben.
Nun soll mein leiblich Kind mit dem Schwerte mich schlagen,
Morden mit seinem Beil, oder ich selbst sein Mörder werden!
Doch mühlos nun kannst du, ist mannhaft dein Mut,
Von so wertem Manne die Waffen gewinnen,
Die Rüstung ihm rauben, wenn daran du ein Recht hast.
Der sei doch der feigste in der Ostmänner Volk,
Der den Waffengang dir weigre, da so sehr dich nun lüstet
Nach Zweikampf mit mir. Versuch' ich denn kämpfend,
60 Wer von uns sich heute enteignen des Eisenkleids
Oder besitzen soll beide Brünnen!"
Da ließen sie erst die Rosse ausschreiten, die Eschen schleudernd
Scharf wie Wetterschauer, daß in den Schilden sie staken.
Dann stießen sie zusammen, die Streitäxte klangen,
Heißgrimmig sie hieben auf die hellen Schilde,
Bis die schirmende Holzwehr klein war gehauen,
Zu Splittern zerspellt samt den Waffen. — —

Das Gedicht giebt zugleich ein Bild von der Form der altdeutschen Poesie. Der Vers war eine in zwei Hälften (Halbzeilen) geteilte Langzeile mit einer bestimmten Zahl Hebungen, während die Zahl der Senkungen schwankte, und erhielt dadurch einen besonderen Schmuck, daß die bedeutsamsten Wörter oder Stammsilben mit dem gleichen Konsonanten anlauteten. Dieser Gleichklang im Anlaute heißt Stabreim oder Alliteration[1]) und bleibt die eigenartige Form der deutschen Poesie bis in das neunte Jahrhundert, in dem der Benediktinermönch Otfried von Weißenburg durch sein 870 verfaßtes Evangelienbuch, der lateinischen Kirchenpoesie nachahmend, den Endreim in die deutsche Dichtung einführte.

Außer dem Hildebrandsliede kann auch das Waltharilied als Beweis von dem Vorhandensein der Heldenlieder bezeichnet werden. Es erzählt die Flucht Walthers von Aquitanien und seiner Braut Hildegund vom Hofe Attilas und seine Kämpfe im Wasgenwalde mit Gunther und

---

1) Diese eigentümliche Paarung von Worten war von alters in den ceremoniellen Ausdrücken des Rechts, in Zauberformeln wie in den knappen Sprüchen der Volksweisheit in Gebrauch und hat sich bis heute in Wendungen erhalten wie: Haus und Hof, Land und Leute, Wehr und Waffe und vielen andern.

seinen Mannen (siehe die Inhaltsangabe Band II, S. 16 ff.) und ist nach einem verloren gegangenen deutschen Gedicht von dem Mönch Ekkehard in Sankt Gallen (gest. um 970) in lateinischen Hexametern gedichtet worden.

So erhielt sich der altnationale Heldensang der Deutschen Jahrhunderte hindurch im Gedächtnis des Volkes und erlebte eine Wiedergeburt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, jener Zeit, die man die erste Blütezeit der deutschen Poesie nennt (1150—1250).

Verschiedene günstige Umstände wirkten zusammen, um dieses Aufblühen der Dichtung herbeizuführen. Das römisch-deutsche Kaisertum stand in der Glanzzeit der Staufenherrschaft auf dem Höhepunkte seiner Macht, und der deutsche Kaiser galt als das weltliche Haupt der Christenheit, das deutsche Volk als die weltgebietende Nation. Nicht bloß in Deutschland, auch in Italien auf den Römerzügen und im Orient auf den Kreuzzügen hatten die Staufenkaiser durch ruhmreiche Thaten den Glanz ihres Namens weithin verbreitet. Schon hierdurch wurde ein Aufschwung in dem geistigen Leben des deutschen Volkes veranlaßt. Dazu kam, daß in den Kreuzzügen durch die Verbindung mit dem Orient und mit andern abendländischen Völkern eine reiche Fülle neuer Anschauungen und Ideen nach Deutschland getragen wurde und die Phantasie vielseitig Nahrung und Anregung erhielt. Am meisten zeigte sich der belebende Einfluß bei dem Ritterstande. Wie die Kaiser und Fürsten des Reiches, vor allen die Herzöge von Östreich und die Landgrafen von Thüringen, förderten die Ritter nicht nur die Dichtkunst, indem sie den Sängern auf ihren Burgen gastliche Aufnahme gewährten, sondern sie übten die Dichtkunst selbst aus. Aus dem Ritterstande gehen die Dichter hervor, neben denen die meist namenlose Schar der Spielleute oder fahrenden Sänger steht, die auf Straßen und Märkten und in den Burghöfen die alten volkstümlichen Lieder der Heldensage vortrugen und dafür eine Gabe begehrten.

Die ritterlichen Sänger entnahmen nun die Stoffe zu ihren Dichtungen ebenfalls dem altnationalen Heldensange der Deutschen, indem sie die Einzelsagen in kunstvoller Weise verbanden, teilweis umgestalteten und namentlich den Bräuchen des höfischen Lebens ihrer Zeit anpaßten. So entstanden um 1200 die beiden großen Epen das Nibelungenlied und das Gudrunlied. Man nennt diese Dichtungen Volksepen, weil sie aus den alten volkstümlichen Sagen der Germanen erwachsen sind. Die Namen der Dichter sind unbekannt. Beiden Epen liegen geschichtliche Vorgänge zu Grunde, dem Nibelungenliede die Vernichtung des Burgundenreiches unter seinem König Gundaharius durch den Hunnenkönig Attila, dem Gudrunliede die Raubzüge der Normannen. Aber diese geschichtlichen Vorgänge sind, wie schon ihre dichterischen Darstellungen in früheren Jahrhunderten erkennen lassen, durch allerlei sagenhafte Beimengungen

verdunkelt, und selbst Mythen der heidnischen Germanen spielen mit hinein. Denn in Siegfried, Hagen, Brunhilde, Hilde u. a. leben Gestalten der alten germanischen Götterwelt fort, freilich ihrer ursprünglichen Natur entkleidet und ebenso wie die Helden der Völkerwanderungszeit zu christlichen Rittern und Frauen umgewandelt.

Die Sprache dieser Epen ist wie die der gesamten ritterlichen Poesie das Mittelhochdeutsche. Beide Dichtungen sind in vierzeiligen nach den Epen genannten Strophen geschrieben. In jedem Verse werden nur die Hebungen gezählt, die Zahl der Senkungen ist schwankend. Die vier Verse der Nibelungenstrophe reimen paarweise und zwar männlich oder einsilbig; sie zerfallen in je zwei Halbzeilen und enthalten je sechs Hebungen mit Ausnahme der vierten Verszeile, welche in ihrer zweiten Hälfte voller abschließend vier, also zusammen sieben Hebungen hat. Die Gudrunstrophe weicht nur darin von der Nibelungenstrophe ab, daß sie in dem zweiten Halbverse der letzten Zeile noch eine Hebung mehr, also fünf Hebungen hat, und daß die dritte und vierte Zeile weiblichen oder zweisilbigen Reim haben.

Über den Inhalt des Nibelungenliedes siehe Teil III, S. 1 u. f.

Über den Inhalt des Gudrunliedes siehe Teil IV, 1, S. 1 u. f.

Neben den Volksepen entstanden in dieser Zeit auch die **Kunstepen** oder **höfischen Epen**, deren Stoffe hauptsächlich ausländischen, namentlich französischen und bretonischen Sagen entlehnt wurden. So besangen die ritterlichen Dichter nach französischen Vorbildern die Fahrten des Äneas, den Zug Alexanders des Großen, den Helden Roland, Karls des Großen Paladin, wobei dem Geschmacke der Zeit entsprechend abenteuerliche Ausschmückungen nicht gespart wurden. Den Hauptstoff aber für die höfischen Epen bilden die ebenfalls über Frankreich nach Deutschland gekommenen Sagen vom **König Artus** und seiner Tafelrunde und die Sagen vom **heiligen Gral**.

Artus war ein König der keltischen Ureinwohner Britanniens im sechsten Jahrhundert, der sein Land und Volk heldenmütig gegen die Angelsachsen verteidigte. In vielen Liedern und Sagen wurde er von seinem Volke verherrlicht, und man sah in ihm das Vorbild aller Ritterlichkeit. An seinem Hofe versammelten sich, wie die Sagen erzählen, die edelsten Ritter, und die trefflichsten derselben wurden in seine Tafelrunde aufgenommen. Zu diesem Sagenkreise gehören die Epen **Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg** und **Iwein von Hartmann von Aue**.

Die **Sage vom heiligen Gral** stammt aus Nordspanien. Der Gral (d. i. Gefäß, Schüssel) war nach der Überlieferung das Gefäß, aus dem Jesus den Wein beim Abendmahle schöpfte, und in dem Joseph von Arimathia das Blut des Herrn auffing. Anfangs wurde der Gral von Engeln behütet. Später baute Titurel auf dem Berge Munsalväsche

(d. i. vermutlich mons salvationis, Berg der Erlösung) eine prachtvolle Burg für den Gral, und geistliche Ritter, die Templeisen, übernahmen die Bewachung des Kleinods, das die Sage mit allen Wunderkräften ausstattete, sodaß es irdische und himmlische Güter zu spenden vermochte. Den Gral aufzusuchen und unter seine Hüter aufgenommen zu werden, wird nun die höchste Aufgabe der Ritter. Aber nur wer Gott treu in voller Demut und Reinheit ergeben war und dabei die edelsten Rittertugenden besaß, war fähig, zur Würde eines Gralsritters berufen zu werden oder das Gralskönigtum zu erwerben. Das hervorragendste Epos, das der Gralsage angehört, ist Parzival von Wolfram von Eschenbach (den Inhalt siehe Teil IV, 2, S. 18 u. f.).

Die genannten höfischen Epen unterscheiden sich aber nicht bloß durch den fremdländischen Inhalt von den Volksepen, sondern auch in der Form. Sie sind in sogenannten kurzen Reimpaaren gedichtet, drei- oder vierhebigen Versen, von denen immer zwei durch den Reim verbunden sind.

Angeregt von der schon früher zur Blüte gelangten Poesie der provençalischen Troubadours begann im zwölften Jahrhundert auch in Deutschland die lyrische Poesie sich zu entfalten. Sie führt vorzugsweise den Namen Minnegesang, und die Dichter heißen Minnesänger. Wenn auch damit ausgedrückt ist, daß die Minne, d. i. das stille, sehnende Denken an die Geliebte, den Hauptinhalt der Dichtungen bildet, so sind dieselben doch nicht ausschließlich Liebeslieder. Neben diesen stehen, teilweise mit ihnen eng verschmolzen, die Naturlieder, sodaß Uhlands Worte: „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit" mit Recht auf die Minnesänger angewendet werden können. Außerdem wird auch das religiöse Lied gepflegt, indem man die Jungfrau Maria verherrlicht, die Kreuzfahrten preist, von den Werken der göttlichen Weisheit und den Wundern der Dreieinigkeit singt. Endlich fehlt es auch nicht an politischen Liedern. In ihnen rühmen die Dichter die Gunst und Milde, d. h. die Freigebigkeit der Edlen und Fürsten, an deren Höfen sie als fahrende Sänger ein gastliches Asyl gefunden haben, oder sie handeln von Kaiser und Reich und der Stellung beider zu Papst und Geistlichkeit. In Rücksicht auf den angegebenen Inhalt des Minnegesangs hat man auch auf dem Gebiete der Lyrik jener Zeit von einem Frauendienst, Gottesdienst und Herrendienst gesprochen.

Der Minnegesang tritt vorherrschend in der Form des Liedes auf, und dieses besteht jedesmal aus einer Anzahl von dreiteiligen Strophen. Jede Strophe begann mit dem Aufgesang, zwei gleichgebauten Teilen, die gewöhnlich untereinander reimten, und endete mit dem Abgesang, einem im Bau vom Aufgesang abweichenden, oft längeren Teile, der seine Reime für sich hatte. Als eine besondere Eigentümlichkeit

der Minnelieder muß hervorgehoben werden, daß dieselben nicht zum Lesen bestimmt waren, sondern nur gesungen wurden, meist in Begleitung von Saiteninstrumenten, der Geige oder Zither, teils von dem Dichter selbst vor einem glänzenden Kreise von Zuhörern an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels, teils beim fröhlichen Reigentanze. So von Mund zu Mund getragen verbreiteten sich die Lieder durch das deutsche Land und darüber hinaus, und nur selten wurden dieselben schriftlich aufgezeichnet, zumal viele Dichter, sogar die bedeutendsten, die Kunst des Schreibens nicht verstanden. Die vorhandenen Sammlungen von Minneliedern stammen erst aus späterer Zeit.

Die Vertreter des Minnegesangs sind in überwiegender Mehrzahl ritterlichen Standes, und so erklärt sich der Name „höfische oder ritterliche“ Lyrik. Unter den 160 Minnesängern, von denen wir Lieder besitzen, sind sogar einige Fürsten, wie Kaiser Heinrich VI. und Konradin, der letzte Staufe. Unter der großen Menge aber hebt sich als der bedeutendste deutsche Lyriker des Mittelalters Walther von der Vogelweide heraus.

Diese Blüte der deutschen Poesie in Epik und Lyrik überdauerte aber nicht die Zeit der Staufenkaiser. Wesentlich trug dazu der Verfall des Ritterstandes bei, der zu ländlicher Beschäftigung griff oder in wüstem Stegreifleben Faustrecht übte und Stadt und Land plünderte. Schon zur Zeit des Interregnums genossen die Dichter an den Fürstenhöfen keines hohen Ansehens mehr, und die Poesie flüchtete sich von den Burgen der Ritter in die aufblühenden Städte und in die Schulen der Meistersinger. Was sich aber in dieser Zeit des Niedergangs auf dem Gebiete der Lyrik und in den Anfängen der dramatischen Poesie neu zu gestalten beginnt, erreicht erst in dem folgenden Zeitraum seine volle Entwicklung.

Das Nibelungenlied.

1. Vom Hofe der Burgunden. Kriemhildens Traum.

1. Gar viele Wunder melden die Mären alter Zeit
Von lobesamen Helden und heißem Kampf und Streit.
Von Jubel auch und Festen, von Thränen und Jammerlaut,
Von schwertgrimmen Gästen sei manches Wunder euch vertraut.

2. Im Reiche der Burgunden wuchs ein Mägdelein;
Fürwahr, nichts konnte schöner in allen Landen sein.
Kriemhild war sie geheißen. Um dieses schöne Weib
Sollt' es vielen Recken dereinst an Leben gehn und Leib.

3. So wonnig sie auch blühte, noch trug sie andre Zier,
Der Tugendschmuck der Jungfrau war ohnegleichen schier.
Drum thät ihr niemand zürnen; der wunderholden Magd
In stiller Minne dienen hat stolzen Degen wohl behagt.

4. Drei Könige, ihre Brüder, pflagen ihrer Hut:
Gunther neben Gernot, zwei Recken hochgemut,
Und Gieselher der junge, ein auserkorner Held.
An Sippe, Macht und Schätzen trotzten die drei schier aller Welt.

5. Die hehren Fürsten wohnten zu Worms an des Rheines Strand.
Ihr Arm war allen furchtbar, doch mild war ihre Hand.
Drum dienten ihnen freudig die besten Recken zumal;
Wer gäb' euch volle Kunde von ihrer Wunderthaten Zahl?

6. Da war Herr Hagen von Tronje, stahlhart, grimm und kühn;
Sein Bruder, der schnelle Dankwart, thät sich als Marschall mühn;
Von Metz sein Neffe Ortwin war Truchseß, keck, gewandt;
Der Küchenwart hieß Rumold, und Sindold war der Schenk genannt.

7. Der Kämmrer auch, Herr Hunold, der sei euch nicht verhehlt;
Doch neben Hagen der kühnste, ein Held ganz auserwählt,
War Volker von Alzeie, ein Meister der Fiedelkunst,
Und höher als sein Bogen stand seine Klinge noch in Gunst.

8. In ihren hohen Züchten träumte nun Kriemhild,
Sie zöge mit vielem Fleiße einen Falken kühn und wild.
Den zerfleischten ihr zween Aare; sie selber mußt' es sehn.
Ihr konnte nimmer auf Erden ein größer Herzeleid geschehn.

9. Sie that den Traum am Morgen Uten, der Mutter, kund;
Nicht bessere Deutung wußte dem Kind ihr weiser Mund:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann;
Ihn schütze Gott der Herre, der allein ihn dir bewahren kann."

10. „Was sprecht Ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
Frei von Heldenminne auf immer will ich sein.
So magdlich will ich bleiben bis an meinen Tod,
Auf daß von einem Manne mir nie erwachse Gram und Not."

11. „Verred' es nicht so gänzlich, versetzte die Mutter drauf;
Willst herzlich froh du werden in deines Lebens Lauf,
So geschieht's durch Mannesminne. Du wirst ein schönes Weib,
Wenn Gott dir noch bescheret eines wackren Ritters Lieb' und Leib."

12. „O Mutter, laßt die Rede! Wie würde solches wahr?
An wie viel armen Frauen ward es offenbar,
Daß Liebe zujüngst mit Leide böslich lohnen kann.
Meiden will ich beide. Dem Mißgeschick entgeh' ich dann."

2. Vom Hofe der Niederlande. Siegfrieds Schwertleite.

1. Im Reich der Niederlande wuchs ein Königskind,
(Siegmund hieß sein Vater, die Mutter hieß Sieglind)
In einer stolzen Feste, weit und breit bekannt,
Da drunten an dem Rheine; Santen war die Burg genannt.

2. Siegfried hieß er selber, der junge schöne Mann,
So schön, daß ich's mit Worten euch nimmer sagen kann.
Stark, hoch und herrlich erwuchs des Jünglings Leib;
Rechte Augenweide bot er manchem holden Weib.

3. Nun war er in der Stärke, die sich der Waffen freut
Und in Turnei und Kämpfen dem Feind die Stirne beut.
Da lud sein Vater zu Hofe, was man im Niederland,
Dazu in fremden Reichen an jungen Edelsöhnen fand.

4. Da strömt zur Sonnenwende herbei von fern und nah
So stolze Schar von Gästen, wie man sonst nimmer sah.
Vierhundert Schwertknappen sprengen in die Bahn,
Um mit Sieglindens Sohne Rittersnamen zu empfahn.

5. Da hieß es kühn erproben der Ross' und Arme Mark.
Der Buhurd ward im Schloßhof Siegmunds also stark,
Daß man erdröhnen hörte Kemnat' und Männersaal.
Lanzensplitter sausten durch die Lüfte sonder Zahl.

6. Und aus dem Schildgespänge stob mancher Edelstein,
Manch starker Buckel, zerschroten, schoß tief ins Gras hinein.
Von Alten und von Jungen geschah manch wilder Streich,
Doch keiner that es Siegfried, dem jungen Königssohne, gleich.

7. Die Schwertleitfeier währte bis an den siebenten Tag.
Hei, wie Sieglind der Gäste nach alten Sitten pflag!
Die waren ihrem Sohne gar hold und hätten gern
Dem jungen Recken gedienet als ihrem König und Waffenherrn.

8. Doch solang noch beide leben, Siegmund und Sieglind,
Mag nimmer die Krone tragen der beiden liebes Kind.
Sein Sinn stand in die Weite, er ritt in manches Land;
Wie mancher sollte fühlen seine wunderstarke Hand.

9. Wer könnt' euch alles sagen, was seines Armes Macht
Schon in jungen Tagen weit und breit vollbracht?
Doch auch nicht ganz verhohlen soll bleiben, was er that.
Wartet ihr ein wenig, wird eurer Neubegier schon Rat.

3. Wie Siegfried seine Minne auf Kriemhilden wandte.

1. Jung Siegfried mühten wenig Kummer und Herzeleid.
Da ward ihm einstens Kunde, daß eine schöne Maid
Bei den Burgunden lebte, von süßer Wohlgestalt.
Die schuf ihm bald viel Wonne, auch Müh' und Harm schuf sie ihm bald.

2. Ihres Leibes Schöne lockte der Helden viel.
Worms, die Stadt am Rheine, ward stolzer Bewerber Ziel.
Kriemhild verschmähte sie alle, die ihre Augen sahn.
Noch war ihr fremd, dem freudig sie eigen ward und unterthan.

3. Nun kam die Zeit, wo Siegfried auf stäte Minne sann.
Da riet ihm seine Sippe und mancher andre Mann,
Um ein Weib zu werben, das seiner würdig sei.
„So nehm' ich mir Kriemhilden, sprach der Recke kühn und frei.

4. Die tugendsame Jungfrau im Burgundenland,
Die ist so schön und herrlich; es ist mir wohlbekannt,
Kein Kaiser ist so mächtig, ihm wär' es reicher Sold
Für minnigliches Werben, würd' ihm Utens Tochter hold."

5. Von dieser selben Rede vernahm Herr Siegemund;
Auch Frau Sieglinden ward sie durch Siegfrieds Leute kund.
Da bangte beiden höchlich um ihr liebes Kind;
Sie kannten König Gunther, dazu sein trotzig Ingesind.

6. Da sprach der kühne Siegfried: „Viellieber Vater, fürwahr,
Ohne Frauenminne bleib' ich immerdar,
Erwerb' ich nicht zur Trauten, nach der mein Sinnen steht."
Was der auch reden mochte, es verhallte wie vom Wind verweht.

7. „Willst du davon nicht lassen, sprach der König drauf,
So lob' ich deinen Willen; er habe seinen Lauf.
Ich will dir's enden helfen, so gut ich immer kann;
Doch hat der König Gunther manchen stolzgemuten Mann.

8. Und wär's auch keiner weiter als jener Hagedorn;
Der ist gar übermütig und hegt gar grimmen Zorn.
Drum fürcht' ich ohnemaßen, es werd' uns einst noch leid,
Daß wir werben wollen um die königliche Maid."

9. „Was schüf' uns Müh' und Sorge? sprach Siegfried unerweicht;
Was mein freundlich Bitten von ihnen nicht erreicht,
Das soll mir kühn erwerben die Stärke meiner Hand.
Von Gunther zu erzwingen hoff' ich Leute viel und Land."

10. „Mit eigner Kraft mag keiner erwerben die edle Magd,
So sprach der König Siegmund, das ist mir wohl gesagt.
Begehrst du aber mit Recken zu reiten in Gunthers Land,
Was wir an Freunden haben, sie alle werden flugs besandt."

11. „Das ist mir nicht zu Sinne, sprach der Held aufs neu,
Daß wie zu einer Heerfahrt mir Recken kühn und treu
Zum Rheine folgen sollen. Es wäre mir gar leid,
Mit ihnen zu erzwingen die holde königliche Maid.

12. Allein auch kann sie erzwingen meine starke Hand;
Drum will ich nur selbzwölfter in König Gunthers Land;
So viel mögt Ihr mir geben, Vater Siegemund,
Und ihre Rüstung thue den Reichtum ihres Königs kund."

13. Drauf ging zur Kemenate der edle junge Mann.
Zur betrübten Mutter hub er freundlich an:
„Um mich sollt Ihr nicht weinen, vielliebe Mutter mein,
Sieglindens Sohn und Siegmunds darf ohne Furcht vor Feinden sein.

14. Und rüstet mich zur Reise ins Burgundenland,
Daß ich und mein Gefolge trage solch Gewand,
Wie also stolzen Recken es wohl geziemen mag.
Das wissen wir in Treuen Euch Dank an jedem neuen Tag."

15. „Willst du davon nicht lassen, versetzte Frau Sieglind,
So rüst' ich dich zur Reise, mein traut und einzig Kind,
Mit den allerbesten Kleidern, die je ein Ritter trug,
Dich und deine Gefährten; haben sollt ihr die genug."

16. Da saßen schöne Frauen und schafften Nacht und Tag,
So stät, daß ihrer jede nur kurzer Ruhe pflag,
Bis all die reiche Kleidung ganz vollendet war.
Siegfried dachte der Reise und der schönen Jungfrau immerdar.

17. Sein Vater auch hieß mustern all das Rittergewand,
Womit er ziehen wollte ins ferne, fremde Land.
Auch die lichten Brünnen waren bald bereit,
Dazu die festen Helme, die Schilde blank, stark und breit.

18. Da nahte nun die Reise ins Burgundenreich;
Darob begann zu sorgen Weib und Mann zugleich,
Ob die Helden jemals wieder kehrten ins Niederland.
Die hießen keck die Säumer mit Waffen beladen und Gewand.

19. Nun ging es an ein Scheiden von Vater und Mutter zuletzt.
Siegfried sah beider Wange mit stillen Thränen benetzt.
Da sprach er freundlich tröstend: „Herzliebste Eltern mein,
Ohne Sorgen sollt ihr allzeit um mein Leben sein."

20. Besorgt gab mancher Recke und weinend manche Maid
Dem fernen Zug der Helden mit Blicken das Geleit.
Das Herz thät ihnen sagen, die Reise schüfe Not;
Sie durften billig klagen, gar mancher Freund sank in den Tod.

4. Wie Gunther um Brunhilden warb.

1. Es war eine junge Königin, die saß wohl über See;
Von allen, die man kannte, glich ihr keine je;
Schön war sie über die Maßen, und groß war ihre Kraft,
Sie schoß mit starken Degen um ihrer Minne Lohn den Schaft.

2. Den Stein auch warf sie mächtig und sprang ihm nach gar weit.
Wer sie zum Weib begehrte, die hochgeborne Maid,
Der mußt' ihr abgewinnen drei Spiele sonder Wank.
Mißlang ihm auch nur eines, verlor er flugs das Haupt zum Dank.

3. Einst saß der König Gunther mit seinen Mannen im Saal;
Da ward mit Fleiß ermessen zum zweiten und dritten Mal,
Wen einst ihr Herr sich möchte zu seinem Weib ersehn,
Sich selber und seinem Lande zu hohem Ruhm und Wohlergehn.

4. Da sprach der Vogt vom Rheine: „Ich will hinab zur See,
Hinüber zu Brunhilden, es gehe, wie es geh'.
Um ihre stolze Schönheit wag' ich Leben und Leib;
Die will ich gern verlieren, gewinn' ich jene nicht zum Weib.

5. Willst du mir helfen, Siegfried? Wohl hält es grimmig schwer,
Die Holde zu erwerben. Erfüllst du mein Begehr,
Und wird die stolze Jungfrau als traute Gattin mein,
So setz' ich Ehr' und Leben auch zu deinem Frommen ein."

6. Darob versetzte Siegfried: „Was auch fügt die Zeit,
Versprich mir deine Schwester, so bin ich dienstbereit.
Kriemhild, die schöne Jungfrau, die Fürstin hoch und hehr —
Für alle Mühen trag' ich nach keinem weitern Lohn Begehr."

7. „Dies gelob' ich, Siegfried, dir treulich in die Hand;
Und kommt Brunhild die schöne hierher in dieses Land,
So geb' ich meine Schwester dir gern zum lieben Weib.
Mit stäter Wonne labe die Schöne dir einst Seel' und Leib!

8. Doch sag mir, Degen Siegfried, bevor die Fahrt beginnt:
Auf daß mit vollen Ehren wir ausgerüstet sind,
Geziemt dazu Gefolge für Brunhildens Land?
Zweitausend edle Ritter sind für die Meerfahrt schnell besandt."

9. „Wir fahren in Reckenweise, so rat' ich, den Rhein zuthal;
Dieser Fahrt Genossen, ich nenn' Euch ihre Zahl:
Nur zwei noch deiner Mannen sollen mit uns gehn.
Wir vier gewinnen die Jungfrau, was uns auch Übles mag geschehn.

10. Ihr selber seid der eine, ich will der zweite sein;
Hagen sei der dritte; so muß es uns gedeihn;
Der vierte sei Herr Dankwart; gar stark ist seine Hand.
Uns vieren hielten im Streite selbst tausend Helden nimmer stand."

11. Auf die Fahrt nahm Siegfried die Nebelkappe mit,
Die einst der kühne Recke mit großer Not erstritt
Von Albrich, dem Gezwerge, wie euch schon angesagt.
Da schickten sich zur Reise die stolzen Helden unverzagt.

12. Goldrote Schilde trug man den Recken auf den Sand
Und schaffte zu dem Ufer ihr Rüst- und Prunkgewand;
Auch ihre Rosse führte man in des Schiffes Bau.
Da hub sich lautes Weinen und Klagen von mancher schönen Frau.

13. Indes am Fenster weilte manch minnigliches Kind,
Da schwellte des Schiffes Segel ein günstig frischer Wind.
Die stolzen Fahrtgenossen betraten flugs den Rhein.
Da rief der König Gunther: „Wer soll nun Rudermeister sein?"

14. Da sprach der starke Siegfried: „Ich kann Euch sicher und gut,
Das wißt, von hinnen führen auf der breiten Flut.
Die rechten Wasserstraßen sind mir wohlbekannt."
Da schieden die kühnen Helden mit Freuden vom Burgundenland.

15. Der Fürst vom Niederlande schob vom Strand das Schiff
Langsam mit der Schalte, die seine Faust ergriff.
Gunther selbst, der kühne, schwang des Ruders Blatt.
So hoben sich fröhlichen Mutes die mächtigen Recken von der Statt.

16. Sie führten gute Speise, dazu den besten Wein,
Der irgendwo nur reifte am sonnig grünen Rhein.
Die starken Taue straffte des Segeltuches Macht;
Sie fuhren manche Meile bis zum Dunkel der stillen Nacht.

17. Zwölf volle Tage vergingen, wie wir berichtet sind,
Da waren sie zum Ziele getragen von gutem Wind,
Zum fernen Isensteine, wohl in Brunhildens Land;
Das war allein nur Siegfried aus früheren Tagen wohlbekannt.

18. Der sprach: „Ich rat' euch Helden, (so bedünkt mich's gut)
Daß ihr vor Brunhilden die gleiche Rede thut:
Gunther sei mein Herre und ich sein Eigenhold.
So erntet unsre Mühe von jener den erwünschten Sold."

19. Inzwischen war allmählich das Schiff der Burg genaht;
Da sah der König Gunther, der auf den Vorbug trat,
Droben an den Fenstern gar manches schöne Weib.
Er lugte keck hinüber; das schuf dem Helden Zeitvertreib.

20. „Sagt mir an, Freund Siegfried (Ihr könnt es ganz allein):
Kennet Ihr die Frauen und jene Mägdelein,
Die droben nach uns schauen hernieder auf die Flut?
Nach ihrem edlen Gebaren scheinen sie gar hochgemut."

21. Da sprach der kühne Siegfried: „Hinüber mögt Ihr schaun
Mit heimlich stillem Sinne und dann mir anvertraun,
Wen Ihr nehmen würdet, hättet Ihr die Wahl."
„Das will ich gern," sprach Gunther und spähte flugs zum andern Mal.

22. „Da seh' ich ihrer eine an jenem Fensterrand;
Wie wohlgestalt ist diese in schneeig weißem Gewand.
Fürwahr, sie labt das Auge, so stattlich ist ihr Leib;
Hätt' ich frei zu wählen, die wäre mir schon recht zum Weib."

23. „Das nenn' ich richtig küren! Die deinem Blick behagt,
Das ist Brunhild die starke, dieselbe stolze Magd,
Die längst dein Herze minnet, die längst dein Mut begehrt."
Ihres Wuchses Wunder schien Gunthern schwersten Kampfes wert.

24. Nun zogen sie ihre Rosse aus dem Schiff zumal;
Schneeblank war ihre Farbe, der Brustriem zierlich schmal;
Kleine Schellen hingen von rotem Gold daran.
So ritten die kühnen Helden zur Feste der Brunhild hinan.

25. Sechsundachtzig Türme stiegen daraus empor,
Auch schimmerten drei Paläste und eine Halle hervor;
Die war von Marmelsteine, so grün wie junges Gras;
Darin Brunhild die stolze mit ihrem Hofgesinde saß.

26. Das Thor stand weit geöffnet, die Burg war aufgethan.
Da sahen sie in Eile Brunhildens Mannen nahn.
Die hießen die vier willkommen in ihrer Herrin Land
Und führten vor die Königin die fremden Recken allzuhand.

27. Als die stolze Fürstin Siegfrieden nun erkannt,
Da sprach sie, voller Züchten zu dem Recken gewandt:
„Seid mir willkommen, Siegfried, in meinem Land und Reich!
Was Eure Fahrt bedeute, die Kunde hört' ich gern sogleich."

28. „Gar groß ist Eure Gnade, Königskind Brunhild,
Daß Ihr mich begrüßet so freundlich und so mild
Vor diesem kühnen Recken, der vor Euch steht allhier;
Denn dieser ist mein Herre; drum mindert den Zoll der Ehre mir!

29. Er ist am Rhein geboren und thut Euch solches kund:
Nur um Euretwillen betrat er diesen Grund.
Ihn lüstet Eurer Minne, was ihm auch geschicht.
Bedenket dies beizeiten; mein Herr thut nimmer auf Euch Verzicht.

30. Gunther ist geheißen der König hoch und hehr.
Erwirbt er Eure Minne, so wünscht er sich nichts mehr.
Mit ihm hierher zu fahren, gebot mir sein Befehl.
Gern hätt' ich's unterlassen; des hab' ich vor Brunhild nicht Hehl."

31. Sie sprach: „Ist er dein Herre und du sein Mann, laßt sehn:
Wagt er meiner Spiele Wettkampf zu bestehn,
So wird im Fall der Meisterschaft zu eigen ihm mein Leib;
Wo nicht, so muß er sterben, und nimmer nennt er mich sein Weib."

32. Da sprach nun Hagen von Tronje: „Herrin, laßt sie sehn,
Eure kühnen Spiele. Ihm müßt' es hart ergehn,
Bevor mein König Gunther den Sieg Euch zuerkennt.
Bald fügt er's, daß sein eigen er solches schöne Mägdlein nennt."

33. „Den Steinblock muß er werfen, muß springen hinterdrein,
Den Speer auch mit mir schießen. Wollt nicht zu eilig sein!
Bedenket euch in Ruhe; es geht an aller Leib,
Mißlingt ihm auch nur eines." So sprach das wunderschöne Weib.

34. Da trat der starke Siegfried vor den König hin
Und hieß ihn alle Wünsche mit unverhohlenem Sinn
Der Königin entbieten; ihm könne nichts geschehn:
„Es kommt zu andrem Ende, als Frauentrotz sich mag versehn."

35. Da sprach der König Gunther: „Fürstin hoch und hehr,
Erteilt nun Eure Befehle; und wär' es selbst noch mehr,
Gern bestünd' ich alles um Euren schönen Leib;
Mein Haupt auch will ich wagen, gewinn' ich Euch zum Eheweib."

36. Kaum hatte sie vernommen dies also stolze Wort,
Da betrieb mit Ungestüme die Spiele sie sofort;
Sie hieß ihr schleunig bringen ihr gutes Streitgewand,
Ihre feste Brünne und ihres Schildes starken Rand.

37. Inzwischen war in Listen Siegfried unverweilt,
Bevor es jemand merkte, zum Schiff hinab geeilt,
Worin die Tarnkappe er weislich hielt versteckt.
Flugs war er eingeschlossen; da hätt' ihn auch kein Falk entdeckt.

38. Er eilte drauf zurücke und fand der Recken viel
Am Platze, den die Königin ersehn zum kühnen Spiel.
In seinen hohen Listen trat er heimlich nah,
Sodaß im ganzen Kreise von allen ihn nicht einer sah.

39. Der Ring war nun geschlossen; sechshundert Recken und mehr,
Zum Richterspruch berufen, standen in blanker Wehr.
Auch war Brunhild gekommen, die man gewappnet fand,
Als ob sie kämpfen sollte um aller Könige Volk und Land.

40. Ihr Schild maß unter den Buckeln, wie ihr vernehmen sollt,
Wohl dreier Hände Dicke und war von Stahl und Gold,
So schwer, daß kaum selbvierter ihr Kämmrer diesen trug.
Die Jungfrau wollt' ihn führen; die hatte Kraft dazu genug.

41. Als der starke Hagen den Schild bringen sah,
In seinem großen Unmut sprach der Tronjer da:
„Wie nun, König Gunther? Das geht uns an den Leib!
Die Ihr zur Minne begehret, die ist fürwahr des Teufels Weib!"

42. Dann brachten mit Not drei Männer der Jungfrau einen Ger;
Den schoß sie zu allen Zeiten, so lang er war und schwer.
Dick, fest und knorrig und scharf war dieser auch;
Der übte mit seinen Schneiden im Fleisch des Gegners grimmen Brauch.

43. Zu Gunther sprach wohl Dankwart, ein Held von kühner Art:
„Mir schafft sie ewig Reue, diese Minnefahrt.
Bis heute hießen wir Recken; nun geht's uns an den Schopf;
Hier soll man gar durch Weiber verderben wie ein Schelm und Tropf!"

44. Bald ward Brunhildens Stärke mehr noch offenbar;
Sie brachten einen Marmelstein auf die Kampfstatt dar,
Dick, fest und wuchtig; zwölf Recken stark und kühn
Schleppten den schweren, runden kaum herbei mit heißem Bemühn.

45. „Was soll das werden? so dachte Gunther in seinem Sinn;
Der Teufel aus der Höllen wäre selbst dahin!
Wär' ich mit Leib und Leben wieder drüben am Rhein;
Sie sollte hier fein lange vor meiner Minne sicher sein."

46. Auf strich sie an den Armen, den schimmernden, ihr Gewand
Und ergriff den Schild behende mit ihrer linken Hand;
Hoch schwang den Ger die Rechte; da ging es an den Streit;
Brunhildens Zorn schuf Gunthern und seinen Mannen Angst und Leid.

47. Wär' Siegfried ihm, der starke, nicht schnell mit Hilfe genaht,
So war hier seines Lebens fürwahr nicht länger Rat.
Doch Siegfried nahte verstohlen und berührt' ihm seine Hand,
Sodaß der bangende König seine List mit Lust empfand.

48. „Den Schild gieb mir zu Händen, ich trotze seinem Gewicht,
Und merk' auf alle Lehren, die meine Zunge spricht!
Du führe die Gebärden, das Werk will ich bestehn."
Dem König Gunther konnte kein besserer Herzenstrost geschehn.

49. Da schoß mit vollen Kräften die wunderstarke Maid
Den Ger nach einem Schilde, der war gar hoch und breit;
Den trug in seiner Linken der Sohn der Siegelind.
Dem Stahl entsprühten die Funken, als blies' ins Feuer ein scharfer Wind.

50. Des mächtigen Geres Schneide durchbrach den guten Schild;
Auch aus den Panzerringen lohten die Funken wild.
Die starken Recken beide strauchelten von dem Schuß;
Sie lagen betäubt am Boden, als nahte schon des Lebens Schluß.

51. Dem kühnen Siegfried stürzte aus dem Munde das Blut,
Doch bald sprang auf die Füße der Held in grimmem Mut;
Er packte den Schaft, den jene ihm durch den Schild gesandt;
Den warf er ihr zurücke mit seiner riesenstarken Hand.

52. Dem Stahl entstob das Feuer, als trieb' es ein Wirbelwind;
So mächtigen Schuß vollführte der Sohn der Siegelind.
Brunhildens Stärke konnte dem Schuß nicht widerstehn.
Fürwahr, von König Gunther wär' nimmer solches Werk geschehn.

53. Hei, wie Brunhild die schöne rasch vom Boden sprang!
„Gunther, edler Ritter, des Schusses habe Dank!"
Von Zorn gerötet hob sie den Stein hoch empor
Und schwang ihn weit von hinnen. Wer sah je gleichen Wurf zuvor?

54. Der Steinblock war geflogen zwölf volle Klafter weit,
Doch überholt' im Sprunge den Wurf die schöne Maid.
Da schritt Herr Gunther zur Stelle, wo der Steinblock lag;
Er that, als ob er ihn schwänge, dieweil der Held des Wurfes pflag.

55. Siegfried war voll Kühnheit, auch hoch und stark genung;
Er warf den Stein noch weiter und that noch längern Sprung.
Es war ein großes Wunder, was seiner Kunst gelang,
Daß er zugleich im Sprunge den König Gunther mit sich schwang.

56. Da rief zu ihren Mannen die Königin zuhand,
Als Gunther wohlbehalten am Ende der Kampfbahn stand:
„Ihr Sippen und Gesinde, ihr sollt in Züchten nahn,
Ihr werdet König Gunthern allzumal heut unterthan."

57. Da legten die kühnen Degen die Waffen schnell beiseit
Und beugten ihre Kniee in Unterthänigkeit
Vor dem Burgundenkönig, sie alle Mann für Mann;
Sie wähnten, daß Herr Gunther die Spiele mit eigner Kraft gewann.

58. Er begrüßte sie in Hulden, an edlem Mute reich.
Drauf nahm ihn bei der Rechten die Jungfrau allsogleich
Und führte König Gunthern in einen weiten Saal:
„Nun ist die Herrschaft Euer ob meinen Landen allzumal."

59. Inzwischen hatte Siegfried (der pflag gar weiser Art)
Die Tarnkappe wieder im Schiffe schnell verwahrt.
Dann lief er heim zur Halle und mischte sich ins Gedräng
Der Ritter und der Frauen, für die der Festsaal schier zu eng.

60. „Das nenn' ich frohe Märe! Frau Königin, fürwahr,
Eurem stolzen Mute ward wundergute Lahr:
Daß doch ein Held noch lebet, Euch Herr und Meister zu sein.
Nun müßt Ihr, edle Jungfrau, uns fürbaß folgen an den Rhein."

61. Da sprach die hohe Fürstin: „Das kann noch nicht geschehn.
Wir müssen für diese Lande jemand erst ersehn,
Der sie für uns verwalte." „Wohlan, zum Vogt bestellt,
So sprach der König Gunther, der Euch am meisten dazu gefällt!"

62. Den höchsten ihrer Sippe rief sie flugs heran
(Es war ihr Mutterbruder), zu dem sie so begann:
„Euch seien hinfür befohlen die Burgen und das Land,
Bis hier einst mächtig waltet König Gunthers eigne Hand."

63. Tausend kühne Mannen aus ihrem Hofgesind,
Dazu an hundert Frauen und manches holde Kind,
Die führte sie mit von hinnen nach Burgundenland.
Lautes Weinen erhoben, die sie zurücke ließ am Strand.

64. Auf der Fahrt ertönte manches frohe Spiel;
Der Kurzweil auf den Fluten hatten sie gar viel.
Da kam zu ihrer Reise ein rechter Wasserwind.
So glitten sie heitren Mutes durch die Wogen leicht und lind.

5. Wie Siegfried verraten ward.

1. Manch schöne Frauen wurden durch Rede schon entzweit.
Brunhilden nun bedrückte so große Traurigkeit,
Daß Gunthers Recken Erbarmen empfanden allzumal.
Bald trat Herr Hagen von Tronje zu seiner Herrin in den Saal.

2. Zu Rate kam auch Ortwin, dazu Herr Gerenot,
Um dort sich zu bereden über Siegfrieds Tod.
Ingleichen kam Herr Gieselher, Frau Utens edler Sohn.
Der hörte kaum die Reden, da sprach er voller Güte schon:

3. „O weh, ihr guten Mannen! warum betreibt ihr das?
Wahrlich, nie verschuldet hat Siegfried solchen Haß,
Daß er verlieren müßte sein Leben und seinen Leib.
Fürwahr, es ist gar nichtig, warum oft zürnet Weib mit Weib."

4. „Soll Kuckucksbrut uns frommen? versetzte Hagen drauf.
Da gewännen gute Degen an Ehren kleinen Kauf.
Daß meiner lieben Herrin er sich gerühmet hat,
Das geht ihm an sein Leben; sonst sterb' ich lieber an seiner Statt."

5. Drauf fiel der Metzer Degen, Ortwin, kühnlich ein:
„Traun, selbst die große Stärke soll nimmer ihm Schutz verleihn.
Wenn mir's mein Herr gestattet, reut jenen noch sein Wort."
So unverdiente Fehde schwuren die Degen Siegfried dort.

6. Noch stand man ab vom Werke, doch Hagen hielt nicht Ruh;
Zu allen Zeiten sprach er König Gunthern zu,
Wenn Siegfried jetzo stürbe, so hätt' er des Gewinn
An vielen Königslanden. Gar traurig ward des Helden Sinn.

7. Er sprach: „Laßt endlich fahren den mordbereiten Zorn!
Siegfried ward uns allen ein Ehren- und Segensborn.
Auch trägt so grimme Kühnheit der wunderstarke Mann;
Würd' er dessen inne, so lief' ihn wahrlich niemand an."

8. „Nicht doch! sprach da Hagen, Ihr dürft schon ruhig sein;
Ich kenne gute Listen und richt' es heimlich ein,
Daß er Brunhildens Thränen noch bitterlich beklagt.
Von Hagen ist ihm Fehde mit Recht für immer angesagt."

9. Da sprach der König Gunther: „Wie könnte das geschehn?“
Zur Antwort gab ihm Hagen: „Ich will es Euch gestehn:
Wir dingen fremde Boten, die keinem hier bekannt;
Mit offner Kriegserklärung reiten die in unser Land.

10. Dann saget vor den Gästen, Ihr wollt mit Eurem Bann
Auf die Heerfahrt ziehen. Er gelobt alsdann,
Die Fahrt mit Euch zu teilen. Das bringt ihn um den Leib.
Den Ort, wo er verwundbar, erfahr' ich wohl von seinem Weib.“

11. Weh, der König folgte Hagen, seinem Mann!
Untreue groß und schimpflich stiften Recken an,
Auserlesene Recken, bevor es einer gedacht.
Zweier Frauen Hader hat vielen Degen den Tod gebracht. —

12. Am vierten Morgen sah man zweiunddreißig Mann
Vom Rhein zu Hofe reiten. Man sagte Gunthern an,
Dem länderreichen König, die Boten brächten Streit.
Der Trug schuf vielen Frauen das allergrößte Herzeleid.

13. Die Boten thät er begrüßen und hieß sie sitzen gehn;
Doch deren einer sagte: „Herr König, laßt uns stehn,
Bis wir die Mären gemeldet, die Euch entboten sind.
Fürwahr, Ihr habt zum Feinde, das wisset, mancher Mutter Kind.

14. Fehde sagt Euch Lüdegast und Lüdeger auch an.
Bald reiten in Eure Lande mit ihrem ganzen Bann,
Denen Ihr vorzeiten so bittres Leid gethan.“
Der König begann zu zürnen, als hätt' er neue Mär' empfahn.

15. Gunther pflag nun heimlich mit seinen Freunden Rat.
Keine Ruhe ließ ihm Hagen früh und spat.
Noch hätt' es gern geschlichtet so mancher Königsmann,
Doch nimmer ließ Herr Hagen vom bösen Rat, den er ersann.

16. Da einst sie also heimlich Siegfried reden fand,
Da hub er an zu fragen, der Held von Niederland:
„Was trübt so sehr dem König und seinem Gesind den Mut?
Hat jemand ihn beleidigt, so soll er's büßen mit seinem Blut.“

17. Da sprach der König Gunther: „Mit Fug wohl trag' ich Leid;
Lüdegast und Lüdeger bedräuen mich mit Streit.
Sie wollen in offner Fehde reiten in mein Land.“
Da sprach der kühne Degen: „Verlasset Euch auf Siegfrieds Hand;

18. Die hindert das mit Fleiße, Euch zu Ruhm und Ehr'.
Fürwahr, ich treffe die Degen wie einst so grimmig schwer.
Wüst leg' ich ihnen die Burgen, dazu ihr ganzes Land,
Eh' diese Hand soll rasten; des setz' ich Euch mein Haupt zum Pfand.

19. Ihr und Eure Recken, Ihr bleibet fein zu Haus!
Nur mit den Meinen lasset mich ziehen in den Strauß.
Daß ich Euch gerne diene, das werd' Euch also kund."
Da begann ihm laut zu danken König Gunthers falscher Mund.

20. Mit den eigenen Knechten betrieb auch er die Fahrt;
Zu Siegfrieds und der Seinen Betrug ward nichts gespart.
Nun thät auch dieser rüsten die Degen von Niederland.
Die auserwählten Recken suchten flugs ihr Streitgewand.

21. Die Brünnen und die Helme banden sie aufs Roß;
Gar mancher starke Recke hielt fertig vor dem Schloß.
Herr Hagen ging ins Fraungemach, wo er Kriemhilden fand,
Er woll' um Urlaub bitten; man räume nun sogleich das Land.

22. „O wohl mir, sprach Kriemhilde, daß mich erkor ein Mann,
Der meine lieben Freunde so kühnlich schirmen kann,
Wie Siegfried, mein Gebieter, es meinen Freunden thut.
Des bin ich, sprach die Königin, mit Fug und Recht gar hochgemut.

23. Hagen, mein Viellieber, an eins gedenket jetzt:
Daß ich so gern Euch diene und nie Euch noch verletzt.
Laßt mich an meinem Gatten den Dank dafür empfahn!
Er darf es nicht entgelten, wenn ich Brunhilden weh gethan."

24. „Ihr schließt aufs neue Freundschaft, so hoff' ich, mit der Zeit.
Kriemhilde, liebe Herrin, gebt mir des Bescheid,
Wie ich Euch dienen möge an Siegfried, Eurem Mann.
So gern geschieht's, daß keiner Euch jemals lieber dienen kann."

25. „Ich wäre frei von Sorge, sprach das edle Weib,
Daß jemand ihm im Sturme Leben nähm' und Leib,
Wofern er zügeln wollte sein Übermaß an Mut;
Dann wär' er allzeit sicher; wo ist ein Held so stark und gut?"

26. Aufs neue sprach da Hagen: „Herrin, fürchtet Ihr,
Man könnt' ihn schlimm verwunden, wohlan, so saget mir,
Mit welchen guten Listen ich das verhindern kann.
Ob reitend oder gehend, stets hüt' und schirm' ich Euren Mann."

27. „Du bist von meiner Sippe, wie ich von deiner bin;
So befehl' ich meinen Trauten deinem treuen Sinn,
Daß du mir ihn behütest, der mir so teuer und lieb."
Sie gab ihm Lahr und Kunde, die besser ihm verhohlen blieb.

28. „Mein Mann ist kühn, begann sie, dazu auch stark genug.
Als er einst den Lindwurm am Felsenhang erschlug,
Da thät der stolze Recke sich baden in seinem Blut.
Das schuf bisher in Stürmen ihm Schutz vor aller Waffen Wut.

29. Und dennoch trag' ich Sorge, so oft er in Stürmen steht
Und Lanzenstoß und Speerwurf von Reckenhänden ergeht,
Ich könnt' ihn da verlieren, meinen teuren Mann.
Ach, wie schweres Bangen faßt mich oft um Siegfried an.

30. Als aus des Drachen Wunden floß das heiße Blut
Und er darein sich tauchte, der Recke kühn und gut,
Da fiel ihm zwischen die Schultern ein Lindenblatt gar breit.
Dort kann man ihn verwunden; drum sind mir Furcht und Harm nie weit."

31. Da sprach der Ungetreue: „Wohlan, auf sein Gewand
Näht ein kleines Zeichen mit Eurer eignen Hand!
Wo ich ihn soll beschirmen, das will ich draus ersehn."
Wovon sie Heil erhoffte, es war zu seinem Tod geschehn.

32. Sie sprach: „Mit feiner Seide ihm näh' ich aufs Gewand
Ein Kreuzlein ganz verhohlen. Dort soll deine Hand
Meinen Gatten beschirmen, wenn's zum Kampfe geht
Und er in heißen Stürmen den Feinden gegenüber steht."

33. „Das will ich thun, sprach Hagen, vielliebe Herrin mein."
Drauf nahm er von ihr Urlaub. Wohl mocht' er fröhlich sein.
Ich glaube, daß kein Recke je wieder solchen Verrat
Verüben wird, wie Hagen gegen den Helden Siegfried that.

34. Es war am dritten Morgen, da ritt mit tausend Mann
Der edle Recke Siegfried frohgemut vondann,
Im Wahn, er solle rächen seiner Freunde Leid.
Hagen ritt ganz nahe, so konnt' er prüfen Siegfrieds Kleid.

35. Kaum sah er jenes Zeichen, da schickt' er heimlich fort
Zween von seinen Mannen mit andrem Botenwort:
Frieden solle haben Gunthers Volk und Land;
Sie hätte zu dem König ihr Herre Lüdeger gesandt.

36. Wie ungern ritt hinwieder der Held von Niederland,
Bevor des Königs Feinde empfunden seine Hand.
Gunthers Mannen bewogen zur Heimfahrt ihn nur schwer.
Nun hielt er vor dem König; der Wirt bedankte sich gar sehr.

37. „So lohn' Euch Gott den Willen, Freund Siegfried, allezeit,
Daß Ihr meine Bitten zu erfüllen so bereit.
Ich will's Euch nach Gebühren vergelten immerdar.
Wie Euch vertrau' ich keinem in meiner ganzen Freundesschar.

38. Dieweil wir unsrer Heerfahrt nun ledig also bald,
So reit' ich aus zum Jagen drüben im Odenwald.
Bären und Eber bietet zur Kurzweil uns sein Bann."
Das hatte Gunthern geraten Hagen, der ungetreue Mann.

39. „Man künd' es meinen Gästen allen unverweilt,
Daß ich gar frühe reite. Wer gern das Jagen teilt,
Der rüste sich beizeiten. Wer lieber hier verzieht
Zum Frauendienst, der wisse, daß mir auch dies nach Wunsch geschieht."

40. Da sprach in edlen Züchten der Herre Siegfried frei:
„So oft Ihr jagen reitet, bin ich gern dabei.
Drum möget Ihr mir leihen einen Fährtenmann,
Dazu etwelche Bracken; so reit' ich mit Euch in den Tann."

41. „Braucht Ihr nicht mehr als einen? sprach Gunther allzuhand.
Ich leih' auf Wunsch Euch viere, denen wohlbekannt
Der Wald und alle Wege, die gern das Wild sich wählt.
Auch warten sie Eurer Führung, daß Ihr des Wegs zu uns nicht fehlt."

6. Wie Siegfried erschlagen ward.

1. König Gunther und Hagen, die Recken kühn und stolz,
Empfahlen mit falschen Listen ein Pirschen in Wald und Holz.
Mit ihren scharfen Spießen wollten sie Bär und Schwein
Und Büffeltiere jagen; was mochte kühner und schöner sein?

2. Da ging der Held zur Kammer, wo er Kriemhilden fand.
Schon war auf Rosse geladen sein edles Pirschgewand
Samt dem der Jagdgesellen; sie wollten über Rhein.
Das schuf mit Recht Kriemhilden die allergrößte Not und Pein.

3. Seine liebe Traute küßt' er auf den Mund:
„Gott füg' es, daß ich, Liebste, dich wiederseh' gesund
Und mich auch deine Augen. Im Kreis der Sippe mag
Kurzweil dich erfreuen; mich ruft's hinaus in Berg und Hag."

4. Da weinte sie ohnemaßen: „Zieht nicht zur Jagd hinaus!
Zwei wilde Schweine jagten, so träumt' ich heint voll Graus,
Euch grimmig über die Heide; drin wurden Blumen rot.
Daß ich so bitter weine, das ist mir armem Weibe not.

5. Herr Siegfried, fürchten thu' ich gar manchen bösen Rat.
Man hat vielleicht erbittert mit Worten oder That
Gar manchen, der uns Schaden bereiten kann im Haß.
Herr Siegfried, bleibt zurücke! in Treuen rät Kriemhild Euch das."

6. Er sprach: „Vielliebe Herrin, ich kehr' in kurzer Frist.
Ich weiß hier nichts von Feinden; wer trüg' uns Haß und List?
Jedweder deiner Sippe hegt mir eitel Huld.
Das hab' ich auch verdienet, das ist der Degen Pflicht und Schuld."

7. „Nein, o nein, Herr Siegfried, ich fürchte deinen Tod.
Zwei schwere Berge fielen, so träumt' ich heint voll Not,
Plötzlich auf dich nieder; ich sah dich nimmermehr.
Willst du von mir scheiden, das kränkt mein armes Herze schwer."

8. Er umfing mit seinen Armen ihren holden Leib
Und herzte mit süßen Küssen sein tugendreiches Weib.
Drauf nahm er schnellen Abschied und eilte frisch vondann.
Weh, nimmer lebend wieder sah sie den herzgeliebten Mann. —

9. Nun ritten sie von hinnen in einen tiefen Tann,
Um Kurzweil dort zu suchen. Gar mancher kühne Mann
Gesellte sich zum Wirte. Viel edle Speise war
Weislich mit verladen zur Labe für die Jägerschar.

10. Zum Sammeln ward gerufen vor dem grünen Wald,
Des Wildes Wechsel genüber, wo der Jagd alsbald
Die Stolzen pflegen sollten, auf eines Werders Plan.
Herbei kam auch Herr Siegfried; das ward dem König kund gethan.

11. Von den Jagdgenossen wurden flugs bestellt
Die Warten an allen Enden. Da sprach der kühne Held,
Siegfried der vielstarke: „Wer zeigt uns durch den Tann
Den Weg bis zu den Halden? Ihr stolzen Recken, sagt mir an!"

12. „Wir müssen halt uns trennen, sprach Hagen falschgesinnt,
Bevor man frischen Mutes das Jagen hier beginnt.
So können wir ersehen, ich und der Herre mein,
Wer auf dieser Waldfahrt die besten Jäger mögen sein."

13. Das Jagdvolk samt der Meute teilen wir zumal.
Dann fahre jeder die Straßen nach seines Herzens Wahl.
Wes Beute dann die beste der ernte Dank und Ehr'."
Ihr Weilen auf der Rüste währte da nicht lange mehr.

14. Flink versetzte Siegfried: „Nichts weiter ist mir not
Als nur ein einziger Bracke, dem man des Schweißes bot,
Und der nun alle Fährte erkennt im weiten Tann.
An Beute soll's nicht fehlen," sprach wohlgemut Kriemhildens Mann.

15. Da nahm ein Jägermeister einen Spürhund guter Art.
Der bracht' in kurzer Stunde den Herren auf die Fahrt,
Wo Wild in Menge zu finden. Was auf vom Lager sprang,
Erlegten die Genossen, wie's bei guten Jägern in Schwang.

16. Gar bald erschlug Herr Siegfried auch einen Büffel und Elch
Und starker Ure viere samt einem grimmen Schelch.
Sein Roß lief so behende, daß ihm fast nichts entrann.
Selbst Hind' und Hirsch entkamen nur selten dem wunderschnellen Mann.

17. Auch einen großen Eber trieb da der Spürhund auf.
Als der zur Flucht sich wandte, da kam in schnellem Lauf
Der Meister dieses Jagens und ging ihn an von vorn.
Dem kühnen Recken entgegen lief das Schwein in heißem Zorn.

18. Das erschlug mit einem Schwertstreich Kriemhildens starker Mann.
Welch andrer Jäger hätt' es vollführt im ganzen Bann?
Gestreckt nun lag der Eber, da fing man ein den Hund.
Siegfrieds reiche Beute ward treulich allen Burgunden kund.

19. Auch sonst an allen Enden ertönte lauter Schall;
Von Jägersleuten und Hunden erklang so starker Hall,
Daß ihnen Antwort wurde von Tann und Bergeswand;
Vierundzwanzig Koppeln hatten die Jäger ausgesandt.

20. So büßten viele Tiere dort das Leben ein.
Der Jäger jeder wähnte, ihm müsse man verleihn
Den ersten Preis des Jagens. Doch sollte der Wahn verwehn,
Sobald der starke Siegfried am Feuerplatz erst ward gesehn.

21. Die Pirsch war nun zu Ende, und doch nicht ganz und gar;
Die hin zum Feuer wollten, führten mit sich dar
Allerhand Getiere und Wildbret übergenug.
Hei, was man des zur Küche für Gunthers Jagdgesinde trug!

22. Da hieß der König künden den stolzen Jägern all,
Daß ihn nach Imbiß lüste. Drauf ward in langem Hall
Ein Horn gar laut geblasen. So wurden sie belehrt,
Es sei zur Herbergsstätte der edle Fürst schon heimgekehrt.

23. Herr Siegfried rief: „So räumen auch wir alsbald den Tann!"
Sein Jagdroß trug ihn sicher, den Seinen munter voran.
Da scheuchten sie mit Lärmen ein böses Wildtier auf;
Ein grimmer Bär war es. Nach hinten rief der Degen drauf:

24. „He, wollt ihr die Genossen vergnügen wie noch nie,
So löset flugs den Bracken! Ich seh' ein Bärenvieh,
Das soll zur Herbergsstätte von dannen mit uns ziehn.
Wie toll sich's auch gebärde, es kann dem nimmermehr entfliehn."

25. Der Hund ward losgelassen; der Bär sprang jach vondann.
Ihn balde zu erreiten hoffte Kriemhildens Mann.
Da kam er in Gerünse, dort konnt' es nicht geschehn.
Schon wähnte vor dem Jäger Herr Petz geborgen sich zu sehn.

26. Nun sprang von seinem Rosse der Ritter stolz und keck
Und hub ein schnelles Laufen. Da gab es kein Versteck,
Auch kein Entrinnen gab es; er fing das Tier zuhand
Und schuf ihm keine Wunde; er that es lebend in Strick und Band.

27. Nichts half ihm Zahn und Tatze wider den starken Mann.
Er knüpft' es an den Sattel, und mit Gewalt vondann
Bracht' er's zu der Feuerstatt in seinem kecken Mut,
Um Kurzweil zu bereiten, der junge Recke kühn und gut.

28. Als er vom Roß gestiegen, da löst er dem Bären schnell
Die Bande von Maul und Branten. Hei, welch ein wildes Gebell
Erhub die ganze Meute, als sie den Bären sah!
Der wollte flugs zu Walde; hei, was Verwirrung gab es da!

29. Das Tier geriet vom Lärmen durch die Feuerstatt.
Hei, was es Küchenknechte vom Herd geschieden hat!
Viel Kessel thät es rühren, zerführen manchen Brand,
Daß all die gute Speise man später in der Asche fand.

30. Die Herren und ihre Mannen, vom Sitze fuhren sie auf.
Der Bär begann zu zürnen; die Koppeln allzuhauf
Hieß der König lösen, was noch an Seilen lag.
Ging es gut zu Ende, so war es traun ein froher Tag.

31. Mit Bogen und mit Spießen (nicht länger säumte man)
Liefen die schnellen Degen den Bären mordlich an;
Doch keiner wagte zu schießen, so drängte Hund bei Hund.
Von dem lauten Getümmel erschollen Halden und Waldesgrund.

32. Der Bär vor all den Hunden schoß im Sprung vondann.
Dem konnte keines folgen als nur Kriemhildens Mann.
Der erlief ihn mit dem Schwerte, mit dem er ihn erschlug.
Jetzt fand sich mancher Geselle, der ihn geruhig zur Küche trug.

33. Des Recken Stärke priesen, so viele das gesehn.
Die stolzen Jagdgefährten hieß man zu Tische gehn.
Bald saßen auf grünem Anger der Jägersleute genug,
Der reichen Kost gewärtig, die man herbei für alle trug.

34. Da sprach der Herre Siegfried: „Eins wundert mich gar sehr,
Man bringt doch aus der Küche uns reichen Vorrat her;
Warum versagen die Schenken uns jeden Becher Wein?
Man pflege des Weidmanns besser! Wer mag sonst Jagdgefährte sein?

35. Ich hätte wohl verdienet, daß man mir Liebes thut."
Ob der Tafel hinüber sprach Gunther in falschem Mut:
„Man soll Euch später vergüten, was Ihr mit Recht vermißt.
Hagen hat's verschuldet, daß heut kein Trunk zuhanden ist."

36. Da versetzte der von Tronje: „Viellieber Herre mein,
Das Pirschen heute, wähnt' ich, sollte wo anders sein.
Zum Spessartwalde drüben hab' ich den Wein gesandt.
Der Trunk, der hier uns mangelt, ihn hab' ich künftig baß zur Hand."

37. Da sprach der Herre Siegfried: „Des weiß ich schlechten Dank.
Man hätt' auf sieben Säumern Wein und Lautertrank
Hierher mir schaffen sollen; und konnte das nicht sein,
Was wählte man uns Gesellen den Siedelplatz so fern vom Rhein?"

38. Hagen sprach hinwieder: „Ihr Ritter kühn und schnell,
Ich weiß in nächster Nähe hier einen kühlen Quell.
Ihr wollet drob nicht zürnen, zu diesem laßt uns gehn!"
Gar manchem Degen sollte aus diesem Rat viel Leids geschehn.

39. Schon wollten sie zur Linde, die ob dem Bronnen ragt;
Doch Hagen sprach hinwieder: „Mir ist gar oft gesagt,
Kein Geschöpf vermöchte im Lauf Kriemhildens Mann,
Wenn er eile, zu folgen. Jetzt käm' es auf ein Pröbchen an."

40. Da sprach der Herre Siegfried, der Held aus Niederland:
„Das mögt ihr ja versuchen, wollt ihr zum Bronnenrand
In die Wette mit mir laufen. Und ist das nun geschehn,
Soll jener Sieger heißen, den man zuerst am Ziel gesehn."

41. „So wollen wir's versuchen!" versetzte Hagen keck.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich auf dem Fleck
Mich Euch zu Füßen legen, nieder in das Gras."
Als Gunther dies vernommen, wie lieb im Herzen war ihm das!

42. Und weiter sprach der Kühne: „Vernehmt der Kunde mehr:
Ich will am Leibe tragen alle meine Wehr,
Den Wurfspieß samt dem Schilde, dazu mein Pirschgewand."
Den Köcher nebst dem Schwerte that er um mit flinker Hand.

43. Doch Hagen zog und Gunther vom Leib sich das Gewand,
Daß jeder in weißem Hemde vorm Jägervolke stand.
Sie liefen wie zwei Panther durchs Kleegrün wunderschnell,
Doch sah den flinken Siegfried man früher noch am kühlen Quell.

44. Sein war in allen Dingen der Preis vor jedermann.
Den Köcher legt' er nieder und löste das Schwert alsdann
Und lehnte den Ger, den starken, an einen Lindenast.
So stand am rauschenden Bronnen der hochgemute, stolze Gast.

45. Der Held war aller Tugend und aller Züchte voll;
Wohl legt' er den Schild zu Boden, wo frisch der Bronnen quoll,
Doch wie der Durst auch quälte, er trank doch nimmermehr,
Bevor der König käme. Das lange Säumen empfand er schwer.

46. Des Bronnens muntre Welle war lauter, kühl und gut.
Da streckte König Gunther sich nieder zu der Flut;
Draus schöpft' er mit dem Munde des Wassers Labe nun.
Sie hofften, daß auch Siegfried nach ihm ein Gleiches werde thun.

47. Da entgalt er seiner Züchte. Den Bogen und das Schwert,
Das allzumal trug Hagen von dannen unverwehrt;
Dann sprang er jäh zurücke, wo er den Wurfspieß fand,
Und spähte nach dem Kreuze auf des Fürsten Pirschgewand.

48. Dieweil der Herre Siegfried nun über dem Bronnen trank,
Schoß Hagen nach dem Kreuze; aus tiefer Wunde sprang
Das Blut von Siegfrieds Herzen bis an Hagens Hemd.
Gottlob, so große Unthat ist edlen Helden jetzo fremd.

49. Stecken ließ Herr Hagen im Herzen ihm den Ger.
So zagen Laufes floh er vor keinem andern mehr
Auf der ganzen Erde, wie vor dem wunden Mann,
Als der edle Siegfried der tiefen Wunde sich versann.

50. Der Recke fuhr mit Toben vom Bronnenrand empor.
Ihm ragte zwischen den Herten ein Gerschaft lang hervor.
Der Fürst vermeinte zu finden Bogen oder Schwert;
Fürwahr, so wäre Hagen nach seinem Dienst der Lohn beschert.

51. Dieweil der Todeswunde sein Schwert mit nichten fand,
So hatt' er sonst nichts weiter als seines Schildes Rand.
Den riß er auf vom Bronnen; dann lief er Hagen an.
Ihm konnte nicht entrinnen der ungetreue, grimme Mann.

52. Wohl war er wund zum Sterben, doch also hieb er ein,
Daß aus dem Schild ihm sprühte gar mancher Edelstein
Und ihm zuletzt in Händen der ganze Schild zerbrast.
Gern hätt' er Rache genommen, der hochgemute, stolze Gast.

53. Hagen sank zu Boden vor seines Armes Wucht.
Von der Macht der Streiche scholl Werder, Wald und Schlucht.
War ihm das Schwert zuhanden, so war es Hagens Tod.
Mit Müh' entging der Recke der allergrößten Angst und Not.

54. Die Kraft war jenem entwichen, er konnte nicht mehr stehn;
Seines Leibes Stärke, wohl mußte sie vergehn,
Dieweil er des Todes Zeichen in bleicher Farbe trug.
Bald ward er von schönen Frauen bejammert und beweint genug.

55. Nieder in die Blumen sank Kriemhildens Mann,
Dieweil aus seiner Wunde das Blut in Strömen rann.
Da begann er die zu schelten im Zwang der bittern Not,
Die in falschen Treuen angestiftet seinen Tod.

56. Da sprach der Todeswunde: „Weh, feige Buben, weh!
Dienste mit Mord zu lohnen! Ich half euch je und je.
Ich hielt euch stets die Treue. Nun ernt' ich diesen Sold!
Ihr zeigt an eurer Sippe euch bitterwenig lieb und hold.

57. Bescholten sind nun alle, die nach dieser Zeit
Eurem Blut entsprießen. Wie schlimm wart ihr bereit,
An meinem Fleisch zu kühlen eures Zornes Wut!
Drum seid fortan mit Schanden getrennt von Recken stolz und gut!"

58. Alles lief zur Stelle, wo jener erschlagen lag.
Es war für ihrer viele ein freudenloser Tag.
Die irgend Treue hegten, von denen ward er beklagt.
Das hatte wohl verdienet der Held gemut und unverzagt.

59. Auch der Burgundenkönig beklagte seinen Tod.
Da sprach der Todeswunde: „Dessen ist nicht not,
Daß der nach Unheil weine, der es selbst vollführt.
O hätt' er's unterlassen! Nun trifft ihn Schmach, wie ihm gebührt."

60. Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was ihr klagt.
Vorbei ist, was an Ängsten und Leid uns je geplagt.
Wir finden fürder keinen, der uns die Stirne beut.
Wohl mir, daß ich endlich seiner Herrschaft Bann zerstreut!"

61. „Des mögt Ihr leicht Euch rühmen, sprach Siegfried, was geschehn.
Hätt' ich des Mördersinnes mich je an Euch versehn,
Gehütet sonder Mühe hätt' ich meinen Leib.
Mich kümmert nichts so schmerzlich als Frau Kriemhild, mein liebes Weib

62. Auch mag es Gott erbarmen, daß ich den Sohn gezeugt,
Dem noch in späten Tagen das Haupt der Schimpf nun beugt,
Daß seine nächste Sippe an jemand Mord verübt.
O könnt' ich's damit wenden, ich klagte, was mein Herz betrübt."

63. Und weiter sprach voll Jammer der todeswunde Held:
„Wollt Ihr, stolzer König, an jemand auf der Welt
Noch irgend Treue üben, so laßt mein trautes Weib
Eurer Huld und Gnade empfohlen sein mit Seel' und Leib!

64. Laßt sie des genießen, daß Ihr sie Schwester nennt!
Pflegt ihrer treu, wenn anders Ihr Fürstentugend kennt!
Harren soll nun lange mein greiser Vater des Sohns
Und ihres Fürsten die Mannen. Versah ein Freund sich bösern Lohns?"

65. Die Blumen allenthalben waren von Blute naß.
Da rang er mit dem Tode; nicht lange that er das,
Des Todes grimme Waffe schnitt ihn allzu gut.
Nun lag er stummen Mundes, der Recke kühn und frohgemut.

66. Als die Herren sahen, daß der Held nun tot,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde rot.
Drauf gingen sie zu Rate über den besten Plan,
Wie man verhehlen könnte, daß Hagen solcherlei gethan.

67. Da sprachen ihrer viele: „Das ist ein schlimmer Fund!
Verhehlen müßt ihr's alle, und sprecht aus einem Mund,
Es hätten Schächer erschlagen der Frau Kriemhilde Mann,
Als er allein geritten zur Jagdfahrt durch den düstern Tann."

68. Da sprach der Ungetreue: „Ich schaff' ihn selbst nach Haus.
Mag alles die erfahren, (was macht sich Hagen daraus?)
Die meiner Herrin Herze jüngst so schwer betrübt.
Es kümmert mich gar wenig, was Geschrei sie auch verübt."

69. Sie säumten bis zum Abend, dann fuhren sie über Rhein.
Kein schlimmer Jagen konnte vollführt von Helden sein.
Ein Wild, das sie erschlagen, drob weinte Magd und Weib;
Auch sollte sein entgelten noch manches edlen Recken Leib.

7. Wie die Burgunden von Rüdeger empfangen wurden.

1. Zu Passau hielten die Müden kurze Rast und Ruh;
Dann ging's dem Lande Rüdegers mit frischen Kräften zu.
Da fanden sie einen Recken schlafen an der Mark;
Dem nahm Herr Hagen von Tronje seine Waffe lang und stark.

2. „O weh der Schande! klagte erwachend Eckewart;
Die Reise der Burgunden kränket mich gar hart;
Seit Siegfried mir gestorben, blieb Freude mir verhehlt.
O weh, Herr Rüdeger, o weh! wie hab' ich wider dich gefehlt!"

3. Voll Mitleid hörte Hagen des Helden Herzensnot;
Er gab ihm samt dem Schwerte sechs Spangen güldenrot:
„Die nimm zum Angedenken, und wolle Freund mir sein!
Du bist ein kühner Degen, liegst du hier auch ganz allein."

4. „Gott lohn' Euch Eure Gabe! sprach Herr Eckewart;
Doch Eure Fahrt zu Etzeln kränket mich gar hart;
Daß Siegfried Ihr erschlagen, des trägt man dort Euch Haß.
Drum hütet Euch gar sorglich! in Treuen rat' ich Hagen das."

5. „Die Hut sei Gott befohlen! versetzte Hagen drauf;
Es liegt zu dieser Stunde nur eine Sorg' uns auf,
Wo heint noch meine Herren in diesem selben Land
Gute Nachtruh finden. Auf Rast ist allen der Sinn gewandt.

6. Erschöpft sind unsre Rosse von der weiten Fahrt;
Auch ist an Reisezehrung nichts mehr aufbewahrt,
Und nirgend giebt's zu kaufen. Drum thut ein Wirt uns not,
Dessen hohe Milde zu Nacht uns Lager gönn' und Brot."

7. Zur Antwort gab ihm Eckewart: „Ein Wirt sei euch genannt,
So gut, daß euch wohl selten in einem fremden Land
Solch Obdach je geworden, wie hier es mag geschehn,
Wenn's euch beliebt, ihr Degen, zu Rüdegeren hinzugehn.

8. Er wohnet an der Straße. Kein Wirt war je ihm gleich,
Der Gäste noch empfangen. Sein Herz ist tugendreich;
So schwillt das Gras von Blumen, die Maienlicht verstreut.
Kann er Helden dienen, so ist der Gute hocherfreut."

9. Da sprach der König Gunther: „So seid mein Bote schnell,
Ob der Markgraf Rüdeger, mein Freund und Waffengesell,
Mir zu Gunst und Liebe uns heint bewirten mag.
Ich lohn' es Euch in Treuen aufs beste all mein Lebetag."

10. Herr Eckewart versetzte: „Der Bote bin ich gern."
Er hub sich froh von hinnen. Da sah ihn schon von fern
Der edle Markgraf Rüdeger und eilte flugs ans Thor.
„Woher so hastig?" rief er und lieh dem Boten still sein Ohr.

11. Drauf hob gar helles Lachen der edle Rüdeger:
„Hei, wohl mir dieser Kunde! Die Könige hoch und hehr
Beehren mich als Gäste? Mein Obdach steht bereit.
Laßt meinem Haus sie nahen! Gern dien' ich ihnen allezeit."

12. „Gunthers Marschall sendet Euch weiter noch Bescheid,
Er fordert reiches Gasten, bei meiner Seelen Eid:
Sechzig kühne Recken und tausend Ritter gut,
Dazu neuntausend Knechte!" Des ward der Markgraf frohgemut.

13. „Wohl mir auch dieser Kunde, rief er freudig aus,
Daß also stolze Recken mir kommen in mein Haus,
Von denen meines Dienstes noch selten einer genoß.
Entgegen zieh' ich ihnen mit Freunden und Mannen hoch zu Roß."

14. Auch ging er zur Kemnate, wo er die Frauen fand,
Sein Weib mit seiner Tochter. Er machte sie bekannt
Mit der lieben Botschaft, bald kämen ihnen zu Gast
Ihrer Herrin Brüder; sie bäten in seinem Haus um Rast.

15. „Ich bitt' Euch, liebe Traute, daß Ihr Euch recht befleißt,
Die Mannen zu empfangen, die Könige doch zumeist.
Auch Hagen kommt und Dankwart samt Volker. Nun geschwind!
Die sechs küßt zum Empfange, Ihr und unser holdes Kind!"

16. Die beiden Frauen versprachen's und waren gern bereit.
Sie suchten aus den Laden gar manches reiche Kleid,
Den Recken zu begegnen in rechter Zucht und Art.
Auch sonst ward großer Eifer von schönen Frauen nicht gespart.

17. Doch lassen wir die Frauen sich mühn in solcher Hast.
Auch Rüdegers Gesippe kannte keine Rast;
Sie sprengten durch die Felder, bis man die Gäste fand.
Wie gütig sie der Markgraf empfing in seinem eignen Land!

18. Das dankten ihm die Recken aus rechtem Herzensgrund.
Doch Dankwart sprach: „Uns selber thut Ihr viel Güte kund;
Doch wer pflegt unser Gesinde, das mit uns kam vom Rhein?"
Da sprach der edle Markgraf: „Das soll nicht Eure Sorge sein!

19. Versorgt wird auf das beste, was Ihr in mein Land
Mit Euch hergeführet; auch Silber, Roß, Gewand
Wird also wohl behütet, daß nichts verloren geht,
Auch wenn es nur im Werte eines halben Spornes steht.

20. Spannet aus, ihr Knechte, die Hütten auf dem Feld!
Was euch zu Schaden komme, des leist' ich euch Entgelt.
Und nehmet ab die Zäume, laßt frei die Rosse gehn!"
So gut war's ihnen noch selten von einem Wirt bisher geschehn.

21. Des freuten sich die Gäste. Als dies vollendet war,
Da ritten die Herrn zur Feste. Es warf der Knechte Schar
Sich auf den Rasen nieder; da ruhte sich's gar sacht.
Traun, solch Behagen hatte die Fahrt noch ihrer keinem gebracht.

22. Nun war die Markgräfin getreten vor das Thor
Mit ihrer schönen Tochter. Auch stand mit ihnen davor
Gar manche Frau voll Hulden und manche süße Maid;
Die trugen güldne Spangen und prangten in reichem Feierkleid.

23. Die Edelsteine blitzten aus weiter Ferne schon
Von ihren stolzen Gewanden; ein Blick fand reichsten Lohn.
Nun kamen auch die Recken und saßen ab sogleich.
Hei, die Wormser Helden, was waren die an Züchten reich!

24. Sechsunddreißig Mägdlein nebst mancher andern Frau
(Ihr Leib von seltner Schöne bot wonnesame Schau),
Die gingen ihnen entgegen, die Ritter zu empfahn.
Da ward ein holdes Grüßen von Frauenblick und -mund gethan.

25. Die Markgräfin küßte die Fürsten alle drei,
Ingleichen that die Tochter. Hagen stand dabei.
Auch den sollte sie küssen; sie sah ihm ins Gesicht,
Er schien ihr gar so schrecklich; viel lieber gab den Kuß sie nicht.

26. Doch mußte sie befolgen, was der Wirt gebot.
Die Farbe thät sie wechseln, jetzt bleich, jetzo rot.
Auch Dankwart thät sie küssen, danach den Fiedelmann,
Dem seines Leibes Stärke so hohen Ehrengruß gewann.

27. Des Markgrafen Tochter führte bei der Hand
Den jungen Recken Gieselher aus Burgundenland.
Ingleichen that die Mutter mit Gunther, dem kühnen Mann.
Gernoten führte Rüdeger freundlich zu der Burg hinan.

28. In der schönen Feste lag ein weiter Saal;
Dort ließen Ritter und Frauen sich nieder allzumal.
Geschenkt ward ohne Säumen den Gästen edler Wein.
Fürwahr, nie konnte Helden so gütig-mild begegnet sein.

29. Mit Blicken voller Liebe ward tapfer angeschaut
Rüdegers Tochter; sie war so hold, so traut.
Sehnen trug im Herzen gar mancher wackre Held;
Wohl war sie dessen würdig, kein Mägdlein glich ihr in der Welt.

30. Nach Brauch und Sitte schieden sich Ritter und Frauen nun;
Die letztern gingen von hinnen, wie sie noch heute thun.
Gerüstet wurden die Tische durch den weiten Saal;
Man bot den werten Gästen mit gutem Willen ein reiches Mahl

31. Zu Ehr' den Gästen teilte die Markgräfin das Mahl;
Doch sie allein, die Tochter mußt' im Frauensaal
Mit den Mägdlein weilen. Da saß sie nun mit Fug.
Ihre Schau zu missen, das war den Gästen leid genug.

32. Als sie mit Lust getafelt an allen Tischen zumal,
Da führte man die Holden wiederum in den Saal.
Nun hub ein heitres Plaudern von hüben und drüben an;
Der Meister war Herr Volker, der kühne, muntre Fiedelmann.

33. Es sprach der teure Degen in freiem Jugendmut:
„Euch, vieledler Markgraf, hat wunderreiches Gut
In Gnaden Gott verliehen; ein Weib ward Euch beschert
Von hoher Zucht und Schöne, und Wonne herrscht an Eurem Herd.

34. Wär' ich von Fürstenblute, fuhr der Spielmann fort,
Und trüg' ich eine Krone, zum Weib begehrt' ich dort
Eure schöne Tochter. Des hätt' ich frohen Mut.
Sie ist so hold zu schauen, dazu so edel und so gut."

35. Da sprach der wackre Markgraf: „Wie möchte das geschehn?
Wie sollte je ein König auf meine Tochter sehn?
Wir sind fremd im Lande, ich und mein liebes Weib,
Und haben wenig zu geben. Was hilft ihr da ihr schöner Leib?"

36. „Herrn Gieselher, sprach Hagen, wär' jetzt ein Weib wohl recht.
Die süße Markgrafstochter ist von so hohem Geschlecht,
Daß wir ihr gerne dienten, ich und mancher Mann,
Zög' im Schmuck der Krone zum Rheine sie mit uns vondann."

37. Die Rede dünkte Rüdegern in seiner Seele gut,
Dazu auch seiner Gattin. Sie waren frohgemut.
Nun flissen sich die Helden, daß König Gieselher
Sie zum Weibe wählte; es sei für beide Glück und Ehr'.

38. Dann schloß man um sie beide den Ring nach altem Brauch.
Der Holden stand genüber manch keckes Bürschlein auch
Im Zwiespalt der Gedanken; sie ließen die Augen ruhn
Auf dem süßen Kinde und dachten, wie Knaben heut noch thun.

39. Als die holde Jungfrau man nun zu fragen begann,
Ob sie den Recken wolle, da hub ein Sträuben an,
Obwohl zur Wahl des Schönen ihr Herze frohbereit.
Sie schämte sich der Frage; das that auch sonst schon manche Maid.

40. Da riet, ins Ohr ihr flüsternd, der Vater zu einem Ja;
Sie möcht' ihn willig nehmen. Im Umsehn war nun da,
Der sie mit weißen Händen vor aller Augen umschloß,
Gieselher der junge. Wie wenig fürder sie des genoß!

41. „Ihr Fürsten stolz und edel, sprach Rüdeger darauf,
Wenn ihr hinwieder kehret in der Tage Lauf
Zur Fahrt in eure Lande, dann geb' ich euch mein Kind,
Sie heim mit euch zu führen." So beschloß man treugesinnt

42. Wie laut der Jubel tönte, endlich mußt' er ruhn.
Man führte die holden Mägdlein zur Kemenate nun,
Die Gäste zu der Schlafstatt. Die schliefen bis zum Tag.
Drauf hieß für Imbiß sorgen der Wirt, der ihrer gütig pflag.

43. Als nun das Mahl beendet, gedachten sie der Fahrt
Nach dem Heunenlande. „Das bleibe mir erspart!
Sprach der Wirt, der edle. Ich laß' euch noch nicht ziehn;
So liebe Gäste zu pflegen ward selten mir bisher verliehn."

44. Zur Antwort gab ihm Dankwart: „Fürwahr, das darf nicht sein.
Wo fändet Ihr die Speise, das Brot mit all dem Wein?
Wem ständ' es zur Genüge für solche Scharen bereit?"
Des edlen Marschalls Rede schuf dem edlen Wirte Leid.

45. Da sprach der wackre Markgraf: „Der Sorg' ist nimmer not;
Auf volle vierzehn Tage könnt' ich Wein und Brot
Euch in Fülle geben und Euren Mannen dazu.
Ihr müsset mir noch bleiben. Da hilft Euch nichts; drum weilt in Ruh!"

46. Wie sehr sie fürbaß strebten, man hielt sie dort zurück
Bis zum vierten Morgen. Da gab's ein neues Stück
Von des Wirtes Milde zu künden weit und breit;
Er schenkte seinen Gästen Waffenschmuck und Feierkleid.

47. Das Ingesinde führte gar viele Rosse vor,
Die schon zur Fahrt gesattelt. Auch harrte vor dem Thor
Schon mancher gute Recke. Wie blitzten in der Hand
Die Schilde, nun die Reise weiter ging ins Heunenland!

48. Gunthern gab beim Scheiden der edle Rüdeger,
Was jener trug mit Ehren, der König hoch und hehr,
Ein Waffenkleid — der Gabe glich eine zweite nie.
Aus seinen milden Händen empfing der Fürst mit Danke sie.

49. Ein Schwert erhielt, ein gutes, der Recke Gerenot;
Das führt' er bald mit Ruhme in höchster Kampfesnot.
Des Wirtes Gattin gönnte diese Gab' ihm gern.
Die sollte bald erschlagen ihren guten Eheherrn.

50. Da bot Frau Gotelinde auch Hagen ein Geschenk.
Daß Gunther eins genommen, des war sie eingedenk.
Nun sollt' ihr ohne Steuer auch Hagen nicht vondann
Zu dem Hoffest fahren. Ohne Weigern nahm er's an.

51. „Von allem, was je ich gesehen, sprach der Tronjer Held,
Wünscht' ich nichts so sehnlich zu eigen auf der Welt
Als jenen Schild, der drüben herabhängt von der Wand.
Den führt' ich gerne mit mir hinüber in das Heunenland."

52. Sie sprach zum Degen weinend: „Ja, Euer sei der Schild!
Ach, wollte Gott im Himmel, das junge Heldenbild,
Das ihn getragen, lebte noch! Im Sturme blieb er tot.
Um Nudung klag' ich ewig; das thut der armen Mutter not."

53. Die edle Markgräfin stand auf und langte stumm
Den Schild herab am Riemen und wandte still sich um.
Dann brachte sie ihn Hagen mit ihrer eignen Hand.
Es ward die hohe Gabe mit Ehren dem Recken zugewandt.

54. Zum Schluß kam Volker der schnelle; gar zuchtreich war sein Sinn.
Mit seiner Fiedel trat er vor Gotelinden hin.
Er strich ihr süße Weisen und sang dazu sein Lied.
Das war des Helden Lebewohl, als er von Bechlaren schied.

55. Der Wirt sprach zu den Gästen: „Auf daß ihr sänftlich fahrt,
Will ich euch selbst geleiten. So bleibt ihr wohlbewahrt,
Daß man auf der Straße nicht heische Zoll und Pfand.
Ich selber will euch führen in König Etzels Kronenland."

56. Bald war der Wirt gerüstet. Mit fünfmalhundert Mann
Samt Rossen und Gewändern zog er nun vondann
Zu dem stolzen Feste, als winkte reiches Glück.
Von ihnen kehrte niemand nach Bechelaren je zurück.

8. Wie Rüdeger erschlagen ward.

1. Das Klagen früh am Morgen war wahrlich nicht gering,
Sodaß Gotlindens Gatte zu Hof hinüber ging.
Er sah auf beiden Seiten die Leiden groß und schwer.
Drob weinte recht von Herzen der vielgetreue Rüdeger.

2. „O wehe, rief der Recke, daß ich das Leben gewann,
Dieweil dem wilden Jammer niemand wehren kann!
Wie gern ich schlichten möchte, der König duldet's nicht,
Da ihm an den Seinen Schaden mehr und mehr geschicht."

3. Kriemhilde saß bei Etzeln; die sprach in ihrem Leid:
„Ihr sagtet doch, Herr Rüdeger, Ihr wäret stets bereit,
Ehr' und Leib zu wagen für mich und meinen Herrn.
Auch geben viele Recken den allerersten Preis Euch gern.

4. Ich mahn' Euch an die Treue; Ihr schwurt mir in die Hand,
Als Ihr mir angeraten die Fahrt in Etzels Land,
Ihr wolltet stets mir dienen, bis einer von uns tot.
Eurer Gunst und Treue war mir Armen nie so not."

5. „Das will ich nimmer leugnen, ich schwur Euch, edles Weib,
Gern für Euch zu wagen die Ehre samt dem Leib.
Die Seele zu verlieren, das schwur ich nimmermehr;
Eure hehren Brüder, die führt' ich selbst zu Hofe her."

6. Sie sprach: „O wahre, Rüdeger, die Treue sonder Wank!
Mit Handschlag und mit Eiden versprachst du frei und frank,
All meinen Schaden zu rächen und all mein Herzeleid.
Des laß dich heute mahnen. Auf, kühner Degen, sei bereit!"

7. Etzel auch, der stolze, hub zu flehen an.
Sie warfen sich zu Füßen vor ihrem Lehensmann.
Der wackre Markgraf schaute voll tiefer Trauer darein.
Der vielgetreue Recke sprach in bittrer Qual und Pein:

8. „O weh mir Gottesarmem! Wie ist mir doch geschehn!
Aller meiner Ehren soll ich verlustig gehn?
Aller Zucht und Treue, die Gott mir einst verliehn?
Du starker Gott im Himmel, ach, könnt' ich sterbend dem entfliehn!

9. Was ich auch unterlassen, was auch beginnen mag,
Stets üb' ich schlimmen Frevel. O jammerreicher Tag!
Doch unterlass' ich beides, so schilt mich alle Welt.
Erleuchte mich in Gnaden, mein Schöpfer hoch im Himmelszelt!"

10. Da flissen sich des Bittens der König und sein Weib.
Das sollte vielen Degen an Leben gehn und Leib
Durch die Hände Rüdegers, bevor er selber starb.
Bald sollet ihr vernehmen, wie furchtbar seine Klinge warb.

11. Es sprach der kühne Markgraf: „Ich bin Euch unterthan.
Herr König, nehmt es wieder, was ich von Euch empfahn,
Das Land und alle Burgen! Mir bleibe nichts vom Lehn!
Ich will mit diesen Füßen ins Jammerlos der Fremde gehn.

12. Will Weib und Tochter ruhig nehmen an die Hand
Und aller Güter ledig räumen Euer Land,
Eh' mich der Treue ledig hier finden soll der Tod.
Mir wäre böse Gabe das Gold, das Eure Huld mir bot."

13. Da sprach der König Etzel: „Wer anders hülfe mir?
Das Land mit allen Burgen, zu eigen geb' ich's dir,
So du an meinen Feinden mich rächest, Rüdeger.
Du wirst an meiner Seite ein eigner König hoch und hehr."

14. Aufs neue sprach Herr Rüdeger: „Wie führt' ich solches aus?
Daheim hab' ich sie selber geladen in mein Haus,
Allwo ich Trank und Speise ihnen in Treuen bot,
Dazu auch manche Gabe. Nun schlüg' ich diese selber tot?

15. Mag sein, die Leute nennen mich furchtsam und verzagt;
Doch hab' ich meinen Gästen keinen Dienst versagt;
Nun soll ich sie befehden? Das wäre Missethat.
Die ich mit ihnen geschlossen, die Freundschaft trüge böse Saat.

16. Meine Tochter gab ich dem Degen Gieselher.
Nie war ein junger König so tugendreich wie er.
Kein Bess'rer konnt' ihr werden auf dieser weiten Welt
An Züchten und an Ehren, dazu an reichem Gut und Geld."

17. Da sprach Kriemhild hinwieder: „Vieledler Rüdeger,
Erbarm' dich unsrer Leiden so mannigfalt und schwer,
Der meinen und des Königs! Gedenke wohl daran,
Daß nie ein Wirt auf Erden so böse Gäste sich gewann."

18. Da sprach der edle Markgraf zu seines Königs Weib:
„Noch heute muß entgelten Rüdegers Leib,
Was Ihr und mein Gebieter mir Liebes angethan.
Dafür muß ich nun sterben. So mag denn die Entscheidung nahn!

19. Ich weiß wohl, meine Burgen, dazu mein ganzes Land
Wird heut für Euch noch ledig durch eines Gegners Hand.
So befehl' ich Eurer Gnade mein liebes Weib und Kind
Und die verwaisten Mannen, die drüben in Bechelaren sind."

20. „Das lohne Gott dir, Rüdeger!" rief Etzel hocherfreut;
Der Königin ingleichen ward der Mut erneut:
„Uns sollen deine Leute treu befohlen sein.
Doch trau' ich meinem Glücke; du bleibst wohl noch gesund und mein."

21. So galt es denn zu opfern die Seele wie den Leib.
Es hub ein lautes Weinen König Etzels Weib.
„Ich will Euch leisten, sprach er, was ich zu Worms Euch schwor.
O weh, ich soll befehden, die Freund' und Gäste mir zuvor!"

22. Da sah man ihn von Hofe in heißen Qualen gehn.
In der Nähe fand er seine Recken stehn:
„Ihr sollt euch alle waffnen! Mannen, seid bereit!
Den kühnen Nibelungen gilt leider unser Kampf und Streit."

23. Wappnen ließ sich Rüdeger mit fünfmalhundert Mann,
Dazu zwölf andre Recken, die er zu Hilfe gewann.
Sie wollten Ruhm erwerben in dieses Sturmes Not;
Sie ahnten nicht, wie nahe ihnen allen schon der Tod.

24. Bald sah man Rüdegeren unterm Helme stehn
Und seine Recken von hinnen mit scharfen Schwertern gehn;
Auch trugen sie in Händen die Schilde licht und breit.
Das sah der Fiedelmeister; es schuf ihm großes Herzeleid.

25. Auch Gieselher der junge sah seinen Schwäher nahn
Mit aufgebundnem Helme. Ihm kam mit Fug der Wahn,
Was jener damit meinte, sei alles lieb und gut.
Des ward der edle König so recht von Herzen frohgemut.

26. „Wohl mir ob solchen Freunden, rief Gieselher zuhand,
Die wir gewonnen haben auf unsrer Fahrt ins Land.
Ein Frommen soll uns werden von meiner Trauten hier.
Daß der Verspruch geschehen, wie lieb und teuer ist es mir!"

27. „Ich weiß nicht, was Ihr jubelt, rief Volker; laßt den Wahn!
Wo saht Ihr je zum Frieden so viele Recken nahn
Mit aufgebundnen Helmen, mit Schwertern in der Hand?
Der will an uns verdienen seine Burgen und sein Land."

28. Kaum war des Fiedelmeisters weises Wort verhallt,
Da machte vor dem Hause der wackre Markgraf Halt.
Seinen Schild, den guten, setzt' er vor den Fuß.
Versagen mußt' er den Gästen seinen treuen Dienst und Gruß.

29. Da rief hinauf zur Stiege der Markgraf allzuhand:
„Nun wehrt euch, edle Recken aus Burgundenland!
Ihr solltet mein genießen, nun trag' ich Not euch ein;
Einst waren wir Gefreunde, jetzt muß ich euer Todfeind sein."

30. „Verhüte Gott im Himmel, sprach Gunther schier verzagt,
Daß Eurer Huld und Güte Ihr gegen uns entsagt
Und Eurer großen Treue, darauf wir hier gezählt.
Noch will ich mich getrösten, daß Ihr so Böses nimmer wählt."

31. „Ich darf davon nicht lassen, sprach der kühne Mann;
Ich muß heut mit euch streiten, ich steh' in Eides Bann.
Nun wehrt euch, kühne Degen, so lieb euch Leben und Leib!
Mir wollt' es nimmer schenken König Etzels stolzes Weib."

32. „Ihr kündet uns die Fehde, sprach Gunther, viel zu spat.
Gott lohn' Euch, edler Rüdeger, was je uns Gutes that
Eure Treu' und Milde! Der Himmel sei Euch hold,
Wenn Ihr auch noch zum Schlusse Euch größrer Güte fleißen wollt.

33. Wir würden nie vergessen, schont Ihr unsern Leib,
Ich selbst und meine Sippe, was Ihr samt Eurem Weib
An Gaben uns gegeben, als Ihr mit stolzem Geleit
Zu diesem Festgelage uns hergeführt so dienstbereit."

34. „Wie wünscht' ich euch zu liebe, sprach Herr Rüdeger,
Ich könnte meine Gaben noch oft und voll und schwer
Nach Herzenslust euch wägen, wie ich es einst gedacht!
Fürwahr, es würde nimmer des Geizes Vorwurf mir gemacht."

35. „Steht ab, edler Rüdeger, versetzte Gerenot,
Dieweil kein Wirt den Gästen je so freundlich bot,
Wessen sie bedurften. Euch that's kein zweiter gleich.
Bleiben wir am Leben, wir lohnen's Euch gewißlich reich."

36. „Wollte Gott im Himmel, vieledler Gerenot,
Ihr wäret noch am Rheine, und Rüdeger wär' tot
Mit nicht zu kargen Ehren, statt wider euch zu stehn.
Schlimmres ist von Freunden an edlen Degen nie geschehn."

37. „Nun lohn' Euch Gott, Herr Rüdeger, sprach wiedrum Gerenot,
Eure reiche Gabe! Tief schmerzt mich Euer Tod,
Wenn an Euch verdürbe so tugendreicher Mut.
Hier trag' ich Eure Waffe, Ihr gabt sie mir, Held kühn und gut.

38. Nie ließ sie mich im Stiche in aller dieser Not;
Unter ihrer Schneide sank mancher Ritter tot.
Sie ist gar gut und herrlich, fest, scharf und licht.
So reiche Gabe, wähn' ich, schenkt ein zweiter Recke nicht.

39. Wenn Ihr Euch nicht begebet und kühnlich an uns wagt,
Und falls Ihr dieser Freunde mir einen nur erschlagt,
Mit Eurem eignen Schwerte geht's Euch an den Leib.
Tief schmerzt Ihr mich, Herr Rüdeger, Ihr selbst und Euer herrlich Weib."

40. „Wollte Gott, Herr Gernot, und möcht' es doch geschehn,
Daß wir Euren Willen erfüllt in allem sehn!
O wahrten Eure Freunde Leben doch und Leib!
Euch will ich gern vertrauen mein liebes Kind und liebes Weib."

41. Zur Antwort gab ihm Gieselher, der edlen Ute Kind:
„O welch Beginnen, Rüdeger! Gar hold ist Euch gesinnt,
Wer mit mir hergekommen. Das nenn' ich üble Müh',
Eure schöne Tochter macht Ihr zur Witib allzu früh."

42. „Gedenket Eurer Treue! versetzte Rüdeger;
Läßt Euch Gott von hinnen, König hoch und hehr,
So laßt die Magd nicht büßen, was einzig meine Schuld!
Bei aller Fürstentugend wahrt ihr Eure Gnad' und Huld!"

43. „Das thät' ich wohl mit Fuge, sprach Utens edles Kind;
Doch meine Freund' und Mannen, die hier im Saal noch sind,
Wenn die durch Euch ersterben, so muß der Freundschaft Bund
Mit Euch und meiner Trauten geschieden sein. Das sei Euch kund."

44. „So gnad' uns Gott im Himmel!" sprach der kühne Mann.
Drauf hoben sie die Schilde und schickten flugs sich an
Zum Kampfe mit den Gästen in Frau Kriemhildens Saal.
Doch laut rief der Tronjer von der Stiege noch einmal:

45. „Verharret eine Weile, vieledler Rüdeger!
Ich und meine Herren, wir wollen erst noch mehr
Mit Euch in Güte reden; uns zwingt dazu die Not.
Was frommt doch König Etzeln der heimatlosen Gäste Tod?

46. Ich steh' in großen Sorgen, du Fürst so gut und mild;
Die Markgräfin schenkte mir diesen reichen Schild.
Ich führt' ihn voller Freuden mit her in Etzels Land.
Den haben mir die Heunen im Streit zerhauen vor der Hand.

47. Wollte Gott im Himmel, fuhr Hagen weiter fort,
Mir würd' ein neuer guter zu teil an diesem Ort,
Wie du ihn hast vor Handen, vieledler Rüdeger;
Keiner Halsberge begehrt' ich wider Heunen mehr."

48. „Gern stünd' ich dir zu Diensten mit meinem eignen Schild,
Dürft' ich ihn dir bieten vor Königin Kriemhild.
Doch sei es, Hagen, nimm ihn hin und trag ihn an der Hand!
O brächtest du ihn glücklich rheinüber nach Burgundenland!"

49. Da er ihm so willig den Schild als Gabe bot,
Da ward gar manches Auge von heißen Thränen rot.
Es war die letzte Gabe; Markgraf Rüdeger
Bot edlen Degen und Gästen hinfürder keine Gaben mehr.

50. Wie grimmig sonst auch Hagen, wie hart und wildgemut,
Ihn rührte doch die Gabe, die ihm so mild und gut,
So nah dem letzten Ende, der wackre Held gereicht.
Gar mancher edle Ritter ward mit dem Grimmen zu Leid erweicht.

51. „Das lohn' Euch Gott im Himmel, vieledler Rüdeger!
Euresgleichen findet sich nun und nimmermehr.
Wer wäre fremden Recken zu schenken so bestrebt?
Drum wolle Gott es fügen, daß Eure Tugend ewig lebt.

52. Auch lohn' ich selbst Euch freudig die Gabe hier am Ort;
Alles Böse meid' ich wider Euch hinfort,
Euch berühret nimmer im Streite meine Hand,
Und wenn Ihr auch erschlüget, was hier ist aus Burgundenland."

53. Mit Züchten dankte dem Tronjer der wackre Rüdeger.
Die Männer weinten alle; daß Leiden also schwer
Niemand bannen konnte, schuf ihnen reiche Not.
Der Vater aller Tugenden lag bald in Rüdegeren tot.

54. Da rief auch aus dem Saale der kühne Fiedelmann:
„Da mein Geselle Hagen Euch Frieden bot, wohlan!
Ihr sollt ihn unverbrüchlich auch haben von meiner Hand.
Auch habt Ihr's um uns alle verdient auf unsrer Fahrt ins Land.

55. Vieledler Held, mein Bote seid nach meinem Tod:
Die Markgräfin schenkte mir diese Spangen rot,
Daß ich sie tragen sollte bei Etzels Festgelag.
Das hab' ich treu vollführet, wie Euer Mund mir zeugen mag."

56. „Wollte Gott im Himmel, sprach Herr Rüdeger,
Die Markgräfin schenkte der Gaben Euch noch mehr!
Die Zeitung bring' ich gerne meinem trauten Weib,
Seh' lebend ich sie wieder. Das schwör' ich Euch bei meinem Leib."

57. Kaum war's gelobt, da packte den Schild Herr Rüdeger.
Sein Mut begann zu toben; kein Zaudern gab es mehr.
Er stürmte zu den Gästen hinan gar reckengleich.
Hei, der Markgraf führte gar manchen schnellen Schwung und Streich!

58. Die beiden, Hagen und Volker, wichen höher hinauf,
Wie sie ihm jüngst gelobten; doch fand er in seinem Lauf
An des Thores Eingang noch manchen kühnen Mann,
Sodaß mit großen Sorgen Rüdeger den Streit begann.

59. Voll Mordbegierde ließen ihn in den Saal hinein
König Gunther und Gernot; jetzt hieß es Helden sein.
Beiseite trat jung Gieselher, ihm schuf es bittres Leid.
Noch pflag er stiller Hoffnung; drum mied er Rüdegern im Streit.

60. Da drang nun auf die Feinde Rüdegers Gesind,
Ihres Herren Ferse folgten sie geschwind.
Ihre scharfen Waffen blitzten in der Hand;
Drob barsten viele Helme und manches reichen Schildes Rand.

61. Doch auch die Müden reichten gar manchen jähen Hieb
Den Degen von Bechlaren, der böse Zeichen schrieb
Und glatt durch lichte Ringe tief ins Leben drang.
Hei, was an stolzer Arbeit den Nibelungen im Sturm gelang!

62. Nun mochte das Gesinde wohl voll im Hause sein,
Da sprangen flugs Herr Hagen und Volker auch hinein.
Sie gaben niemand Frieden als nur dem einen Mann,
Daß bald von beider Händen das Blut durch viele Helme rann.

63. Der Vogt von Bechelaren fuhr hinab, hinan,
Wie einer, der des Sturmes gar mächtig walten kann.
An jenem Tag that Rüdeger durch reiche Wunder kund,
Daß er ein Recke wäre, den preisen müsse jeder Mund.

64. Der edle Markgraf Rüdeger, wohl war er stark genug;
Und mit der guten Waffe was Helden er erschlug!
Das sah wohl ein Burgunde voll Zorns ob dieser Not.
Da nahte nun in Eile dem wackren Rüdeger der Tod.

65. Das war der starke Gernot. Der rief den Helden an:
„Ihr treibt es arg, Ihr wollet mir auch nicht einen Mann
Am Leben länger lassen, vieledler Rüdeger.
Das kränkt mich ohnemaßen; länger trag' ich's nimmermehr.

66. Nun schafft Euch wohl noch Schaden die Gift, die Ihr mir gabt,
Dieweil Ihr mir der Freunde so viel genommen habt.
Kehrt Euch herum zu Gernot, vieledler, kühner Mann!
Ich lohn' Euch Eure Gabe, so hohen Preis ich zahlen kann."

67. Bevor ihn noch erreichte der Mann der Gotelind,
Da schuf er erst noch manchem die lichten Ringe blind.
Dann stürmten aufeinander voll Ehrbegier die zween.
Da konnte man sich beide vor grimmen Wunden schirmen sehn.

68. Doch ihre Schwerter brachen jeden Widerstand.
Gernoten schlug Herr Rüdeger durch den Helm zuhand;
Jäh barst der kieselharte, in Strömen floß das Blut.
Das vergalt dem Degen mit Zins der Ritter kühn und gut.

69. Hoch schwang die Gabe Rüdegers er in der Faust sogleich;
Wie wund er war zum Tode, er gab ihm einen Streich
Durch seinen Schild, den guten, bis auf des Helmes Band.
Der schönen Gotelinde Mann, er mußte sterben in fernem Land.

70. Fürwahr, so reiche Gabe ward schlimmer nie gelohnt.
Tot sanken beide nieder, die sonst zu siegen gewohnt;
Sie fielen in einem Sturme von ihrer beider Hand.
Nun erst ergrimmte Hagen, der diesen Schaden schwer empfand.

71. Da sprach der Held von Tronje: „Weh, bös ist uns gethan!
Wir haben an allen beiden gar großen Schaden empfahn.
Den überwinden nimmer beider Leut' und Land.
Alle Degen Rüdegers sind nun unser Unterpfand."

72. „O wehe! klagte Gieselher, so ist mein Bruder tot?
Das schafft zu allen Zeiten mir immer neue Not.
Auch muß mich ewig jammern mein Schwäher Rüdeger.
Mich traf von beiden Seiten Verlust und Leid so groß und schwer."

73. Als die Burgunden sahen, daß beide Helden tot,
Da büßten's, die noch lebten, mit allzu bittrer Not.
Der Tod ging um und suchte sein Gesind sich aus.
Der Degen von Bechlaren kam keiner lebend aus dem Haus.

74. Zuletzt sprach König Gieselher: „Wie schlimm uns auch geschehn,
Steht ab von eurem Weinen, laßt an die Luft uns gehn,
Die uns Sturmesmüden die Ringe kühlen mag.
Mich dünkt, der Herr verlängert das Leben uns nicht einen Tag."

75. Man sah in neuer Muße dort manchen fremden Mann;
Der saß nun auf der Stiege, der lehnte matt sich an.
Tot waren alle Feinde; drum schwieg des Sturmes Wut.
Befremdet ob der Stille erhub Kriemhild sich ungemut.

9. Wie Dietrich von Bern Gunthern und Hagen bezwang und Hildebrand Kriemhilden erschlug.

1. „Nun eilet, Meister Hildebrand! sprach der Vogt von Bern;
Heißt meine Mannen sich rüsten und folgen ihrem Herrn,
Und lasset flugs mir bringen mein lichtes Streitgewand!
Ich selber will sie fragen, die Helden aus Burgundenland."

2. Drauf sagte Meister Hildebrand: „Und wer soll mit Euch gehn?
Was Euch noch leibt und lebet, das seht Ihr bei Euch stehn;
Ich bin es ganz alleine, die andern sind Euch tot."
Die Kunde schuf dem Recken Entsetzen und große Seelennot.

3. So schweres Leid gewann er noch nie in dieser Welt.
„Und ist mir alles gestorben, Knecht und Ritter und Held,
So hat mich Gott vergessen. Ich war ein reicher Mann,
Der jetzt mit Fug und Rechte der arme Dietrich heißen kann.

4. Dieweil mich nun das Unheil so grimmig hat ereilt,
So sagt mir, ob der Gäste noch einer am Leben weilt."
Da sprach der Meister Hildebrand: „Bei Gott, kein andrer mehr
Als Hagen, der kühne Recke, und Gunther, der König hoch und hehr."

5. Da suchte sich Herr Dietrich selbst sein Streitgewand;
Ihm half beim schnellen Wappnen Meister Hildebrand.
Wohl klagte so gewaltig der wunderstarke Mann,
Daß von seiner Stimme das ganze Haus zu dröhnen begann.

6. Doch bald gewann er wieder rechten Mannesmut.
Voll Ingrimm stund gerüstet der Degen kühn und gut.
Seinen Schild, den festen, nahm er vor die Hand,
Indes zu trösten suchte der alte Meister Hildebrand.

7. Da sprach Herr Hagen von Tronje: „Ich sehe drüben nahn
Den edlen König Dietrich; Kampf wohl ist sein Plan
Nach seinem schweren Leide, das ihm von uns geschehn.
Wem der Preis gebühre, das soll man heute klar ersehn.

8. Wohl dünkt der Herr von Berne, der Recke Dieterich,
Sich stark wie nie an Kräften, an Mute fürchterlich;
Doch will er an uns rächen, was hier ihm angethan,
Ich wag' ihn trotz Ermüdung nach Gebühren zu empfahn."

9. Die Rede hörte Dietrich samt Meister Hildebrand.
Er nahte sich den Recken, die er draußen fand;
Sie lehnten an der Mauer vor dem weiten Saal.
Seinen Schild, den guten, setzte Dietrich stracks zuthal.

10. In Kummer und in Sorgen sprach der edle Mann:
„Gunther, stolzer König, was focht Euch also an?
Ich heimatloser Recke, sagt an, was ich Euch that?
Nun steh' ich hier verlassen, ohne Trost und ohne Rat.

11. Weh, noch zu klein bedünkte euch Recken die große Not,
Die jüngst ihr uns bereitet durch Rüdegers Tod.
Auch meine Mannen alle habt ihr mir mißgönnt.
Wo ist ein gleicher Frevel, des ihr mich bezichten könnt?"

12. Darob versetzte Hagen: „So schuldig sind wir nicht.
Es kamen Eure Degen mit Scharen groß und dicht
In allem Fleiß gewaffnet zu diesem Haus hieher.
Man hat Euch traun verhohlen einen Teil der ganzen Mär'."

13. „Wie könnt' ich Zweifel hegen? Mir sagte Hildebrand,
Als meine treuen Recken aus Amelungenland
Um Rüdegeren baten, den man im Saal erschlug,
Da hättet ihr die Kühnen verspottet wider Recht und Fug."

14. „Sie wollten seine Leiche, sprach der Vogt vom Rhein,
Zu Hof von dannen tragen; da sagt' ich trutzig nein.
Das that ich Etzeln zu leide, doch keinem Berner Mann,
Bis drob der kühne Wolfhart zu drohen und zu schelten begann."

15. Da sprach der Held von Berne: „Zu ändern ist das nicht.
Gunther, edler König, bei deiner Zucht und Pflicht
Sühne mir die Leiden, die ihr mir angethan!
Ihr sollet, zahlst du Buße, Ablaß aller Schuld empfahn.

16. Ergieb dich mir zu Geisel, du selbst mit deinem Mann,
So will ich euch beschützen, so gut ich irgend kann,
Daß hier im Heunenlande euch niemand etwas thut.
Ihr sollt an mir empfinden eitel Treu' und Edelmut."

17. „Verhüt' es Gott im Himmel, sprach Hagen grimmgemut,
Daß sich dir ergäben zween Degen kühn und gut,
Die vor deinen Augen so wohlgewaffnet stehn.
Das hieß' ich große Schande; solch Übel mög' uns nie geschehn!"

18. „Ihr sollt es nicht verreden! sprach Dietrich abermal;
Ihr beide, Gunther und Hagen, schuft mir reiche Qual;
Ihr habt mir Herz und Seele mit solcher Last beschwert,
Daß ihr nur billig handelt, wenn ihr Sühne mir beschert.

19. Mein Wort und meine Rechte geb' ich euch zum Pfand,
Daß ich mit euch reite in euer Heimatland
Und euch geleit' in Ehren, sonst treffe mich der Tod!
Euch zu Huld vergessen sei meine große Seelennot."

20. „Nun sprecht davon nicht weiter! fiel Hagen ihm ins Wort;
Es wär' uns nimmer ziemlich, erzählte man hinfort,
Euch hätten sich ergeben so kühner Männer zween.
Man sieht doch keinen weiter als Hildebranden bei Euch stehn."

21. Zur Antwort gab ihm Hildebrand: „Fürwahr, euch frommte heut,
Den Frieden anzunehmen, den euch mein Herre beut.
Es kommt wohl sonst die Stunde, vielleicht in kurzer Frist,
Wo gern ihr solchen nähmet, doch niemand euch mehr willig ist."

22. „Traun, lieber wählt' ich Sühne, sprach Hagen allzuhand,
Eh' ich mit Schimpf und Schande, Meister Hildebrand,
Vor einem Degen flöhe, wie das von Euch geschehn.
Ich wähnte doch, Ihr könntet Feinden besser widerstehn."

23. „Wozu, sprach Meister Hildebrand, dies allzu spitze Wort?
Wer saß denn auf dem Schilde vorm Wasgensteine dort,
Als Walther von Hispanien ihm manchen Freund erschlug?
Auch habt Ihr an Euch selber andern Makel noch genug."

24. Herr Dietrich sprach: „Wie stimmt es zu einem Heldenleib,
Mit andern sich zu schelten gleichwie ein altes Weib?
Ich befehl' Euch, Hildebrand: kein weitrer Zank und Streit!
Mich heimatlosen Recken zwingt ohnehin schon großes Leid.

25. Bekennet nun, Freund Hagen, fuhr König Dietrich fort,
Entschlüpfte, kühner Recke, Euch nicht ein stolzes Wort,
Als Ihr in voller Rüstung mich sahet zu Euch gehn?
Ihr wolltet mich im Kampfe, so spracht Ihr, ganz allein bestehn."

26. „Gewiß, das leugnet keiner, sprach Hagen allsogleich;
Auch will ich's hier versuchen mit manchem Stich und Streich,
Es sei denn, mir zerbräche das Nibelungenschwert.
Mich kränkt, daß meinen Herren und mich zu Geiseln man begehrt."

27. Als Dietrich so erkundet Hagens grimmen Mut,
Riß flugs empor den Schildrand der Degen schnell und gut;
Und flugs auch von der Stiege sprang Hagen auf ihn ein.
Hei, Balmungs Sturm und Wetter auf Dietrichs Schilde war nicht klein.

28. Aufs neue merkte Dietrich, daß der kühne Mann
Gar wilden Mutes wäre. Mit allem Fleiß begann
Der Berner sich zu schirmen vor Hieben grimmer Art.
Gar auserwählte Tugend ward an Hagen wohl gewahrt.

29. Vor Balmungs scharfen Streichen war Dietrich bang genug;
Man sah, wie er mit Listen nach Hagen wieder schlug,
Bis er den starken Helden im Streite doch bezwang;
Er schnitt ihm eine Wunde, die klaffte tief, breit und lang.

30. Da dachte nun Herr Dietrich: „Du bist erschöpft in Not;
Mir schüf' es wenig Ehre, gäb' ich dir den Tod.
Ich will es so versuchen, ob ich erzwingen kann,
Daß du mir Geisel werdest." Ein Werk voll Müh' und Angst begann.

31. Den Schild ließ er fallen; gar groß war seine Kraft;
Er schloß den wunden Hagen in seiner Arme Haft.
So ward von ihm bezwungen der wunderkühne Mann.
Der edle König Gunther hub darob zu trauern an.

32. Dietrich band den Tronjer und führt' ihn allsobald
Zu Frau Kriemhild der edlen und gab ihr in Gewalt
Den allerkühnsten Recken, der je ein Schwert noch trug.
Nach ihrem schweren Leide erwuchs ihr Freud' und Lust genug.

33. Dem Recken dankte freudig König Etzels Weib:
„Gesegnet sei auf immer so recht an Seel' und Leib!
Du hast mich wohl entschädigt nach aller meiner Not.
Ich lohne dir's auf ewig; nichts soll mich hindern als der Tod."

34. „So lasset ihn am Leben! sprach der Held darauf;
Leicht fügt es, edle Fürstin, wohl noch der Zeiten Lauf,
Daß seine Dienste sühnen, was Euch von ihm geschehn.
Laßt es ihn nicht büßen, daß er muß in Banden stehn!"

35. Kriemhild ließ Hagen führen an einen bösen Ort;
Dort lag er hinter Riegeln, kein Auge sah ihn dort.
Inzwischen hob Herr Gunther, der edle Fürst, den Ruf:
„Wo blieb der Held von Berne, der mir so bittres Leiden schuf?"

36. Da trat ihm wieder entgegen der Fürst der Berner Mark.
Doch reckenhaft war Gunther; sein Leib war also stark,
Daß er nicht länger säumte; er eilte vor die Thür.
Von beider Männer Schwertern brach ein wilder Schall herfür.

37. Wie hoch man stets gepriesen Dietrichs Kraft und Mut,
So heiß entbrannt war Gunther in Zorn und Grimm und Wut,
Dieweil nach allen Nöten ihm der als Feind erstand,
Man nennt es noch ein Wunder, daß jener hier den Tod nicht fand.

38. Beider Kraft und Stärke war übermaßen groß;
Palast und Türme dröhnten von manchem Schlag und Stoß,
Den ihre Schwerter führten wider Helm und Schild.
Wohl erwies sich Gunther als ein rechtes Heldenbild.

39. Da zwang ihn der von Berne, wie jüngst dem Tronjer geschah.
Hei, wie durch Gunthers Ringe das Blut man fließen sah!
Das schuf in Dietrichs Händen ein wunderscharfes Schwert;
Doch hatte trotz Ermüdung gar preislich Gunther sich gewehrt.

40. Der Recke ward gebunden von Dietrichs eigner Hand.
Nie sollten Königsglieder erdulden solches Band;
Doch dacht' er: „Läßt du ledig den König und seinen Mann,
So kommt im Heunenlande vor ihnen keiner heil vondann."

41. Der edle Vogt von Berne nahm Gunthern bei der Hand;
Er führte zu Kriemhilden, den strenge Fessel band.
Ob ihres Bruders Leide schwand ihr Kummer schier.
„König Gunther, sprach sie, willkommen, hochwillkommen hier!"

42. Er sprach: „Ich sollt' Euch danken, vieledle Schwester mein,
Möchte gnadenreicher Euer Gruß nur sein.
Doch weiß ich so grimmgemut Euch, hohe Königin,
Daß ich für mich und Hagen gefaßt auf schlechten Willkomm bin."

43. Da sprach der Held von Berne: „Fürstin hoch und hehr,
So gute Ritter wurden nie Geiseln noch bisher,
Wie ich nun, edle Herrin, Euch gab in diesem Paar;
Den Armen zählt's zu gute, daß Dietrich einst ihr Herzfreund war."

44. Sie sprach: „Das will ich gerne." Da ging der kühne Mann
Mit Thränen in den Augen allsogleich vondann.
Bald rächte sich voll Grimmes König Etzels Weib,
Sie nahm den Degen in Bälde, den auserwählten, Leben und Leib.

45. Sie ließ getrennt sie liegen zur Mehrung ihrer Qual;
Keiner sah den andern auch nur ein einzig Mal.
Wohl hatte sie's verschworen, doch sprach das edle Weib:
„Heut endlich mag ich rächen meines teuren Mannes Leib."

46. Sie ging wohl zu der Stätte, wo sie Hagen fand.
In vollem Ingrimm sprach sie zum Recken allzuhand:
„Was Ihr mir einst genommen, gebt mir das heraus!
Dann kommet Ihr lebendig wohl noch zurück nach Heim und Haus."

47. Da sprach der grimme Hagen: „Verschwendet ist das Wort;
Ich schwur, vieledle Königin, den Nibelungenhort
Nimmer auszuliefern und niemand kund zu thun,
Eh' meine guten Herren nicht allzumal im Grabe ruhn."

48. „So bring' ich's denn zu Ende," beschloß das edle Weib.
Ihr Bruder mußt' es büßen mit seinem stolzen Leib.
Man schlug ihm gar das Haupt ab, und bei den Haaren trug
Sie selbst es vor den Tronjer. Das schuf ihm Herzeleid genug.

49. Als der Zornentbrannte das Haupt des Herren sah,
Wider Frau Kriemhilde sprach der Recke da:
„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Und alles ist gekommen, wie ich daheim es mir gedacht.

50. So ist nun von Burgunden der edle König tot,
Gieselher und Volker, Dankwart, Gerenot.
Den Hort weiß nun keiner als Gott und ich allein;
Der soll dir, böse Teufelin, immerdar verhohlen sein."

51. Sie sprach: „So böse Sühne habt Ihr mir gewährt?
Doch eins soll mir verbleiben, Siegfrieds gutes Schwert;
Das trug mein Herzgeliebter, als seinen holden Leib
Ihr tückevoll gemordet." So sprach das jammerreiche Weib.

52. Sie zog es aus der Scheide, auf seinen Tod bedacht.
Solches ihr zu wehren, gebrach ihm jede Macht.
Sie schwang das Schwert in Händen und schlug ihm ab das Haupt.
Das sah der König Etzel; da war ihm alle Freude geraubt.

53. „Wehe! rief der König, tot von Weibes Hand
Liegt der beste Degen, den man auf Erden fand,
Der je in Stürmen weilte und je den Breitschild trug.
Wie feind ich ihm gewesen, es ist um ihn mir leid genug."

54. Da sprach der Meister Hildebrand: „Es fromme ihr nimmer nicht,
Daß sie sich des erkühnte! Was mir auch geschicht,
Und ob der Recke brachte mich selbst in bange Not,
Dennoch will ich rächen des kühnen Helden bösen Tod."

55. Hildebrand voll Zornes zu Kriemhild sprang sogleich,
Er führte wider die Fürstin einen grimmen Streich.
Fürwahr, des Alten Eifer, mit Wehe traf er sie;
Doch mocht' es wenig frommen, daß sie so ungebärdig schrie.

56. Des Todes Ingesinde, nun lag es Leib an Leib;
Zu Stücken auch zerhauen lag das edle Weib.
Der Vogt von Bern samt Etzeln hub lautes Weinen an;
Sie klagten um alle Freunde, sie klagten um manchen treuen Mann.

57. Was ehrenreich gewesen, dort lag es alles tot.
Die Leute stunden alle in Jammer und in Not.
Mit Leide war beendet des Königs Festgelag,
Wie stets die Lust mit Leide auf dieser Erde enden mag.

58. Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter dort geschah,
Nur daß man Christen und Heiden gemeinsam jammern sah.
Lassen wir nun liegen, was da kalt und tot.
Hier hat die Mär ein Ende. Das ist der Nibelungen Not.

Legerlotz.

Gudrun.

1. Wie Hartmut um Gudrun warb.

1. Gar fröhlich lebte Hetel mit seinem holden Weib.
Man sah, sie war ihm teuer, mehr als sein eigner Leib.
Auf alle Welt verzichtet hätt' er um die Eine.
Auch kannten seine Freunde von gleicher Frauenschöne wahrlich keine.

2. Hagens edle Tochter, Frau Hilde, die gebar
Dem stolzen König Hetel ein trautes Kinderpaar,
Der Eltern reiche Wonne. Es ging die frohe Märe
Durch Hetels weite Lande, daß Fürst und Volk nicht sonder Erben wäre.

3. Das eine hieß man Ortwin, der wuchs zum starken Mann.
Dem alten Wate vertraute man seine Weisung an,
Auf daß von früher Jugend er seine Sinne wandte
Auf hohe Zucht und Tugend. Er ward ein Held, den man mit Ehren nannte.

4. Gudrun hieß die Tochter; so hold erblühte sie,
Daß ihr den Preis der Schönheit Mann und Weib verlieh.
Sie ward im Dänenlande mit allem Fleiß erzogen.
Der Ruf von ihren Reizen war bis zu fernsten Landen bald geflogen.

5. Es drang dieselbe Märe auch nach Normannenland:
Die schönste Jungfrau wäre — das sei allbekannt —
Gudrun, Hetels Tochter. Da ward dem Königssohne,
Hartmut war sein Name, die Sehnsucht kund nach aller Frauen Krone.

6. Gerlinde, seine Mutter, hieß seine Minne gut.
Drum folgt' er ihrem Rate in hoffnungsvollem Mut.
Da sie nun eins geworden, berieten sie und sannen
Auch Ludwig zu gewinnen, Hartmuts Vater, König der Normannen.

7. „Daß sie so schön, sprach Ludwig, wer liefert den Beweis?
Doch gäben alle Länder ihr auch der Schönheit Preis,
Sie wohnt uns allzu ferne, als daß wir um sie würben;
Mir bangt, daß unsrer Boten um ihre Minne gar zu viele stürben."

8. Hartmut sprach: „Sie sagen, ihr Land sei nicht so fern;
Und wird durch Werben und Wagen dem jungen Landesherrn
Huld und Gut zu teile, so ist des Heils kein Ende.
Drum folgt mir ohne Weile! Ich wünsche, daß man Boten zu ihr sende."

9. Da riet Gerlind die alte den beiden allzuhand:
„So lasset Briefe schreiben! Gold und Prunkgewand
Schenk' ich unsrer Werbung Überbringern gerne.
Sorgt, daß Weg und Straße zur Fürstin Gudrun ihrer jeder lerne."

10. Hartmut sprach hinwieder: „Und müßt' ein großes Heer
Ich ihrethalb auch führen weit über Land und Meer,
Ich thät' es ohne Wanken; mein Herz und meine Sinne
Ruhn und rasten nimmer, bis ich Hildens Tochter mir gewinne."

11. Sechzig seiner Mannen bestimmte seine Wahl;
Die sollten ihm die Jungfrau erwerben zum Gemahl.
Man versah geschwinde mit reicher Wat und Speise
Sie und ihr Gesinde. So riet der alte König Ludwig weise.

12. Sie ritten, was sie konnten, bei Tag und selbst bei Nacht,
Bis sie das Ziel erreichten, worauf ihr Sinn bedacht,
Allwo sie melden sollten, was ihnen aufgetragen.
Inzwischen nährte Hartmut sein Herz mit Hoffnungstrost und bangem Zagen.

13. Jetzt fuhr gen Matelane der Boten Schar heran.
Ob also stolzem Zuge staunte jedermann:
Die hätten Gold in Fülle, woher sie auch gekommen.
Auch König Hetel hatte von Zeugen bald die ganze Mär vernommen.

14. Gute Wohnstatt fanden die von der Normandie;
Auch war man aller Dienste beflissen gegen sie.
Noch ahnte Hetel nimmer, was sie im Lande wollten.
Erst am zwölften Morgen befahl er, daß sie vor ihn kommen sollten.

15. Der schnelle Degen Horand gab ihnen das Geleit.
Ein hoher Graf, erfahren in Züchten wie im Streit,
— Er war der Boten erster — hieß einen Mann von Kunde
Hartmuts Brief verlesen. Das schuf den fremden Gästen böse Stunde.

16. „Fürwahr, es frommt euch wenig, sprach Hetel allzuhand,
Daß euch der König Hartmut so weit hieher gesandt.
Ihr Boten gut und edel, ihr müßt es nun entgelten.
Eures Herren Zuversicht muß ich und Fürstin Hilde thöricht schelten."

17. Da sprach der Boten einer: „Herr Hartmut thut Euch kund:
Wird ihm die Huld der Jungfrau, und will mit ihm im Bund
Sie der Normannen Krone vor seinen Sippen tragen,
So will er's dienend lohnen, der Degen ohne Tadel, ohne Zagen."

18. „Nie gäb' ich ihm, sprach Hilde, zum Weib mein liebes Kind,
Dieweil von meinem Vater dem seinen verliehen sind
Hundertdrei der Burgen im Karadinerlande.
Lehn aus Ludwigs Händen schüfe meinem Hause Schimpf und Schande."

19. Den Boten ging's zu Herzen; schwer drückte sie das Leid;
Daß sie in Scham und Ängsten so manche Meile weit
Zum Lande der Normannen heimwärts reiten mußten.
Die Mär traf beide Fürsten, daß sie vor Schmerz sich kaum zu fassen wußten.

20. Endlich sagte Hartmut: „Nun mögt ihr mir gestehn:
Habt ihr je mit Augen Hagens Reis gesehn?
Schmückt Gudrun solche Schöne, wie alle Zungen priesen?
Daß Gott es Heteln lohne, der also bösen Willen mir erwiesen!"

21. Der stolze Graf versetzte: „So sei Euch denn vertraut,
Daß sich noch jeder letzte, der ihren Reiz geschaut.
Nicht Weib noch Mägdlein könnte mit ihr an Zucht sich messen."
Da sprach der junge Hartmut: „So will ich Gudrun nimmermehr vergessen."

22. Da weinte laut zur Stunde die Mutter, Frau Gerlind;
Sie sprach mit bebendem Munde: „O weh, vielliebes Kind,
Daß je wir unsre Boten nach ihr gesendet haben!
O daß ich's noch erlebte! Sie hier zu sehn, wie würd' es mich erlaben!"

2. Wie Herwig in Hetels Land einfiel und Gudrun gewann.

1. Nun schweigen wir fürs erste von Hartmuts jungem Harm.
Auch dem Fürsten Herwig — gar mächtig war sein Arm —
Ward im Herzen wehe nach Gudruns hoher Minne.
Mit seiner ganzen Sippe beflíß er sich, daß er die Magd gewinne.

2. Er wohnte Gudrun nahe, sein war das Nachbarland.
Doch hätt' er täglich Boten wohl tausendmal gesandt,
Er hätte nur Verschmähung und Hoffart nur gefunden.
Doch mochten sie auch wehren, die Jungfrau ward ihm einst gar traut verbunden.

3. Zuletzt verbot ihm Hetel die Werbung um sein Kind.
Da ließ ihm Herwig melden, — sein Zorn war nicht gelind —
Er ruhe nicht, bald solle ihn jener sehn mit Schilden
Zu seinem großen Schaden, zum Leid auch für die Königin, Frau Hilden.

4. Ich weiß nicht, wer's empfohlen; zu kühnem Trutz gewann
Aus seiner Freunde Scharen er bald dreitausend Mann,
Um böslich mitzuspielen im Land der Hegelingen
Der Magd, die er verzagte mit Güt' und Huld zum Weib sich zu erringen.

5. Als König Hetel hörte, daß der mit seiner Schar
Ohne Furcht und Zagen schon auf dem Wege war,
Da sagt er's seinem Weibe und seinen besten Helden:
„Wie dünkt Euch, Fürstin? Gäste nahn freundlich unserm Hause, hör' ich melden."

6. „Was mich bedünkt? Nun wahrlich, ich heiß' es recht und gut.
Man lobt den Ritter billig, der solches schafft und thut,
Sei's mir zu Lust, zu Leide, was man in Ehren preise.
Wie könnt' es ihm mißraten? Herwig ist so wacker und so weise."

7. Der König und seine Mannen säumten schier zu lang.
Herwig war der erste im grimmen Schwerterschwang.
Bei nächster Morgenkühle stund er vor der Feste,
Drin König Hetel wohnte. Bald wies er sich als schlimmsten schlimmer Gäste.

8. Noch schliefen alle Mannen in Hetels weitem Saal,
Da rief von hoher Zinne ein Wächter laut zuthal:
„Empor aus euren Decken! Wir haben fremde Gäste!
Waffnet euch, ihr Recken! Manch lichter Helm erglänzt am Thor aufs beste!"

9. Sie sprangen von den Betten, nicht einer säumte mehr;
Ob jemand arm und niedrig, ob jemand hoch und hehr,
Für alle galt's die Ehre, den Schutz und Schirm des Leibes.
In also hartem Sturme begehrte König Herwig seines Weibes.

10. Hetel sah, wie mächtig sie drängten an das Thor.
Ihm schüf' es kein Behagen, stünd' er jetzt davor;
So dachte Gudruns Vater, so kühn er war zum Streite.
Grimm schnob er wider die Gäste. Bald standen seine Bürger ihm zur Seite.

11. Gewappnet waren drinnen wohl hundert oder mehr.
Der Burgwirt griff auch selber mit heißer Lust zur Wehr.
Sein Volk stritt gar mutig; umsonst war all sein Ringen;
Man sah den starken Herwig schweren Schaden über Heteln bringen.

12. Wie schlug aus seinem Helme — sein Schwert pfiff wie der Wind —
Fürst Herwig heiße Funken! Das sah des Wirtes Kind,
Die schöne Gudrun sah es nicht sonder Augenweide;
Der Held erschien ihr wacker; ihr edles Herze schwoll vor Lust und Leide.

13. Ihren Mannen stürmten die beiden Recken voraus,
Hetel wider Herwig. Wie entsprühte da im Strauß
Die Lohe dem Gespänge, das ihre Fäuste deckte!
Nicht lang, da wußten beide, wer den andern gar so sänftlich neckte.

14. Die schöne Gudrun spähte und hörte den wilden Schall.
Das Glück, es gleicht der Kugel, oft rollt es wie ein Ball.
Die edle Jungfrau mochte kaum anders selbst entscheiden;
Dem Vater und dem Gaste wünschte sie Erfüllung — allen beiden.

15. Sie rief mit lauter Stimme durch den weiten Saal:
„Hetel, Herr und Vater, schon rieselt rings zuthal
Das Blut durch Halsbergen; auch rinnt's von allen Wänden.
Herwig ist ein Nachbar, der böse Grüße beut mit vollen Händen.

16. Um meinetwillen beide befriedet jetzt den Streit
Und gönnet Herz und Gliedern für eine kurze Zeit
Ruhe von dem Kampfe! Ich möcht' euch beide fragen,
Wo König Herwig hause mit der erles'nen Heerschar seiner Magen."

17. Da sprach der edle Ritter: „Der Friede mag ergehn,
Darf ich unbewaffnet vor Eurem Antlitz stehn.
Gern künd' ich Euch, o Herrin, von meinen Mannen und Magen.
Gönnt man derweil mir Ruhe, so möget Ihr nach Wunsche mich befragen."

18. Mit hundert seiner Degen trat er vor sie hin.
Die Hegelingen-Jungfrau, entzweit im eignen Sinn,
Empfing den jungen Helden, umringt von ihren Frauen.
Der Ritter gut und edel mochte diesen noch nicht völlig trauen.

19. Herwig sprach zu Gudrun: „Man hat mir jüngst gesagt
(Doch ob meinem Schwerte habt Ihr's wohl schon beklagt),
Ihr hättet mich verschmähet als zu gering von Blute.
Schon oft kam reichen Leuten Unterschlupf bei armen recht zu gute."

20. „Wo wäre doch die Jungfrau, die solchen Mann verschmäht?
Die solches Dienen und Werben mit Zorn und Haß erspäht?
Nimmermehr! rief Gudrun; wie sollt' ich Euch mißachten?
Nie saht Ihr Mädchenaugen, die Euch mit gleicher Huld entgegenlachten.

21. Und willigten die Sippen, die nächsten, gern darein,
So wollt' ich, wie Ihr's wünschet, allzeit bei Euch sein."
Er sah ihr in die Augen mit tiefer, treuer Neigung.
Sie trug ihn recht im Herzen und dacht' auch vor der Welt nicht an Verschweigung.

22. „Und wolltet Ihr mich minnen, vielschönes Mägdelein,
Mit allen meinen Sinnen ergeben würd' ich sein
Eurem Wunsch und Willen. Burgen, Mannen, Magen,
Das alles sollt' Euch dienen; ihr Eifer schüfe mir ein reich Behagen."

23. Nach Rat seiner Sippe hub König Hetel an
Sein liebes Kind zu fragen, ob sie den edlen Mann
Zu ihrem Gatten wünsche, den Helden reich an Ehren.
Da sprach die holde Jungfrau: „Wie könnt' ich einen bessern Freund begehren?"

24. Da verlobte man zur Stunde dem Recken das süße Bild,
Der sie in trautem Bunde zu krönen treu gewillt.
Doch Lust und Trübsal sollten ihm bald daraus ersprießen;
Man sah gar bald im Sturme das Blut aus guter Degen Wunden fließen.

8. Wie Hartmut Gudrun mit Gewalt entführte.

1. Nun hatte König Hartmut aus Normannenland
Ins Reich der Hegelingen Späher ausgesandt.
Die lugten zu allen Zeiten, was sich hier begebe.
Sie wünschten, daß in Streiten König Hetel nichts als Leid erlebe.

2. Jetzt eilten sie hinwieder zur Normandie zurück;
Ihrem Wunsche günstig bezeigte sich das Glück;
Sie konnten heimwärts tragen wunderliebe Mären,
Daß Hetel nun und Herwig in Sturm und Streit gar heiß beschäftigt wären.

3. Der junge Vogt, voll Dankes für solche Mär, begann:
„Könntet ihr mir sagen, wie lang es dauern kann,
Daß die von Karadine fest in Seeland liegen,
Und wann es Herwig glücke, den Feind in schwerer Rache zu besiegen?"

4. Da sprach der Boten einer: „Herr Fürst, mein Wort ist wahr:
Sie müssen dort verbleiben wohl länger als ein Jahr.
Die Hegelingen lassen die Mohren nimmer ziehen;
Man hält sie so umlagert, sie können nirgend auf das Meer entfliehen."

5. Da rief der junge Hartmut, der Degen schnell und gut:
„Hei, wie befreit von Kummer die Hoffnung meinen Mut!
Sind die so fest umlagert, und gilt es heiß zu streiten,
So laßt, bevor noch Hetel nach Haus sich wendet, in sein Land uns reiten!"

6. Alsbald nun kamen Ludwig und Hartmut überein:
Möchten ihnen zu Handen zehntausend Helden sein,
So wollten sie herüber die schöne Gudrun bringen,
Eh' Hetel mit den Seinen wiederkehrte zu den Hegelingen.

7. Auch sann Gerlind die alte auf Rache für ihren Sohn,
Daß Hetel seine Werbung verschmäht mit solchem Hohn.
„Mein eigen Gold und Silber will ich den Recken schenken,
Wenn ihr hinüberreitet. Hetel und Hilde sollen mein gedenken!'

8. Da sprach der junge Hartmut: „Möcht' es doch geschehn,
Daß Gudrun hier im Lande mein Auge dürfte sehn!
Nicht weite Königreiche würd' ich dafür nehmen,
Wollte die Ohnegleiche mein Haus zu teilen liebend sich bequemen."

9. Wie man's vollführen könnte, erwog man früh und spät,
Kaum daß man Ruh sich gönnte. König Ludwig thät
Ein Kriegsheer weidlich rüsten, das er meerwärts führen wollte.
Wie konnt' es Hilde ahnen, welch Unheil ihr daraus erwachsen sollte.

10. So betrieb man emsig die Fahrt zu fernem Land.
Auch gute Schiffersleute dang Ludwig allzuhand,
Die aller Meeresstraßen aufs beste kundig waren.
Sie sollten um reiche Löhnung das Kriegsvolk durch die weiten Wogen fahren.

11. Vom Normannenstrande trug das tiefe Meer
Zum Hegelingenlande König Hartmuts Heer.
Man kam bis auf zwölf Meilen Hildens Hochburg nahe,
Sodaß man aus der Ferne Palast und Türme friedlich grüßen sahe.

12. Ludwig von Normannien hieß die Anker schnell
Auf den Sand werfen. Sein Ruf erklang gar hell,
Aus den Schiffen eilen sollten alle Scharen;
Die Burg war allzu nahe, dort konnte man die Landung leicht erfahren.

13. Boten sandte Hartmut zu Rosse flugs vorauf.
Da ward Frau Hilden Kunde nach kurzer Stunden Lauf
Und Gudrun auch, der schönen: wenn sich's noch fügen ließe,
So thät' er ihr zu liebe, daraus wohl beiden reiche Wonne sprieße.

14. Wenn sie ihr Herz ihm schenkte, wie er schon einmal bat,
— Er denk' in heißem Sehnen nur ihrer früh und spat —
So woll' er's dienend lohnen, solang er möchte leben;
Und seines Vaters Erbe woll' er Gudrun gern zu eigen geben.

15. Doch wenn sie ihn verschmähe, so sei er Gudrun feind
Und Gold für sie zu nehmen nimmermehr gemeint,
Und woll' es also wenden, bevor er seewärts scheide,
Daß die schöne Gudrun an Recken Kurzweil fänd' und Augenweide.

16. Da sprach die edle Jungfrau: „Wie sollt' es je geschehn,
Daß unser beider Freunde den kühnen Hartmut sehn,
Wie er mit Gudrun stünde unter Königskrone?
Herwig heißt der Degen, dem ich die Treu mit stäter Minne lohne."

17. Mit der Bescheidung kehrten die Boten heim zum Strand,
Von wannen König Hartmut sie unlängst ausgesandt.
Da lief er ihnen entgegen und fragte, wie's ergangen:
Ob die edle Gudrun bei solcher Botschaft freundlich sie empfangen.

18. Da sprach der Boten einer: „Man hat Euch rund versagt.
Schon einem Mann versprochen sei die stolze Magd;
Den liebe sie von Herzen als aller Männer Krone.
Wenn Euch ihr Wein nicht munde, kredenze man Euch heißes
Blut zu Lohne."

19. „Weh meiner Schmach und Schmerzen! rief Hartmut allsofort;
Wie kränkt im tiefsten Herzen solch bitterböses Wort!
Was brauch' ich erst noch lange nach guten Freunden zu fragen,
Die gern mir streiten hülfen?" Da sprangen auf, die am Gestade
lagen.

20. Hartmut und sein Vater, die Banner hoch voran,
Zogen mit ihren Scharen in heißem Zorn vondann.
„Weh, Gäste, grimm' und wilde, nahn uns armen Frauen!
Manch festen Helm, rief Hilde, sieht man wohl vor Abend noch
zerhauen."

21. Die Hegelingen sprachen zur Herrin treugesinnt:
„Was Hartmuts Heergesinde auch heute noch beginnt,
Wir machen's traun zu Schanden durch manche tiefe Wunde."
Schnell gebot die Königin: „Die Pforten unsrer Burg verschließt
zur Stunde!"

22. Das mochte nicht behagen Hetels kühner Schar.
Flugs nahmen des Landes Hüter der Heerzeichen wahr;
Mit Hetels Bannern strebten sie aus der stolzen Feste.
Allzumal erschlagen wollten sie die liebenswerten Gäste.

23. Mit hochgezückten Schwertern stürmten sie vors Thor;
Mehr als tausend standen kampfbereit davor.
Auch Hartmut ließ nicht warten, er sprang mit tausend Mannen
Vom Sattel auf die Erde und sandte schnell der Rosse Schar
von dannen.

24. Sie trugen in den Händen gar manchen spitzen Schaft.
Wer mag's zum Guten wenden? Schon ward mit aller Kraft
Den stolzen Burgleuten beschert manch heiße Wunde.
Auch Ludwigs grimme Haufen rückten vor das Thor zur selben Stunde.

25. Da schlug der alte Recke — wer mochte stärker sein? —
Aus harten Schildspangen feuerroten Schein.
Ihm ganz mit Kraft durchgossen waren Brust und Arme.
Auch seine Spielgenossen kargten nicht mit wunderreichem Harme.

26. Die stolzen Burgleute bereuten jetzt zu spät,
Daß sie der Fürstin Hilde weisen Rat verschmäht.
Sie waren hinter Mauern sanfter wohl geborgen.
Nun klafften ihre Schilde, und manchem Auge schien kein neuer Morgen.

27. Ludwig drang mit Hartmut stürmend in das Thor;
Noch manchen Todeswunden ließen sie davor.
Da hub ein holdes Mägdlein ein lautes Weinen und Klagen.
Bald sollten Hetels Zinnen von noch mehr des Leids und Jammers sagen.

28. Der König der Normannen, der war wohl froh genug,
Als er vor Hetels Halle sein Landeswappen trug,
Er selbst mit seinen Degen. Oben von der Zinne
Ließ man das Banner wehen. Da ward der hohen Fürstin weh zu Sinne.

29. Nun trat der schnelle Hartmut vor Gudruns Antlitz hin:
„Ihr habt mich, edle Jungfrau, verschmäht in stolzem Sinn;
Jetzt sollten wir verschmähen, auch einen nur zu fangen;
Vor mir und meinen Freunden sollten alle bluten oder hangen."

30. Nur dies sprach sie hinwieder: „Weh, liebster Vater mein!
Könntest du es ahnen, wie man dein Töchterlein
Mit Gewalt will führen aus deinem eignen Lande,
Ich arme Fürstin bliebe verschont von diesem Schaden, dieser Schande."

31. Die Burg lag gebrochen, die Stadt lag verbrannt;
Auch hatte man gefangen die Besten, die man fand.
Zweiundsechzig Frauen, wonnesame Maide,
Die führten sie von dannen zu Hildens allergrößtem Herzeleide.

32. Wie ließen sie in Trauer das Weib des Wirtes stehn!
Dann fuhr sie auf, zum Fenster thät sie eilend gehn,
Um nach den edlen Mägdlein hernieder noch zu schauen.
Mit ihr verblieben im Lande voll Jammers noch viel andre schöne Frauen.

4. Wie Hetel seiner Tochter nacheilte.

1. Es war ein breiter Werder, der hieß der Wülpensand.
Da hatten die Normannen aus König Ludwigs Land
Den Rossen und sich selber gute Rast bereitet.
Dort sollten sie erfahren, wie schnell nach Ungebühr die Rache schreitet.

2. Auch die edlen Geiseln aus Hegelingenland
Hatten sie geborgen auf dem wilden Strand.
Rings sah man auf dem Plane Feuer, die lustig lohten.
Sie glaubten in blindem Wahne, daß ihrer Ruh Gefahren nimmer drohten.

3. Früh morgens sah der Bootsmann — er übte treue Hut —
Ein Schiff mit reichen Segeln sich schaukeln auf der Flut.
Dem König hieß er's melden. Herr Hartmut und die Seinen,
Die riefen: „Pilger sind es; wir sehen in den Segeln Kreuze scheinen."

4. Darauf entdeckten jene drei Kiele fest und schwer,
Dazu neun reiche Prahme; die führten durch das Meer
Gar manchen, dessen Kleider das Kreuz noch wunderselten
Zu Gottes Ehr getragen. Bald sollten die Normannen den Wahn entgelten.

5. Die kamen nun so nahe, daß man Helmesglast
Sah blitzen von den Schiffen. Vorbei war nun die Rast.
Nun harrte grimmer Schade Ludwigs und der Seinen.
„Wohlauf! rief König Hartmut; da kommen, die es böslich mit uns meinen!"

6. Die strebten jach zum Strande. Geführt von manchem Mann,
Knirschten laut im Sande die Ruder ab und an.
Die auf dem Ufer stunden, die Alten samt den Jungen,
Sie traf es wie ein Wunder, doch kamen sie zum Streit herbeigesprungen.

7. Laut rief König Ludwig alle Mannen an
— Kinderspiel nur war es, was er zuvor begann —:
„Heut gilt's zum ersten Male, mit Helden sich zu messen!
Wer kühn folgt meinem Banner, wird nie von meiner milden Hand vergessen."

8. Hartmuts Heerzeichen trug man an das Meer.
Die Schiffe waren nahe, sodaß man mit dem Speer
Vom gelben Ufergrande sie schon berühren konnte.
Ich wähne, daß Herr Wate, der alte, seinen Schild nicht müßig sonnte.

9. Nie wehrte man so grimmig einem Feind das Land.
Die Hegelingen drängten mit aller Macht zum Strand.
Mit Speeren und mit Stangen begann ein wildes Zielen.
Nie sah man in den Bergen das Schneegeflock beim Nord so emsig spielen.

10. Der Speerwechsel dröhnte; die Zeit währte lang,
Bis sie das Land gewannen. Der alte Wate sprang
Mächtig in die Feinde, die zunächst ihm stunden.
Seines Grimmes Eifer ward von ihnen schwer genug empfunden.

11. Ludwig von Normannien rannte Waten an.
Mit eisenscharfem Speere schoß er nach dem Mann,
Daß des Schaftes Stücke sausten in alle Winde;
So wunderstark war Ludwig. Da drang heran auch Watens Heergesinde.

12. Auf Ludwigs Helmgespänge that Wate solchen Schwang,
Daß des Schwertes Schneide schier bis aufs Haupt ihm drang.
Und trug er unter der Brünne kein Hemd von guter Seiden,
Wie Abalie sie liefert, so mußt' er hier am Strand den Tod erleiden.

13. Mit knapper Not entwich er; doch mußt' er in jäher Hast
Die Kampfstätte räumen. Ein bitterböser Gast
War Wate, wo Ruhm von Feinden er strebte zu erwerben.
Man sah von seinem Arme dort noch manchen guten Recken sterben.

14. Hartmut und Irold stürzten aufeinander los.
Von beider Schwert und Helme war der Schall so groß,
Daß man ihn hören mochte auch durch die fernsten Scharen.
Mit Kühnheit pflegte Hartmut, mit Kraft im Streit auch Irold nicht zu sparen.

15. Der wackre Seelandsrecke vermocht' in heißem Mut
Den Strand nicht zu erreichen; da sprang er in die Flut.
Bis hoch zur Achselhöhle stand er in den Wogen.
Um wunderschweren Fraundienst war der kühne Herwig nicht betrogen.

16. Den edlen Helden wollten die Feinde gern im Meer
Erschlagen und ertränken. Mancher gute Speer
Ward an ihm zerbrochen. Er strebte schnell zum Strande
Den Feinden kühn entgegen. Bald büßte mancher seinen Grimm im Sande.

17. Das war ein böses Werben um Uferrand und Flut!
Das war ein reiches Sterben! Rot wie eitel Blut
Sah man allenthalben die Meereswogen fließen,
So weit, es konnte niemand mit einem Speer den Streifen überschießen.

18. Auch ward in schwerem Ringen — wem ward ein gleiches kund? —
Gar mancher gute Degen getaucht bis auf den Grund.
Sie konnten ein Land bevölkern, die ohne Wunden starben.
Doch war auch reich Genügen an Widersachern, die zugleich verdarben.

19. Gar rauhe Dienste zollten mit ungefüger Hand
Die Recken von Normannien und Hegelingenland.
So herrlich sah man streiten die kühnen Dänenhelden;
Wem Leib und Leben teuer, der durfte sich zum Widerstreit nicht melden.

20. Der harte Kampf währte die Tageshelle lang,
Da jeder Ruhm begehrte in wildem Zwang und Drang.
Doch sollte manchem Degen sein Mühen hier zerrinnen,
Wo Hetels Freunde rangen, ihm die Tochter wieder zu gewinnen.

21. Schon sank der Abend nieder. Da wuchs des Königs Leid;
Ludwigs Mannen waren zu jeder That bereit;
Sie mochten kaum noch hoffen heimlich zu entweichen.
Drum wahrten sie die Fürstin voll grimmen Muts mit doppelt schweren Streichen.

22. Nun drang der König Hetel auf König Ludwig ein.
In beider Händen blitzte der Schwerter heller Schein.
Jeder fand am andern, welch starker Feind er wäre.
Da sank ins Blut Herr Hetel. Bald ward den Seinen jammervolle Märe.

23. Als der wilde Wate erfuhr des Königs Tod,
Da knirscht' er wie ein Eber. Gleich dem Abendrot
Sah man Helme scheinen von seinen schnellen Schlägen.
Er und all die Seinen thäten sich zur Rache grimmig regen.

24. Auch Ortwin wollte sühnen seines Vaters Blut,
Und Horand kam gesprungen mit Mannen kühngemut.
Der Kampf begann aufs neue, es war ein wüstes Schlachten.
Der Tag war nun zu Ende, und auf dem Werder hub es an zu nachten.

25. Der Dänen einer drängte an Horand sich heran.
Wie Wetter erscholl in Händen das Schwert dem starken Mann.
Ein Feind erschien ihm Horand; da schuf in später Stunde
Der Held ihm großen Schaden; er schlug ihm eine lange, tiefe Wunde.

26. Des Todeswunden Banner ließ er allzuhand
Zum eignen Banner tragen. Da ward von ihm erkannt
An des Wunden Lallen, der Held, den er erschlagen,
War seiner Sippen einer. Darob begann der Starke laut zu klagen.

27. Da ertönte Herwigs Stimme: „Hier waltet blinder Mord!
Seit tiefes Dunkel lagert auf des Ufers Bord,
Erschlagen wir einander, Feind und Freund daneben.
Währt solches bis zum Morgen, so ist der dritte Mann nicht mehr am Leben."

28. Die Heißergrimmten ließen nur ungern von dem Streit.
Sie schieden mit müden Händen und gingen still beiseit;
Doch thäten sie so nahe bei einander rasten,
Wo die Feuer brannten, sahn sie wechselnd Helm und Schilde glasten.

29. Voll List sprach König Ludwig: „Nun legt ihr Mannen all'
Das Haupt auf eure Schilde und hebet lauten Schall.
So ahnen sie es nimmer, die blöden Hegelingen,
Daß ich mit Fleiß betreibe von dem Werder euch hinwegzubringen."

30. Ludwigs Rat befolgten Magen und Mannen schnell.
Trommeln und Posaunen ertönten plötzlich hell,
Als ob sie Sieger wären und all das Land ihr eigen.
Des alten Königs Listen begannen sich in voller Kraft zu zeigen.

31. Doch ward auch allenthalben gejammert und geklagt.
Da ward den armen Kindern das Weinen untersagt;
Die ihr Geschrei nicht ließen, die wolle man ertränken;
Bei geringstem Laute werde man sie in das Meer versenken.

32. Ihre volle Habe trug man still an Bord.
Doch die erschlagen waren, die Toten ließ man dort.
Mit bitterm Leid vermißten der Freunde sie so viele.
Drum blieb am Strand zurücke, von Mannschaft leer, gar mancher ihrer Kiele.

33. Mit also großen Listen gelangten sie auf See,
Die Recken der Normannen. Den Frauen war so weh,
Daß sie ihren Sippen die Flucht verhehlen mußten.
Die lagen auf dem Werder, ohne daß sie von dem Plane wußten.

34. Noch eh' der Morgen graute, trug jene schon die Flut,
Mit denen Kampf erhoffte der Dänen kühner Mut.
Wate sprang vom Lager und rief, der Bläser sollte
Mit Macht das Heerhorn blasen, dieweil er reiche Wunden spenden wollte.

35. Flugs kamen alle Scharen von Hegelingenland
Zu Roß und Fuß gezogen über Sand und Grand.
Nach Ludwig stund ihr Trachten, nach allen seinen Mannen;
Sie glühten von wilder Kampflust; o weh, da war der Feinde Heer von dannen!

36. Man fand nur leere Schiffe und ledig Streitgewand;
Das lag zerstreut, zerschroten auf dem Wülpensand.
Nie sah man solche Fülle herrenloser Waffen.
Das war ein böser Schlummer! Wie sollte man noch Sühne sich verschaffen?

37. In wildem Zorn und Jammer klagte Hetels Sohn,
Daß sie entwichen wären ohne vollen Lohn.
Er rief: „Wohlauf, ihr Helden! ob wir sie noch ereilen,
Eh' sie die Bucht verlassen. Sie mögen am Gestade wohl noch weilen."

38. Gern wär' der alte Wate jenen nachgesetzt,
Doch Luft und Wind zu prüfen befliß sich Frute jetzt.
Dann sprach er zu den Recken: „Was hilft uns alles Eilen?
Ihr dürft mir wahrlich glauben, die sind schon fern wohl an die dreißig Meilen.

39. Auch haben wir der Mannen schwerlich noch genug,
Um jenen recht zu schaden. Es wäre Selbstbetrug.
So hört, was wir euch sagen, und mag's euch nicht verdrießen:
Die könnt ihr nicht erjagen. Drum ziemte sich's, daß wir das Reden ließen.

40. Tragt lieber auf die Schiffe die Wunden nun geschwind!
Sammelt auch die Toten, die uns erschlagen sind,
Und auf dem wilden Strande heißet sie begraben!
Sie sind ja unsres Blutes; wie sollten sie davon nicht Nutzen haben?"

41. „Noch wollt' ich's wohl verschmerzen, fiel Morung seufzend ein,
Was selber wir erlitten an schwerer Herzenspein.
Doch Botenbrot giebt's wenig, bringt man ihr die Kunde,
Hetel sei gefallen. Ich miede gern bei Hilden diese Stunde."

42. Da suchte man die Toten auf dem weiten Sand.
Soviel man auf dem Werder von Christenleibern fand,
Die hieß der Held von Stürmen zu einander tragen.
Die Wahl der Ruhestätte beriet man mit den Mannen und den Magen.

43. Da riet der Degen Ortwin: „Begraben wir sie hier!
Dann laßt uns treulich sorgen für ihres Namens Zier!
Die hier gefallen, preise noch lang nach ihrem Ende
Ein reich und stattlich Kloster, zu dem ein jedes Haus die Steuer sende."

44. Da sprach der Degen Irold: „Bestatten wir auch die,
So uns den Harm bereitet? Oder läßt man sie
Zum Fraß für wilde Wölfe und gierig freche Raben?"
Da rieten flugs die Alten: „Auch nicht einen lasset unbegraben!"

45. Da sie nun Muße hatten nach all der großen Not,
So begruben sie den König, der gar so edlen Tod
Aus Liebe zu den Seinen gefunden auf dem Strande.
So thät man auch den andern; man fragte nicht nach Namen, Volk und Stande.

46. Nun gnade Gott den Toten, die dort gebettet sind,
Dazu den fernen Freunden. — Es trug ein guter Wind,
Die noch das Leben hatten, hinweg vom Wülpensande.
Nach Herzeleid und Mühe kam jeder heim zu seines Herren Lande.

5. Wie Hartmut mit Gudrun heimgelangte.

1. Es trugen ihre Kiele zu König Ludwigs Land
Die Scharen der Normannen. Mit Jubel ward's erkannt.
Sie freuten sich des Grußes von ihren Frau'n und Kindern.
Vorbei war nun ihr Bangen, es werde jäher Tod die Rückkehr hindern.

2. Als Ludwig frohen Mutes seine Burgen sah,
Zu der schönen Gudrun sprach der König da:
„Seht Ihr die Burgen, Fürstin? Ihr dürft auf Freude zählen.
Wollt Ihr uns Gnad' erweisen, so soll es Euch an reichem Land nicht fehlen."

3. Da sprach voll tiefer Trauer das edle Mägdelein:
„Wem könnt' ich Gnad' erweisen? Der Gnade lichter Schein
Ist weit von mir gewichen und kehrt wohl nimmer wieder.
Das klag' ich alle Tage. Schweres Leid belastet meine Lider."

4. Ludwig sprach aufs neue: „Laß allen Harm, o Kind!
Schenk' Hartmut deine Minne, der ist gar hochgesinnt.
Alles, was wir haben, wir wollen's gern dir geben.
Du magst wohl mit dem Helden in stolzen Ehren und in Wonne leben."

5. Da sprach Frau Hildens Tochter: „Laßt ab! mir schafft's nur Not.
Eh' ich Hartmut nähme, viel lieber wär' ich tot.
Giebt ihm Vaters Sippe ein Recht auf meine Minne?
Mein Leben will ich lassen, eh' ich ihn zum Freunde mir gewinne."

6. Dem stolzen König Ludwig that die Rede weh;
Er ergriff sie bei den Haaren, er warf sie in die See.
Da war zu ihrer Hilfe Hartmut gleich zur Stelle;
Er zog trotz Vaters Zorne die edle Magd aus hoher Meereswelle.

7. In eine Barke brachte sie flugs der kühne Held.
Mit Ludwigs Frauenpflege war's traun nicht sanft bestellt.
Bleich saß sie da im Hemde, den Wogen kaum entrungen.
Solch Werben war ihr fremde; von schlimmer Ahnung war ihr Herz durchdrungen.

8. Da weinten laut die Frauen, die schönen, allzumal;
Keine war zu schauen, die nicht voll grimmer Qual,
Daß ihres Königs Tochter so schwere Zucht betroffen.
Sie dachten in ihrem Herzen: „Was haben wir nun erst fortan zu hoffen!"

9. Herr Hartmut sprach: „Weswegen ertränkt Ihr mir mein Weib?
So lieb ist mir die Holde wie kaum mein eigner Leib.
War's nicht mein Vater Ludwig, der sich der That beflissen,
Er müßte vor meinem Zorne flugs Leib und Leben samt der Ehre missen."

10. Ludwig sprach hinwieder: „Unbescholten bin
Zu Jahren ich gekommen und möcht' auch fürderhin
In vollen Ehren leben, bis an mein letztes Ende.
So bitte Gudrun freundlich, daß sie Groll und Eifer von mir wende."

11. Inzwischen war die Flotte gelandet in der Bucht.
Geschafft ward aus den Schiffen der Beute reiche Frucht.
Wie fröhlich setzten alle den Fuß auf das Gestade!
Nur Gudrun mit den Frauen schritt tiefbekümmert auf dem Uferpfade.

12. Der edle Hartmut führte die Fürstin bei der Hand.
Wär's ziemlich nur gewesen, sie hätt' es abgewandt.
So litt die Gottesarme von ihm den Dienst der Ehre.
Er that ihn voller Freuden, bedacht, daß sie auch andres nicht entbehre.

13. Herbei kam Hartmuts Schwester in zweier Fürsten Geleit;
Gudrun zu empfangen, war sie froh bereit.
Die fremde Jungfrau küßte mit Thränen, brennendheißen,
Des Wirtes holde Tochter. Da nahm sie Ortrun bei der Hand, der weißen.

14. Einen Kuß ihr reichen wollte Ludwigs Weib.
Im Zorn darob erbebte der Jungfrau stolzer Leib.
Sie rief Gerlinden entgegen: „Wie wagt Ihr's mir zu nahen?
Wie sollt' ich je Euch küssen? Ihr durftet nun und nimmer mich empfahen.

15. Durch Euren Rat voll Tücke hab' ich arme Maid,
Entrissen allem Glücke, so schweres Herzeleid,
So große Schmach erduldet; und Schlimmres wird noch kommen!"
Was Gerlind auch verschuldet, noch hoffte sie, ihr Werben werde frommen.

16. Als die edle Jungfrau nun in der Hochburg saß,
Pflag Hartmut ihres Dienstes, der keine Pflicht vergaß.
Auch gebot er allen — bald trüge sie die Krone —
Ihr eifernd zu gefallen; sie lohne jedem wohl mit reichstem Lohne.

17. Da sprach Gerlind die alte — das Zaudern schuf ihr Qual —:
„Wann wird die schöne Gudrun als trautes Ehgemahl
Den Königssohn, den reichen, in ihre Arme schließen?
Er darf sich ihr vergleichen, es wird sie nicht gereuen noch verdrießen."

18. Als Gudrun dies vernommen, da sprach die fremde Maid:
„Euch selber, Frau Gerlinde, schüf' es wahrlich Leid,
Wollte man Euch zwingen als Gattin des zu pflegen,
Der Eurer nächsten Sippe so viel' im Kampf erschlagen Euretwegen."

19. „Das kann nun keiner wenden, sprach König Ludwigs Weib;
Mit Güte wird man's enden. Schenk' ihm Herz und Leib!
Ich schwör's bei meinem Haupte, daß ich dir's ewig lohne.
Sei und heiße Königin, so zier' ich dich mit meiner eignen Krone."

20. Da sprach die Ungemute: „Nimmer trag' ich die!
Mit seinem reichen Gute gewinnest du mich nie;
Ich werde nun und nimmer den Recken treulich minnen.
Dein Land ist mir zuwider; zu jeder Stunde sehn' ich mich von hinnen."

21. Da sprach zu ihrem Sohne das böse Weib Gerlind:
„Die klugen Alten erziehen mit Fug ein thöricht Kind.
Ist's Euch genehm, Herr Hartmut, daß ich sie erziehe,
So will ich's schon noch fügen, daß sie Stolz und Hoffart künftig fliehe."

22. „Was mir auch beschieden, sprach der Held voll Tucht.
Ich bin es wohl zufrieden; gönnt ihr Eure Zucht!
Doch wahrt dabei der Jungfrau und Eurer eignen Ehren!
Das Kind ist fremd zu Lande; drum mögt Ihr, Fürstin, gütlich sie belehren."

23. Hartmut ging von dannen. Der Held war noch nicht weit,
Da sprach Gerlind: „Wer Freude verschmäht, der erntet Leid.
Schau um dich allenthalben, wer deine Trübsal wende!
Mein Zimmer mußt du heizen, mußt selber schüren meines Ofens Brände."

24. Da sprach die edle Jungfrau: „Ich tauge wohl dazu,
Daß nach Eurer Weisung ich alles schaff' und thu',
Bis mir Gott vom Himmel meine Trübsal wende.
Meiner Mutter Tochter schürte freilich selten noch die Brände."

25. Da eilte flugs voll Zornes zum Männersaal Gerlind.
Sie sprach zu ihrem Sohne: „Hetels böses Kind
Wagt dich und deine Sippe in Hoffart zu verschmähen.
Wer trägt das? Lieber wollt' ich, daß meine Augen sie nicht länger sähen."

26. Hartmut sprach zur Mutter: „Wie sie sich auch gebart,
Dennoch bitt' ich, Fürstin, mit dem Kind verfahrt
In also linder Weise, daß mich der Dank nicht reue.
Ich that ihr so viel Leides; kein Wunder, daß sie meine Dienste scheue."

27. Da sprach Gerlind: „Was jemand der Magd auch Liebes thut,
Sie achtet's nun und nimmer; gar trotzig ist ihr Mut.
Bricht man ihn nicht mit Strenge, so giebt sie sich zum Weibe
In rechter Zucht dir nimmer. Thun wir, was ihr Sträuben hintertreibe!"

28. Da sprach der edle Degen: „Jetzt, o Fürstin, zeigt,
Ob Ihr mir noch in Hulden und Treuen seid geneigt!
Zieht das Mägdlein also, daß unter Leid und Plage
Die junge Königstochter ihre Freundschaft mir nicht ganz versage!"

29. Voll Zornes ging Gerlinde, die böse Teufelin,
Zu dem Ingesinde der armen Gudrun hin.
Sie sprach: „Ihr trägen Mägde sollt euch flinker regen.
Was ich euch gebiete, lass' mir keine trotzig unterwegen!"

30. Auch wurden nun geschieden die holden Mägdelein.
Schwer sollten sie empfinden der langen Trennung Pein.
Sie wären Herzoginnen in voller Zucht gewesen,
Nun hieß es Garn spinnen; sie saßen da, zu Schmach und Harm erlesen.

31. So pflagen der geringsten und schwersten Werke traun
Drei Jahr' und noch darüber die fremden armen Frau'n,
Bis heim aus dreien Kriegen Herr Hartmut nun gekommen.
Die Dienste der Verwaisten hatten hier kein Ende noch genommen.

32. Wie sehnte sich der Degen, das traute Weib zu sehn!
Doch bei ihrem Anblick mußt' er sich gestehn:
Gegönnt war ihr nur selten Ruh und gute Speise;
Man ließ sie schwer entgelten ihrer treuen, tugendsamen Weise.

33. Als sie ihm trat vor Augen, da sprach der junge Held:
„Wie war es, holde Gudrun, mit deinem Los bestellt,
Seit ich mit meinen Degen geschieden von meinem Lande?"
„Ich mußte dienen, sprach sie, Euch zu Sünden, mir zu Schmach und Schande."

34. Hartmut sprach hinwieder: „Was habt Ihr da gethan,
Gerlinde, liebe Mutter? So war's ein leerer Wahn,
Als ich sie Eurer Gnade zur Wahrung übergeben?
Gelindert sollte werden ihr heimatloses, schwerbedrücktes Leben."

35. „Gern will ich von Tag zu Tage, sprach die Wölfin da,
Sie immer besser halten." Der edle Recke sah
Es nicht voraus, daß jene dem armen Kind noch böser
Als je begegnen würde. Und nirgend war ein Retter und Erlöser.

36. Als sie mit dem Mägdlein sich allein befand,
Da sprach sie zu der Fürstin aus Hegelingenland:
„Willst du, schöne Jungfrau, nicht besser dich bedenken,
So fegst du mit deinem Haare fortan den Staub von Tischen, Stühlen, Bänken.

37. Und meine Kemenate — das sei dir angesagt —
Die sollst du dreimal täglich — sieh zu, wie das behagt —
Säuberlich mir kehren und drin das Feuer schüren!"
Sie sprach: „Das thu' ich alles, eh' ich untreu würde meinen Schwüren."

38. Sie erfüllte willig, was man sie leisten hieß.
Es war kein Werk so schimpflich, daß sie es unterließ.
Sieben volle Jahre ertrug in fremden Reichen
Sie alle Schmach und Mühen. Wo bot man Königskindern je dergleichen?

39. Als schon zum neunten Jahre es sich zu nah'n begann,
Erwog der König Hartmut, gereift zum vollen Mann,
Ihm und seiner Sippe gereich' es traun zur Schande,
Daß er Herr schon heiße und nicht die Krone trüg' in seinem Lande.

40. Da rieten ihm die Freunde, ob's lieb nun oder leid
Seiner Mutter wäre, die wunderholde Maid,
Es gehe, wie es gehe, zu seinem Wunsch zu zwingen.
Das Leben an ihrer Seite würd' ihm manche frohe Stunde bringen.

41. Nach seiner Magen Rate ging er allzuhand
Zu Gudruns Kemenate. Er nahm sie bei der Hand:
„Nun schenkt mir Eure Minne und nehmt dafür zum Lohne
Meiner Helden Dienste und tragt mit mir die stolze Königskrone!"

42. Da sprach die holde Jungfrau: „Darnach steht nicht mein Mut,
Dieweil Gerlind die böse mir so viel Leides thut.
Wie sollte mich gelüsten nach eines Recken Minne?
Ihr selbst und ihrer Sippe bin ich ewig feind mit Herz und Sinne."

43. „Das schafft mir Leid, sprach Hartmut; doch weiß ich dessen Rat,
Was Gerlind, meine Mutter, Euch je zu leide that,
Ich will es reichlich sühnen zu unser beider Ehren."
Die edle Jungfrau sagte: „Wie könnt' ich meinem Groll und Zweifel wehren?"

44. Da sprach der junge König von Normannenland:
„Ich sollte denken, Gudrun, es wär' Euch wohlbekannt,
Daß alles dies mein eigen, die Burgen, Land und Leute.
Wer könnte drum mich hängen, macht' ich Euch zu meines Wunsches Beute?"

45. Da versetzte Hetels Tochter: „Das hieß' ich Frevelthat!
Nie hatt' ich dessen Sorge, fürwahr nicht früh, nicht spat.
Was sprächen andre Fürsten zu solcher bösen Märe,
Daß in Hartmuts Lande zur Buhle Hagens Blut erniedrigt wäre?"

46. „Was kümmert mich ihr Reden? fiel Hartmut ihr ins Wort;
Wenn's Euch allein beliebte, o Herrin, allsofort
Würde Gudrun Königin und Hartmut König werden."
Sie sprach: „Seid ohne Sorge, daß je Euch Gudruns Minne sucht auf Erden.

47. Ich sollte denken, Hartmut, es wär' Euch wohlbekannt,
Wie wir mitsammen stehen. Eure dreiste Hand
Hat drüben mich gefangen und führte mich von dannen,
Und Eure Recken schufen uns bösen Harm an meines Vaters Mannen.

48. Auch habt ihr dessen Kunde, — dies Leid ist groß genug —
Daß Ludwig, Euer Vater, den meinen mir erschlug.
Er dürfte sonder Waffen mir wahrlich selten nahen,
Wenn ich ein Ritter wäre. Wie könnt' ich Euch mit Armen traut umfahen?"

49. Gar zornig sprach der Recke: „Mir gilt es fürder gleich,
Was man Euch künftig thue in meinem weiten Reich,
Dieweil Ihr stolz verschmähet mein Land und meine Krone.
Ihr erntet, was Ihr säet. Man reicht wohl täglich Euch die Frucht zum Lohne."

50. „Den will ich gern empfangen, wie ich bisher gethan;
Was Hartmuts Recken an Diensten mich ihnen leisten sahn,
Dazu Gerlindens Frauen, — Gott hatte mein vergessen! —
Das trug ich ohne Murren. Gar reicher Kummer war mir zugemessen."

6. Wie Gudrun waschen mußte.

1. Da ersann man andre Probe; Hartmut ließ alsbald
Zu Hof Ortrunen rufen, das Mägdlein wohlgestalt.
„Nun helft mit Euren Züchten, daß Hetels Magd, die hehre,
Ihr großes Leid vergesse, auf daß ich Hab' und Gut Euch allzeit mehre."

2. Ortrun sprach hinwieder, das edle Königskind:
„Ich will ihr stündlich dienen, ich selbst und mein Gesind,
Daß sie des Leids vergesse. Wir wollen vor ihr neigen
Das Haupt zu stillem Gruße, als nenne sie uns allzumal ihr eigen."

3. Sie thät ihr's freundlich danken, die landesfremde Maid:
„Daß Ihr so gern mich sähet an König Hartmuts Seit'
Unter Krone gehen, geschmückt mit reichen Ehren,
Das lohn' ich Euch durch Treue; doch meinem Heimweh kann ich nimmer wehren."

4. Ortrun bat die Arme, vom Schemel aufzustehn
Und getrost von hinnen in den Saal mit ihr zu gehn;
Dort möge sie behaglich an gutem Wein sich laben.
„Und geh' ich auch, Ihr werdet zu Eurer Königin mich nimmer haben."

5. „Ihr wisset wohl, Herr Hartmut, sprach sie dort im Saal,
Man hat mich einem König zu rechtem Ehgemahl
Mit festem Eid versprochen. Drum laßt von Eurem Werben!
Mich minnt kein andrer Recke, es müßte denn mein Anverlobter sterben."

6. Da sprach der König Hartmut: „Ihr sorgt Euch ohne Not.
Uns beide scheidet niemand; das kann allein der Tod.
Ihr sollt in rechten Züchten bei meiner Schwester weilen.
Der darf ich wohl vertrauen, sie wird mit Eifer Euren Kummer heilen."

7. Hartmut mochte wähnen, daß ihr getreuer Mut
Sich doch erweichen lasse in Ortruns milder Hut.
Die that ihr alles Beste mit dienstbereitem Sinne.
Es hofften alle beide, daß man die edle Jungfrau noch gewinne.

8. Sie blieb bei harter Rede; das traf den König schwer.
„Herrin Gudrun, sprach er, ich bin so gut wie er;
Noch mess' ich mich mit Herwig; warum ob allen Ehren
Des Fürsten Liebe schätzen? warum mein Herz so oft durch Hohn versehren?"

9. Zu neuer Glut entbrannte Gerlindens Rache nun;
Sie ließ fortan die Jungfrau nur wunderselten ruhn.
Die man bei Fürstentöchtern mit allem Fug und Rechte
Allzeit finden mußte, sie hauste bei geringem Frongeschlechte.

10. Es sprach die alte Wölfin mit haßerfülltem Mut:
„Ich will, daß alle Dienste mir Hildens Tochter thut.
Da sie in ihrer Bosheit mit ihrer Treu sich blähte,
So soll sie Arbeit leisten, die sie aus freier Wahl mir nimmer thäte."

11. Da sprach die edle Jungfrau: „Was irgend ich vermag
Mit Geschick und Eifer, das soll bei Nacht und Tag
Mit Fleiß von mir geschehen; ich raste keine Stunde,
Dieweil des Unglücks Strenge mich riß aus meiner Freunde trautem Bunde."

12. Da sprach Gerlind die böse: „Nun sollst du mein Gewand
Alle Morgen tragen vom Burghof an den Strand,
Und sollst es drunten waschen für mich und mein Gesinde,
Und sollst dich sorglich hüten, daß man zu keiner Frist dich müßig finde."

13. Da sprach die edle Jungfrau: „Fürstin hoch und hehr,
So sorgt für Unterweisung. Das Lernen fällt nicht schwer
Bei rechtem Sinn und Willen. Dann wasch' ich Euch die Kleider.
Mich fliehen Lust und Wonne; so wollt' ich denn, Ihr thätet mir noch leider."

14. Da beschied man eine Wäscherin; die trug nun das Gewand,
Die Lehre zu beginnen, mit Gudrun auf den Sand.
Gar nah ging solches Schicksal allen ihren Frauen,
Ihre hohe Herrin zu solchem Mägdewerk verdammt zu schauen.

15. Da rief in treuem Herzen Hildeburg, die Maid:
„Wohl ringen all' in Schmerzen, — Gott schau' auf solches Leid! —
Die man dereinst mit Gudrun geschleppt zu diesem Lande.
Sie lechzen still nach Ruhe; nun steht sie selbst gar waschend auf dem Sande!"

16. „Ihr sollt bei Gott dem Herren, so sprach sie zu Gerlind,
Sie ganz allein nicht lassen, sie ist ein Königskind!
Mein Vater auch war König; doch soll mich's nicht gereuen,
Laßt mich mit ihr waschen! Wir werden, was da komme, nimmer scheuen."

17. Da sprach Gerlind die böse: „Dir schafft es oft noch Weh!
Wie hart auch sei der Winter, selbst auf Eis und Schnee
Mußt du die Kleider waschen, trotz bitterbösen Winden.
Dann ließest du dich lieber bei des Gadens warmem Ofen finden."

18. Kaum konnte sie erwarten des Abends Dämmerschein;
Da ging die edle Hildeburg zu Gudruns Kämmerlein.
Ob ihres Dienstes Schwere von Herzen klagten beide.
Das schuf der hohen Dulderin linden Trost in ihrem bittern Leide.

19. Da begann Frau Hildeburg mit neuem Weh und Ach:
„Fürwahr, mich kränkt so innig dein großes Ungemach.
Da bat ich nun die Wölfin, daß du nicht so alleine
Am Grande waschen müßtest. Nun tragen wir die Mühsal im Vereine.“

20. Da sprach die Heimatlose: „Dir lohne Jesus Christ,
Daß du ob meinem Leide so herzlich traurig bist.
Und willst du mit mir waschen, so kürzt uns das die Weile
Und schenkt uns manche Freude, die unserm trüben Mut gereicht zum Heile.“

21. Das war ein langes Dienen! Länger als fünf Jahr
Mußten beide waschen, das ist gewißlich wahr.
Sie schafften weiße Gewande für Frauen und für Helden.
War je in einem Lande von Mägdlein schlimmres Ungemach zu melden?

7. Wie Ortwin und Herwig ankamen.

1. Als der Morgen graute, da eilte Hildeburg,
Die keine Ruh genossen die ganze Nacht hindurch,
An ein kleines Fenster. Sie lugte durch die Scharte;
Da war ein Schnee gefallen. Das schuf wohl beiden Not, als sie's gewahrte.

2. Die Heimatlose klagte: „Wir sollen waschen gehn?
So grimm ist, wie ich sagte, das Wetter anzusehn;
Wir werden alle beide noch vor des Abends Stunden,
Wenn heut wir barfuß waschen, am Ufer starr und leblos aufgefunden.“

3. Da sprach Frau Hildens Tochter: „Gespielin, bitte du
Gerlinden um Erlaubnis, daß wir ein Paar Schuh
Am Meer heut tragen dürfen. Sie muß sich selbst gestehen,
Daß wir zu Tode frieren, wenn heute gar wir barfuß waschen gehen.“

4. Sie gingen vor die Kammer, wo Gerlinde schlief.
Sie hörte, halb erwachend, ihr Klagelied und rief:
„Was eilt ihr bösen Mägde nicht zu des Ufers Grande
Und spület nicht, daß lauter das Wasser niederfließe vom Gewande?“

5. „Ich weiß nicht, rief die Jungfrau, wohin ich gehen soll.
Ein Schnee ist nächten gefallen; von ihm liegt alles voll.
Wenn Ihr's nicht wehrt, so müssen wir mit dem Tode büßen;
Wir sterben heute beide, tragen wir nicht Schuh an unsern Füßen."

6. Die Wölfin rief: „Ich denke, so schnell wird's nicht geschehn.
Hinweg denn, mag's euch übel oder sanft ergehn!
Nun wascht mir ohne Zieren, sonst geht's euch an die Leiber!
Was gilt mir euer Erfrieren?" Da weinten laut die gottesarmen Weiber.

7. Drauf nahmen sie die Kleider und gingen beide fort.
„Einst mahn' ich Euch, sprach Gudrun, will's Gott, an dieses Wort."
Sie mußten mit nackten Füßen durch den Schnee waten.
Wo waren Fürstenkinder je in solche Not und Schmach geraten?

8. Nun standen sie von neuem auf dem wilden Sand
Und wuschen nach Gewohnheit das Linnen und Gewand
Und schauten über die Wogen mit sehnsuchtsvollem Blicke,
Wo die Boten blieben, die aus der Heimat ihnen Hilde schicke.

9. Sie schauten aus schon lange, da sahn sie der Männer zween
Auf dem Meer in einem Boote; sonst war kein Mensch zu sehn.
Hildeburg rief freudig zum Königskind, dem bleichen:
„Sieh dort zween Männer fahren! Die mögen deinen Boten wahrlich gleichen."

10. Da sprach die Gottesarme: „O weh, was soll ich thun?
O traute Freundin Hildeburg, so rate du mir nun!
Soll ich von hinnen weichen? Lass' ich hier mich finden
In also großer Schande? Wie könnt' ich je den Schimpf überwinden?"

11. Da wandten sich die Mägdlein und flohen von dem Sand,
Doch waren beide Männer zu nahe schon dem Strand.
Sie entdeckten am Gestade die schönen Wäscherinnen
Und merkten wohl, die Frauen ließen dort im Stich Gewand und Linnen.

12. Sie sprangen aus der Barke und riefen ihnen nach:
„Ihr schönen Wäscherinnen, ei bleibt! wohin so jach?
Wir sind ja fremde Leute, das ist gar leicht zu sehen.
Entweicht ihr uns, so könnte euer Linnenschatz verloren gehen."

13. Als ob sie nichts vernommen, so eilten sie landein;
Doch mußte zu ihren Ohren der Ruf gedrungen sein.
Fein laut war erschollen König Herwigs Mahnung.
Daß er seiner Trauten schon so nah, des hatt' er selbst nicht Ahnung.

14. Da rief der Vogt von Seeland: „Ihr minniglichen Frau'n,
Wem diese Kleider eigen, sollt ihr uns anvertrau'n!
Bei aller Jungfrau'n Ehre, wir bitten euch in Treuen!
Ihr minniglichen Kinder, kehrt heim zum Strand, ihr braucht euch nicht zu scheuen!"

15. In ihren nassen Hemden kehrten sie zurück.
Die edlen Frauen waren reicher einst an Glück.
Wie bebte jetzt vor Kälte das arme Hausgesinde;
Gar wohlfeil war die Hülle und bitterscharf der Hauch der Märzenwinde.

16. Da bot der edle Herwig dem heimatlosen Paar
Freundlich guten Morgen. Wie fremd der Gruß ihm war
Bei so entmenschter Herrin! Ein Guten Morgen und Abend
Stand hoch bei ihr im Preise. Drum klang dies Wort den Holden jetzt so labend.

17. „Sträubt euch nicht, ihr Kinder, und nehmet unser Gold!
Guter Spangen viere seien euer Sold.
Die geben wir euch gerne, beliebt's euch, uns zu sagen,
Ihr schönen Jungfrauen, wonach wir Fremden euch so gerne fragen."

18. „Gott lasse diese Spangen euch beiden gedeihlich sein!
Wir nehmen nichts zum Lohne, sprach das Mägdelein;
So fragt uns denn nach Wunsche! Wir müssen baldigst scheiden.
Ich würd' es schwer bereuen, sähe man uns sprechen mit euch beiden."

19. „Wem ist zu Erb' und Eigen dies Volk und reiche Land,
Dazu die guten Burgen? Wie ist der Mann genannt,
Der kein Gewand euch gönne und solchen Dienst begehre?
Zur Schmach sei's ihm gerechnet, wenn er je verlangt nach Ruhm und Ehre!"

20. „Hartmut ist der eine der beiden Fürsten genannt;
Dem dienen feste Burgen und all dies weite Land.
Der andre nennt sich Ludwig; Herr ist gar vieler Helden
Er im Normannenlande. Von beider Macht ist manche Mär zu melden."

21. „Wir sprächen sie gar gerne, fiel nun Ortwin ein;
Könnt ihr uns bescheiden, vielschöne Mägdelein,
Wo man die Fürsten beide in ihren Landen finde?
Wir sind an sie gesendet; denn wir sind eines Königs Hofgesinde."

22. Zur Antwort gab den Recken die hohe Gudrun dies:
„Als ich am frühen Morgen heut die Burg verließ,
Da lagen sie noch zu Bette, dazu viertausend Helden;
Ob jene nun derweilen ausgeritten, kann ich euch nicht melden."

23. „Nun sagt, sprach König Herwig, wenn es euch beliebt,
Warum mit solcher Macht sich euer Fürstenpaar umgiebt.
Es müht, so viele Helden früh und spat zu hegen.
Ein Königsland bestürmen wollt' ich dreist als Herr so vieler Degen."

24. „Wir wissen nichts Genaues, sprach die holde Magd;
Auch wie ihr Reich gelegen, ward uns nie gesagt.
Doch bangt man aller Zeiten, das Volk der Hegelingen
— Das wohnt in fernen Weiten — möcht' in grimmem Zorn herüberdringen."

25. Als Herwig beide Mädchen vor Kälte zittern sah,
Sprach in rechter Güte der edle König da:
„Bedünkt's euch holde Kinder nicht etwa Schimpf und Schande,
So hüllt in unsre Mäntel eure Glieder auf dem wilden Strande!"

26. Da sprach Frau Hildens Tochter: „Gott segne gnadenvoll
Eure gute Gabe! An meinem Leibe soll
Kein Menschenauge jemals Manneskleider sehen."
Für beide gab's wohl Schlimmres als ein Erkennen, wär' es jetzt geschehen.

27. Herwig sah von neuem die fremde Jungfrau an.
So wohlgestalt sie dünkte, so hold dem stolzen Mann,
Daß mancher schwere Seufzer im Herzen ihm erwachte.
Verglich er sie doch einer, an die er ach! so oft in Liebe dachte.

28. Ortlands junger König, Ortwin, fiel nun ein:
„Ist euch bekannt geworden, sagt an, ihr Mägdelein,
Daß kriegsgefangne Frauen einst ins Land gekommen?
Gudrun hieß die eine. Habt ihr je von ihr ein Wort vernommen?"

29. Da sprach die edle Jungfrau: „Das ist mir wohlbekannt.
Vor langen, langen Jahren kamen sie ins Land.
Auf starker Heerfahrt hatte man ihre Schar gefangen.
Den heimatlosen Frauen ist es hier im Reich gar schlimm ergangen."

30. Da sprach der König Herwig, zu Ortewin gewandt:
„Ist Eure Schwester Gudrun in irgend einem Land
Auf der weiten Erde auch heute noch am Leben,
Seht her, so ist es diese! so ähnlich kann es keine zweite geben."

31. Da sprach der König Ortwin: „Sie ist von Angesicht
Gar hold, doch meiner Schwester gleicht sie wahrlich nicht.
Aus unsern Jugendtagen gedenk' ich noch der Zeiten,
Wo sie gepriesen wurde als schönste Jungfrau durch der Erde Weiten."

32. So hatte zugestanden der kühne junge Mann,
Daß er Ortwin heiße. Drum sah ihn schärfer an,
Die sich Gudrun nannte. Sie wollte gern erfahren,
Ob der ihr Bruder wäre. Der konnte sie vor weitrer Not bewahren.

33. „Wie Ihr auch heißen möget, Euch ziemet Lob fürwahr.
Einst kannt' ich einen Recken, dem gleicht Ihr auf ein Haar.
Herwig war sein Name, und Seeland war sein eigen.
Wenn der Held noch lebte, er brächte dieser Knechtschaft Not zum Schweigen.

34. Auch ich bin deren eine, die König Hartmuts Heer
Als Kriegsgefangne geführet her übers weite Meer.
Ihr sucht die arme Gudrun; das laßt nur unterwegen,
Die Hegelingen-Jungfrau ist ihrer Qual und Mühsal längst erlegen."

35. Aus Ortwins lichten Augen brach ein Thränenquell;
Ingleichen hub ein Weinen Herwig, sein Gesell.
Sie hatten hören müssen, die schöne Gudrun wäre
Im fremden Land gestorben. Wie schweren Harm schuf ihnen diese Märe!

36. Als sie die Helden beide vor sich weinen sah,
Erfüllt von Lust und Leide sprach die Fremde da:
„Ihr zeiget ein Gebaren und thut ob meiner Märe,
Als ob die edle Gudrun euch wackren Degen nahverwandt wäre."

37. Da sprach der König Herwig: „Weh' ihrem jungen Leib!
Bis an mein Lebensende klag' ich um mein Weib!
Sie war mir fest versprochen mit wandellosen Eiden.
Des alten Ludwigs Ränke sollten mich auf ewig von ihr scheiden."

38. „Ihr wollet mich nur täuschen, sprach die arme Magd;
Von König Herwigs Tode ward mir so viel gesagt.
Der Erde reichste Wonne würd' ich traun gewinnen,
Wär' Herwig noch am Leben; er führte mich mit starkem Arm von hinnen."

39. Da sprach der edle Ritter: „So schaut auf meine Hand!
Kennt Ihr das Gold? Mein Name, ist er Euch nun bekannt?
Verlobt ward ich mit Gudrun durch dieses Minnezeichen.
Und seid Ihr meine Herrin, so führt mein Arm Euch frei aus Ludwigs Reichen."

40. Glückselig lächelnd versetzte das edle Mägdelein:
„Gar wohl erkannt' ich wieder den Ring, der früher mein.
Nun sollt Ihr den auch sehen, den mir mein Liebster schenkte,
Als in Vaters Lande mein hochbeglücktes Herz kein Harm noch kränkte."

41. Er sah nach ihrem Finger. Als er den Ring erschaut,
Da sprach der edle Herwig zu Gudrun lieb und traut:
„Dich konnt' auch nur eine Fürstin unterm Herzen tragen.
Nun grüß' ich meine Wonne selig wieder nach den Leidenstagen."

42. Da schloß er in die Arme die wunderholde Maid.
Was sie soeben vernommen, schuf beiden Lust und Leid.
Er küßte die Königstochter, — wie oft, wer könnt' es sagen? —
Auch Hildeburg, die arme, die treu mit Gudrun alle Not getragen.

43. Dann sprach der Held aufs neue: „Wir dürfen wohl gestehn,
Uns ist so viel des Glückes auf dieser Fahrt geschehn;
Wer konnte jemals hoffen, sie würd' uns so gelingen?
Nun heißt es aber eilen, daß wir sie aus der Haft von hinnen bringen."

44. Da sprach der Degen Ortwin: „Das thu' ich nun und nie.
Und hätt' ich hundert Schwestern, sterben ließ' ich sie,
Eh' ich mich vergäße, dem Feind mich zu verhehlen
Und sie, die im Kampf Geraubte, im fremden Land aus bleicher Furcht zu stehlen!"

45. Da sprach der Held von Seeland: „Die Sorge heg' ich nur,
Daß man die Mägdlein alle, entdeckt man unsre Spur,
Weit von hinnen führe. Dann sähen unsre Augen
Deren keine wieder. Drum wird hier nur geheimes Handeln taugen."

46. Ortwin sprach hinwieder: „Die edle Mägdeschar
Ließen wir im Stiche, die sehnlich Jahr auf Jahr
Im fremden Land gewartet? Sie müßten schier verzagen.
Nie soll man ihrer Treue gegen Gudrun Dank und Lohn versagen."

47. Da sprach der Recke Herwig: „Wo blieb dein kluger Sinn?
Meine Traute führ' ich zu unsern Freunden hin.
So gut es geht, erretten wir dann die andern Frauen."
Da sprach der Degen Ortwin: „Eher ließ' ich mich in Stücke hauen."

48. Bekümmert sprach die Arme: „Was hab' ich dir gethan,
Lieber Bruder Ortwin? Fürwahr, es ist kein Wahn,
Nie gab dir mein Gebaren gerechten Grund zum Schelten.
Welcher bösen Dinge läßt man, edler Fürst, mich nun entgelten?"

49. „Ich thu' es, liebe Schwester, nicht aus Haß zu dir.
Die Rettung deiner Mägdlein glückt so uns besser hier.
Auch kann ich nur in Ehren dich von hinnen führen.
Getrost nur! deines Liebsten sollst du bald dich freuen nach Gebühren."

50. Die kühnen Recken eilten vom Gestade jach.
Die heimatlose Gudrun rief ihrem Liebsten nach:
„Einst war ich traun die erste, nun gelt' ich dir als letzte!
Wer bliebe mir noch übrig, auf den ich Waise nun mein Hoffen setzte?"

51. „Du bist mir nicht die letzte; die erste sollst du sein!
Meine Fahrt, o Fürstin, behalt für dich allein!
Eh' der Morgen dämmert, steh' ich vor den Thoren —
Vertraue meinem Worte! — mit achtzigtausend Helden auserkoren."

52. Sie fuhren schnell von hinnen und ließen beide Frau'n.
Das nenn' ich zwischen Lieben ein hartes Scheiden traun,
So hart, wie zwischen Freunden es nimmer noch geschehen.
Sie folgten mit den Augen dem Botenpaar, solang es noch zu sehen.

53. Zuerst besann sich Hildeburg, die Maid aus Irenland:
„Laßt Ihr noch immer, Königin, Linnen und Gewand
Ungewaschen liegen? Was sagen Ludwigs Degen?
Und merkt es Frau Gerlinde, so lohnt sie uns wie nie zuvor mit Schlägen."

54. Hildens Kind versetzte: „Ich bin zu hoch und hehr;
Nun wäscht für Frau Gerlinden Gudrun nimmermehr.
So niedre Dienste werden mir nicht mehr abgerungen;
Mich haben geküßt zween Könige und mich voll Huld mit ihrem Arm umschlungen."

55. Hildburg sprach hinwieder: „Verübelt mir den Rat,
Den ich Euch gebe, nimmer: bleichen wir die Wat,
Anstatt zur Kemenate sie mit dem Schmutz zu tragen!
Sonst wird man uns den Rücken zum Vollgenügen wund mit Ruten schlagen."

56. Hagens Sproß versetzte: „Vorbei ist alle Müh'!
Nun naht mir Trost und Wonne! Und wenn bis morgen früh
Mit Gerten man mich schlüge, ich weiß, daß ich nicht stürbe,
Doch daß von diesen Schelmen zuvor gar mancher jammervoll verdürbe.

57. Jetzt trag' ich diese Kleider hinunter an die Flut;
Sie sollen des genießen, sprach Frau Hildens Blut,
Daß ich einer Königin wiederum soll gleichen.
Ich werfe sie ins Wasser, sie mögen frei durch alle Meere streichen."

58. Wie Hildeburg auch mahnte, die Fürstin schleppte jach
Gerlindens Wat hinunter; ihr Zornmut wurde wach.
Sie schwang sie aus den Händen weit auf die dunklen Wogen.
Sie schwammen eine Weile; ich weiß nicht, sind sie je herausgezogen.

59. Die Nacht begann zu nahen, das Tageslicht zerrann;
Hildburg ging zur Feste mit schwerer Last vondann,
Sie trug nebst manchem Kleide sieben Stücke Linnen.
Ortwins Schwester Gudrun ging ledig neben Hildeburg von hinnen.

60. Schon war es spät und dunkel, als endlich sie ans Thor
Der Ludwigsfeste kamen. Voll Zornes stund davor
Gerlind, die böse Teufelin; das war ein schlimmes Warten.
Die edlen Wäscherinnen begrüßte sie mit Rügen, grimmig harten.

61. „Wer hat euch das gestattet? schrie des Königs Weib;
Gar schwer soll's entgelten euer beider Leib,
Daß ihr so spät am Abend euch umtreibt auf dem Strande.
Ihre Kemenate gönnt solchen keine Frau von Königsstande.

62. Sagt an, ihr frechen Dirnen, weswegen thut ihr das?
Könige stolz und mächtig verschmähet ihr in Haß
Und koset spät am Abend mit gemeinen Knechten?
Steht euer Sinn auf Ehre, verhilft euch solches nicht zur echt- und rechten."

63. Da sprach die edle Jungfrau: „Das heiß' ich bösen Lug,
Dieweil ich Gottesarme nie solche Meinung trug,
Als sei ein Mann des würdig, daß ich ihn sprechen sollte.
Nur meine Sippe ist es, mit der ich ungehindert reden wollte."

64. „Nun schweig, du Gallenzunge! Lügen strafst du mich?
Dafür kommt meine Rache nächten über dich,
Daß deines Ingrimms Rufe so laut wie nie erschallen.
Bevor ich ruh' und raste, soll Streich für Streich auf deinen Rücken fallen."

65. „Das möcht' ich widerraten, sprach die stolze Magd,
Daß Ihr meinen Rücken je mit Ruten schlagt.
Ihr samt Euren Magen könnt nie mit uns euch messen.
So niedre Strafe bliebe vielleicht zu Eurem Kummer unvergessen."

66. Da sprach die böse Wölfin: „Wo ist mein Gewand,
Dazu mein feines Linnen, daß nächten deine Hand
In deines Kleides Falten so müßig ruht geborgen?
Ich will beizeit dich lehren, mir anders meine Dienste zu besorgen."

67. Hagens Sproß versetzte: „Da drunten an dem Meer
Ließ ich alles liegen; es war mir halt zu schwer,
Als ich her zu Hofe es mit mir tragen wollte.
Mein' Treu, es kränkt mich wenig, wenn's Euer Aug' nicht wiedersehen sollte."

68. „Das soll dir schlecht gedeihen, sprach das Teufelsweib;
Eh' ich zum Schlaf mich wende, geht's dir an den Leib."
Sie hieß die Magd entkleiden, aus Dornen Ruten binden.
Der niedern Zucht und Strafe wollte Frau Gerlind sich unterwinden.

69. Mit List rief das Königskind: „So sei Euch denn gesagt:
Wenn Ihr mit diesen Ruten mich nächten wirklich schlagt,
So wird's in spätern Tagen, sieht je mich unter Krone
An Königs Seit' ein Auge, Euch sicher heimgezahlt mit reichem Lohne.

70. Drum wähn' ich, Ihr erlasset die Strafe mir wohl gern.
Dann wähl' ich um so lieber zum Gemahl und Herrn,
Den ich bisher verschmähte, und bleib' in diesen Reichen.
Wird mir Gewalt darinnen, vollführ' ich einst noch Thaten ohnegleichen."

71. Gerlinde sprach, die Fürstin: „Mein Zürnen ließ' ich sein;
Und büßt' ich tausend Breiten meiner Linnen ein,
Ich wollte sie verschmerzen. Auch käm' es dir zustatten,
Erkürst du Hartmut wirklich, den Fürsten von Normannenland, zum Gatten."

72. „Ich habe mich besonnen, sprach die holde Maid;
Nicht länger kann ich tragen all dies Herzeleid.
So lasset der Normannen jungen König kommen.
Was er auch gebiete, ich will es freudig thun zu seinem Frommen."

73. Die beider Rede vernommen, die eilten schleunig fort,
Um Hartmut zu berichten das wundergute Wort.
Man fand den Degen sitzen bei seines Vaters Mannen.
Er ahnte nicht der Dinge, die flugs ihm allen Kummer sollten bannen.

74. Laut rief der erste Bote: „Gebt mir das Botenbrot,
Da Hildens schöne Tochter Euch ihren Gruß entbot,
Ihr möchtet baldigst kommen zu ihrer Kemenaten.
Sie will Euch nicht mehr meiden; sie hat zu guter Letzt sich baß beraten."

75. Da sprach der edle Ritter: „Des Luges ist nicht not.
Doch ist sie wahr, die Märe, so lohnt dir Botenbrot:
Drei der besten Burgen samt Hufen reich an Segen,
Auch sechzig güldne Spangen. Wie hoher Wonnen wollt' ich fürder pflegen!"

76. Da sprach des Boten Geselle: „Fürwahr, ich hört' es auch.
Drum heisch' ich meinen Anteil; so ist es rechter Brauch.
Ihr sollt zur Fürstin kommen; sie schenk' Euch ihre Minne
Und woll' in diesem Lande die Krone tragen, sei's Euch noch zu Sinne."

77. Der kühne Hartmut sagte beiden Boten Dank.
Hei, wie so frisch und fröhlich er auf vom Sessel sprang!
Er wähnte wohl, es hätte Gott selber ihn beraten
Mit des Mägdleins Minne. Drum eilt' er froh zu ihrer Kemenaten.

78. Noch stund in nasser Hülle die Königstochter da;
Es weinten ihre Augen, als sie den Helden sah;
Doch kam sie still zum Gruße entgegen ihm gegangen.
So nahe stand ihm Gudrun, er wollte schon mit Armen sie umfangen.

79. „Mit nichten, Hartmut! sprach sie; wie dürfte das geschehn?
Euch tadeln alle Leute, die's hören oder sehn.
Ihr müßt der armen Wäscherin Euch ja wahrlich schämen.
Ihr seid ein stolzer König, wie ziemte sich's, mich so in Arm zu nehmen?

80. Gern erlaub' ich, Hartmut, daß Euer Wunsch gescheh',
Sobald ich unter Krone vor guten Recken steh'.
Dann bin und heiß' ich Fürstin, dann schafft es kein Verdrießen,
Dann ziemt's uns allen beiden, dann mögt Ihr mich mit Armen traut umschließen."

81. In edler Zucht und Sitte trat der Held zurück:
„O Jungfrau hold wie keine, du bist mein stolzes Glück!
Deine Huld und Minne will ich dir reich vergelten.
Mir selbst und meinen Freunden befiehl nach Wunsch, du sollst uns nimmer schelten."

82. Da sprach die edle Jungfrau: „So sänftlich ward mir's nie.
Gebt Ihr der Gottesarmen Befehl und Macht allhie,
So befehl' ich denn zum ersten: nach all dem Harm und Wehe
Sei mir ein Bad, ein schönes, noch heut bereitet, eh' ich schlafen gehe!

83. Und mein Befehl zum zweiten, vernehmt's, soll dieser sein:
Man bringe mir zur Stunde all meine Mägdelein,
Wo sie auch weilen mögen bei Gerlindens Frauen!
In ihrem Weibergaden soll man ihrer keine fürder schauen."

84. „Das will ich gern betreiben," sprach der wackre Held.
Da ward das Wort im Gaden manch edler Magd bestellt.
Mit wild verwirrten Haaren und niedrig schlechten Hüllen
Kamen sie zu Hofe. Wo sah man so der Wirtin Pflicht erfüllen?

85. Ihrer zweiundsechzig sah Hartmut jetzo nahn.
Da sprach in edlen Züchten die Fürstin wohlgethan:
„Nun schauet, stolzer König! bedünkt Euch solches Ehre?
Wie hat man sie mißhandelt!" Er sprach: „Vertraut mir, daß ich's fürder wehre."

8. Wie die Burg der Normannen eingenommen ward.

1. Wie oft man auch die Feinde mit schwerem Wurf und Schuß
Von der Feste drängte, Wate nahm zum Schluß
Sie doch in grimmen Stürmen. Bald waren losgehauen
Die Riegel aus den Mauern. Da gab es wildes Jammern schöner Frauen.

2. Von Dänemark Herr Horand trug Hildens Banner vorauf;
Ihm folgten seine Recken jubelnd allzuhauf.
Am weiten Saal vorüber zum Mittelturm der Feste
Ging des Zuges Wetter; als den stärksten kannten ihn die Gäste.

3. Zu manchem reichen Gaden sprengte man die Thür;
Aus den Burggemächern scholl wüster Lärm herfür.
Da waren nun die Sieger nicht eines Muts und Sinnes;
Viele schlugen Wunden, die andern pflagen eifrig des Gewinnes.

4. Sie raubten in der Feste, wenn ihr es hören wollt,
An Seiden und Brokaten, an Silber und an Gold,
Daß zween der größten Kiele die Schätze nimmer faßten,
Wollte seine Schiffe auf See ein Kaufherr je damit belasten.

5. Traun, in der Burg war niemand an Freuden allzu reich;
Die Rache schuf Verderben Mann und Weib zugleich.
Wie viele der Normannen sah man hier erliegen!
Verbluten und verröcheln mußte selbst manch Kindlein in der Wiegen.

6. Da schalt den grimmen Wate Irold, der starke Mann:
„Was thaten Euch, zum Henker! die jungen Kinder an?
Kein Leid traf unsre Magen durch die Schuld der Armen.
Wohlan, zur Ehre Gottes laßt der kleinen Waisen Euch erbarmen!“

7. Da rief der alte Wate: „Du hast Kindsverstand!
Dich dünkt, verschonen sollte Watens Rächerhand,
Was in der Wiege weine? Wär' einst die Brut erwachsen,
So traut' ich ihr im Leben kein Härlein mehr als einem wilden Sachsen.“

8. Aus den Räumen strömte nach allen Seiten Blut.
Der Anblick nahm den Freunden der Erschlagnen allen Mut.
Da kam die edle Ortrun mit bleicher Angstgebärde
Aufs neu' zu Hildens Tochter; sie bangte, daß die Not noch größer werde.

9. Man sah gesenkten Hauptes sie vor der Schönen stehn.
„O möchte, Herrin Gudrun, dir tief zu Herzen gehn
Mein allzu starker Jammer! Laß mich nicht verderben!
Versagst du mir die Gnade, so muß ich hier durch deine Freunde sterben.“

10. „Ich will dich gerne retten, wenn's steht in meiner Hand,
Da ich dich aller Ehren und Güter würdig fand.
Friede soll dir werden, kein Leid dir widerfahren!
Tritt dicht an meine Seite mit deinen Frauen, deinen Mägdescharen!"

11. Herbei kam auch gelaufen die Teufelin Gerlind.
Sie warf sich unterthänig aufs Knie vor Hildens Kind:
„Nun rett' uns, hohe Königin, vor Waten und seinen Mannen!
Es steht bei dir alleine; kein andrer könnte mein Verderben bannen."

12. Da sprach Frau Hildens Tochter: „Nun hör' ich laut Euch flehn,
Ich möcht' Euch Gnade schenken; wie könnte das geschehn?
Was je mein Mund erbeten, Ihr wolltet's nie gewähren.
Was wußtet Ihr von Gnade? Drum löscht Ihr meinen Zorn durch keine Zähren."

13. Inzwischen hatte Wate der Frauen Schar gewahrt.
Mit lichterlohen Augen, mit ellenbreitem Bart,
Mit lautem Zähneknirschen thät der Alte nahen.
Vor dem Helden von Stürmen bebten alle, die den Grimmen sahen.

14. Er war mit Blut beronnen, es troff sein Waffenkleid.
Wie Gudrun sein sich freute, es schuf ihr dennoch Leid,
Daß er so wilden Mutes kam herangegangen.
Vor Grauen hat wohl keine der Frauen ihn mit holdem Gruß empfangen.

15. Nur die Fürstin Gudrun trat dem Alten nah.
Hildens reine Tochter sprach in Ängsten da:
„Sei mir willkommen, Wate! Mich labte deine Nähe,
Wenn so vielen Leuten nicht gar so schwerer Harm durch dich geschähe."

16. „Ich dank' Euch, edle Jungfrau; seid Ihr Frau Hildens Kind?
Sagt an, wer diese Frauen an Eurer Seite sind!"
Da sprach die junge Fürstin: „Ortrun heißt die Gute;
Die mußt du schonen, Wate. Den Frauen ist gar bang vor dir zu Mute.

17. Und jene sind die Armen, die einstens Ludwigs Heer
Mit mir aus Vaters Lande geschleppt durchs weite Meer.
Ihr triefst so arg von Blute; drum bleibet uns noch ferne.
Eure spätern Dienste empfahn wir Heimatlosen dann gar gerne."

18. Wate ging von hinnen. In einem Gaden fand
Er Ortewin und Herwig mit blutbenetzter Hand.
Irold auch und Morung waren just nicht träge,
Ingleichen Frute der Däne; noch mancher Recke sank durch ihre Schläge.

19. **Einem Widersacher** spürte Wate nach,
Den er am grimmsten haßte. In jedem Burggemach
Sah er, ob er fände die Teufelin Gerlinde.
„Sie **birgt sich** bei der Königin; bei Gudrun weilt sie mit dem Ingesinde."

20. **Voll Ingrimms** kehrte Wate hinwieder zu dem Saal:
„**Heraus**, o Herrin Gudrun, gebt mir allzumal
Gerlinden samt den Freunden, die Euch zum Waschen zwangen,
Dazu der Männer Sippe, die mordend einst in unsre Lande drangen."

21. „Von denen ist hier niemand," sprach sie sanftgemut.
Doch näher trat Herr Wate; ihm wallte heiß das Blut:
„Und wollet Ihr in Bälde mir nicht die Rechten weisen,
So streck' ich Freund' und Feinde zu Euren Füßen hier mit diesem Eisen."

22. Sie bangten, als sie Waten so grimmig zürnen sahn.
Ihm winkte mit den Augen ein Mägdlein wohlgethan.
So kannt' er nun die schlimmste aller Teufelinnen:
„Ei sagt mir, Frau Gerlinde, begehret Ihr noch mehr der Wäscherinnen?"

23. Er packte sie beim Arme und zog sie mit hinaus.
Ich wähne, Frau Gerlinden erfaßte Schreck und Graus.
„Hohe Fürstin, sprach er und tobte grimm und grimmer,
Meine junge Königin wäscht hinfürder Eure Wat wohl nimmer."

24. Die Frauen schrieen allesamt in ihrer Ängste Qual.
Wate kam aufs neue: „Sind hier noch mehr im Saal,
Die zur Sippe zählen? Die sollet Ihr mir zeigen.
So fürnehm gilt mir keine, daß sie ihr Haupt nicht müßte vor mir neigen."

25. Darob versetzte weinend Hetels edles Kind:
„Schonet mir zuliebe, die hier versammelt sind!
Im Vertraun auf Gnade sind sie zu mir geeilet,
Ortrun ist's, die edle, die hier mit ihren Frauen bei mir weilet." —

26. Nun ruhten von dem Streite die Recken allzumal.
Da kam der König Herwig zu Ludwigs weitem Saal
Mit seinen Kampfgenossen blutbenetzt gegangen.
Als Gudrun ihn erschaute, da ward er minniglich von ihr empfangen.

27. Wie schnell von seiner Hüfte das Schwert der Stolze band!
Er warf es samt der Brünne in den Schild zuhand.
Geschwärzt vom Eisen stund er vor der edlen Frauen.
Oft hatte für die Gute er durch die Walstatt heut sich Bahn gehauen.

28. Auch der junge König von Ortland kam heran,
Dazu die andern Helden; sie nahten Mann für Mann.
Sie lösten ihre Helme, die Mägdlein zu begrüßen.
Das mochte Hildens Tochter und ihren Frau'n schier alles
Leid versüßen.

29. Da hielten nun die Fürsten mit ihren Mannen Rat.
Kassiane war gefallen durch kühne Waffenthat,
Und mit der stolzen Feste war alles Land bezwungen.
„Drum übergebt, riet Wate, mit Saal und Türmen sie den
Flammenzungen!"

30. Da sprach der Däne Frute: „Das unterlasset sein!
Sie muß für unsre Herrin jetzt noch Wohnstatt sein.
Auch beut sie unsern Helden Schutz und Schirm im Lande.
Doch heißt die Toten tragen aus den Zimmern und des Walles
Rande!"

31. Man folgte Frutens Worten; der Held war weidlich klug.
Hei, was man allerorten an Recken fürbaß trug!
An ihren Leibern klafften tiefe Todeswunden.
Auch warf man in die Wogen die Leichen, die man vor dem
Thor gefunden.

Legerlotz.

Walther von der Vogelweide.

Walther von der Vogelweide wurde um 1170 vermutlich in Südtirol unweit Bozen geboren. Er gehörte zwar dem ritterlichen Stande, aber doch nur dem sogenannten Dienstadel an, und die Dürftigkeit des Elternhauses trieb ihn frühzeitig in die Welt hinaus und nötigte ihn, aus seiner dichterischen Begabung ein Gewerbe zu machen. Etwa 20 Jahre alt kam er nach Östreich an den gastlichen Hof Friedrichs, und hier war Reinmar der Alte sein Lehrer in der Dichtkunst. Während des Aufenthalts in Wien entstanden Walthers schönste und frischeste Dichtungen, hauptsächlich Frühlings- und Liebeslieder. Nach dem Tode seines fürstlichen Gönners (1198) verließ Walther Wien und Östreich und führte fortan das Leben eines fahrenden Sängers. Als solcher lernte er den größten Teil Deutschlands und die angrenzenden Länder kennen; am liebsten aber verweilte er am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen und am östreichischen Hofe, wohin er mehrmals zurückkehrt. Während dieses Wanderlebens wurde aus dem Minnesänger ein politischer Dichter. Der seit dem Tode Heinrichs VI. in Deutschland beginnende Wahlstreit lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, und in feurigen patriotischen Liedern

tritt er ein für Philipp von Schwaben, als den einzigen berechtigten Bewerber um die deutsche Krone. Nach dem gewaltsamen Tode desselben steht er auf der Seite des von den Fürsten einmütig auf den Thron erhobenen Otto von Braunschweig und eifert, nachdem dieser von Innocenz III. mit dem Banne belegt worden war, gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte des Staats, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel und die willkürlichen Bannsprüche. Trotzdem ihm Otto mit Undank lohnte, hielt Walther doch treu bei ihm aus. Als er aber sah, daß dieser Kaiser Macht und Bedeutung verloren hatte und für die Rechte Deutschlands nicht mehr eintreten könne, wandte er sich, wie alle Vaterlandsfreunde, dem jungen Staufenkönig Friedrich II. zu. Dieser belohnte die Verdienste des Dichters um Kaiser und Reich mit einem Lehen, das ihm Otto zwar versprochen, aber nie gegeben hatte. Walther erhielt ein Gut in der Nähe von Würzburg. Hier hat er wahrscheinlich die letzten Jahre seines Lebens zugebracht und sein Besitztum nur noch einmal verlassen, um den Kaiser auf seiner Heerfahrt nach dem heiligen Lande zu begleiten. Aus diesen letzten Lebensjahren des Dichters stammen hauptsächlich religiöse Lieder. Um 1230 ist er in Würzburg gestorben, wo er im Lorenzgarten vor der Pforte des neuen Münsters begraben liegt.

1. Deutschland über alles.*)

1. Ihr sollt sprechen: Sei willkommen!
Der euch gute Märe bringt, bin ich.
Alles, was ihr habt vernommen,
Das ist eitel nichts; nun fraget mich!
Wenn ihr Dank gewähret
Und mein Lohn wird gut,
Will ich künden manches, was gar wohl euch thut.
Seht nun zu, wie ihr mich ehret!

2. Deutschen Frauen will ich sagen
Solche Kunde, daß sie aller Welt
Um so besser soll'n behagen.
Doch das thu ich nicht um Gut und Geld.
Denn die Holden, Süßen,
Sie sind mir zu hehr,
Drum bin ich bescheiden und begehr' nicht mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

---

*) Die Übertragung der Lieder ist nach Legerlotz, Koch, Lyon, Pannier und Schröter gegeben.

3. Lande hab ich viel gesehen,
Gern der Besten achtend allerwärts;
Übel soll es mir ergehen,
Käme jemals noch dahin mein Herz,
Daß ihm wohlgefallen
Könnte fremde Sitte.
Nun was hülf' es mir, wenn ich für Falsches stritte?
Deutsche Zucht steht über allen.

4. Von der Elbe bis zum Rhein
Und hinwieder bis zum Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
Die ich auf der weiten Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, edeln Sinn,
Nun, bei Gott! so schwör' ich, anders nimmerhin
Finden sich so holde Frauen.

5. Deutscher Mann ist wohlgezogen,
Und wie Engel sind die Frauen schön.
Wer sie tadelt, ist betrogen,
Anders kann ich's wahrlich nicht verstehn.
Zucht und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm' in unser Land! Da blüht der Wonne viel.
Lebt' ich lange noch darinne!

---

2. Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut aufstehn,
Herr Gott, in deiner Obhut gehn
Und reiten, wohinaus mein Fuß sich kehre.
Laß deiner Kraft und Güte Schein,
Herr Christ, an mir heut sichtbar sein!
Bewahre mich zu deiner Mutter Ehre!
Treu thät der Engel euer pflegen,
Da in der Krippe du gelegen,
Als Mensch so jung, als Gott so alt,
So demutvoll bei Esel, Schaf und Rinde,
Obschon mit liebereicher Güte
Sich Joseph treu um euch bemühte
Und all sein Sorgen euch nur galt.
So schütz' auch mich, daß an mir wirksam finde
Man deine göttliche Gewalt!

---

3. Winterüberdruß.

1. Gelb, rot und blau die Welt man sah,
Grün standen Wälder fern und nah,
Und kleine Vögel sangen da.
Nun aber krächzt die Kräh' ihr Krah.
O welch ein Wandel denn geschah?
's ist fahl und grau geworden, ja.
Man furcht die Stirn und seufzet „Ah".

2. Ich saß auf einer grünen Höh',
Da sproßten Blumen, Gras und Klee
Zwischen mir und einem See.
Du Augenweide, ach ade!
Wo wir Kränze pflückten eh',
Da liegt nun kalter Reif und Schnee.
Das thut den kleinen Vöglein weh.

3. Du Thor sprichst wohl: Schnei zu! Doch sieh,
Manch Armer drum „o weh" schon schrie.
Mir sind wie Blei so schwer die Knie.
Drei böse Sorgen hab' ich, die
Des Winters Stürmen mir verlieh.
Sie würden mich bedrücken nie,
Wär' uns nur erst der Sommer hie.

4. Ja, eh' ich länger lebte so,
Äß' ich wohl gar die Krebse roh.
O Sommer, mach' uns wieder froh!
Du zierest Anger, Wald und Loh[1]).
Blumen pflückt' ich, weiß schon wo,
Mein Herz, es flammte lichterloh.
Nun macht's der Winter dürr wie Stroh.

5. Wie Esau macht mich faul die Ruh,
Und struppig ward mein Haar dazu.
O süßer Sommer, wo bist du?
Dem Pfluge schaut' ich gerne zu.
Eh' lang in solche Falle, hu,
Ich eingesperrt wär', wie ich thu,
Eh' würd' ich Mönch in Toberlu[2]).

---

1) Busch. 2) Dobrilugk im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. in ärmlicher Gegend, ehemals Kloster.

4. Frühlingssehnsucht.

1. Winter, gestürmt hast du Anger und Wall;
Fahl sind die Felder und Wälder nun all,
Früher erfüllt von dem süßesten Hall.
Würfen am Weg erst die Mägdlein den Ball,
Kehrte uns wieder der Vögelein Schall.

2. Könnt' ich im Winter verschlafen die Zeit!
Wach' ich so lange, so schafft es mir Leid,
Daß er regieret so weit und so breit.
Wahrlich, er weicht noch dem Maien im Streit!
Blumen dann brech' ich, wo jetzt es noch schneit.

---

5. Maienlust.

1. Wollt ihr schauen, wie's im Maien
Tausendfach sich regt?
Seht die Priester, seht die Laien,
Alles ist bewegt!
Ja, er hat Gewalt.
Zaubert denn die Maiensonne?
Kommt der Mai mit seiner Wonne,
Da ist niemand alt.

2. Nun muß alles uns gelingen,
Laßt uns heiter sein,
Laßt uns tanzen, lachen, singen,
Doch nur höfisch fein!
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vöglein lieblich wieder
Singen ihre schönsten Lieder,
Thun wir ebenso!

3. Heil dir, Mai, wie du beglückest
Jeden doch so mild!
Wie du schön die Bäume schmückest,
Schöner das Gefild!
War es bunter je?
„Sieh, du Zwerg, ich bin ein Riese!"
Also streiten auf der Wiese
Blumen mit dem Klee.

---

6. Thüringens Blume.

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde,
Es ist mein Brauch, daß man mich immer bei den Besten finde.
Die andern Fürsten all, auch sie sind mild, jedoch
So stätig nimmermehr; er war es sonst und ist es noch.
Drum kann besser er als sie so mild verfahren;
Nimmer kennt er launisches Gebaren.
Wer heuer prunkt und ist doch übers Jahr so karg als eh',
Dessen Lob ergrünt und welkt wie Klee.
Thüringens Blume leuchtet durch den Schnee,
Im Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

7. An Leopold von Österreich.

Versperrt ist mir des Glückes Thor,
Ich stehe ganz verwaist davor,
Denn ganz umsonst ist all mein stätes Klopfen.
Das ist das größte Wunder schier:
Es regnet links und rechts von mir,
Doch mich erreicht von allem nicht ein Tropfen.
Der milde Fürst von Österreich,
Dem sanften Maienregen gleich,
Erquickt durch Spenden Leut' und Land;
Ich nenn' ihn eine reichgeschmückte Heide,
Wo Blumenfülle lockt zum Pflücken.
Ein Blatt schon könnte mich beglücken
Von seiner reichen, milden Hand.
Ich säng' ein Lob der süßen Augenweide.
Hierdurch sei er an mich gemahnt!

8. An König Friedrich II.

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man bei meiner reichen Kunst mich sieht als Armen.
Gern möcht' ich, könnt' es also sein, an eignem Herd erwarmen.
Hei! Wie säng' von den Vöglein dann, den kleinen,
Von Blumen ich und Heide, wie ich einstens sang!
Welch schöne Frau dann gäbe mir ein Habedank,
Ich ließe Ros' und Lilie hold ihr auf den Wangen scheinen.
So kehr' ich spät ein, reite früh, ein Gast nur, weh!
Der Wirt, er hat gut singen von dem grünen Klee.
Die Not bedenket, milder Fürst, daß Eure Not zergeh'!

9. Das Lehen.

Ich hab' ein Lehn erhalten! Alle Welt, ich hab' mein Lehn!
Nun brauch' ich nicht zu fürchten den Frost mehr an den Zehn,
Nicht mehr um eine Gabe bei bösen Herrn zu flehn.
Der edle Fürst, der milde Fürst entbot mir reiche Gabe,
Daß Luft ich nun im Sommer, im Winter Feuer habe.
Bei allen meinen Nachbarn ich höhern Wert gewann,
Sie schauen mich nun nimmer wie einen Popanz an.
Ohn' meine Schuld war arm ich so viele Jahre lang.
Mein Sinn war ganz verbittert; dem König sei es Dank —
Er hat mein Herz erheitert, erfrischet meinen Sang.

---

10. Der Wahlstreit.

I.

Ich saß auf einem Steine
Und kreuzte still die Beine;
Den Ellenbogen stützt' ich auf,
Und in die Rechte schmiegt' ich drauf
Das Kinn und eine Wange.
So sann ich ernst und lange,
Wie in der Welt man leben soll.
Doch keiner Einsicht ward ich voll,
Drei Dinge zu erwerben,
Und keins doch zu verderben.
Die ersten zwei sind Gut und Ehr',
Die schaden oft einander sehr;
Das dritte Gottes Segen,
Weit jenen überlegen.
Die wünscht' ich mir in einen Schrein.
Doch leider kann es nimmer sein,
Daß Gut und Menschenehre
Samt Gottes Huld je kehre
Ein in dasselbe Menschenherz.
Sie sind gehemmet allerwärts.
Die Arglist späht auf Stegen,
Gewalt haust auf den Wegen.
Weh, Recht und Friede sind gar wund.
Die drei entbehren des Geleits, eh' jene zwei nicht ganz gesund.

II.

Ich sah durch muntre Wellen
Das Volk der Fische schnellen;

Sah, was die Erde tragen mag,
Rohr, Gras und Laub in Flur und Hag.
Was kriechend sich bewege,
Was Bein, was Schwinge rege,
Ich sah es und verkünd' euch das:
Nicht eins davon lebt sonder Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Sie streiten starke Stürme,
Und auch die Vögel haben Streit.
In einem doch herrscht Einigkeit:
Sie glaubten sich vernichtet,
Wär' keine Macht, die richtet.
Sie wählen Könige, schaffen Recht,
Sie unterscheiden Herrn und Knecht.
O weh dir deutschem Lande,
Wie stehst du so in Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt,
Und du der Ehre bist beraubt!
Kehr' um! Zu mächtig schalten
Die fürstlichen Gewalten,
Die Kronbewerber drängen dich.
Herrn Philipp setz' den Waisen[1]) auf und heiß zurück sie stellen sich!

III.

Der Männer und der Frauen
Geheimstes konnt' ich schauen;
Die That der Hand, das Wort im Mund
Ward meinem Aug' und Ohre kund.
In Rom da hört' ich lügen,
Zween Könige betrügen.
Darob erhub sich grimmer Streit,
Wie ihn gesehn noch keine Zeit:
Es thäten sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien;
Das war die allerschlimmste Not,
Denn Seel' und Leib verfiel dem Tod.
Grimm schnitt das Schwert der Pfaffen,
Noch mehr der Laien Waffen;
Da legten die es aus der Hand
Und griffen neu zum Stolgewand:

1) Der kostbarste Edelstein der deutschen Krone, dann diese selbst.

Sie bannten, wen sie wollten,
Nicht jenen, den sie sollten.
Manch Gotteshaus ward frech zerstört.
Da hab' ich jüngst von fern gehört
Gar ungestümen Jammer
In eines Klausners Kammer;
Der klagte Gott sein bittres Leid:
„O weh, der Papst ist viel zu jung! Herr Gott, hilf deiner Christenheit!"

---

11. Der welsche Schrein.

Ei seht, wie christlich uns der Papst in Rom verlachet,
Wenn er es seinen Welschen sagt, wie er's bei uns gemachet.
Was er da sagt, er hätt' es besser nie gedacht:
„Ich hab' zwei Alemannen unter eine Kron' gebracht,
Damit das Reich sie schwer mit Krieg und Brand belasten.
Indessen füll' ich meinen Opferkasten.
Ich führe sie zum Opferstock, und all ihr Gut wird mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien ... fasten!"

---

12. Selbstbeherrschung.

Wer schlägt den Riesen, schlägt den Leu?
Wer trutzt den beiden sonder Scheu?
Der thut es, der sich selbst bezwingt,
Und der in stäte Zucht sich bringt,
Seine Wildheit bändigt mit Gewalt.
Erborgte Zucht und Scham vor Leuten
Will mehr als Flitter nicht bedeuten;
Ihr Glanz erlischt nur allzubald.

---

13. Reichtum und Armut.

Wer ohne Weisheit wird zu reich
Und sich dann brüstet allzusehr,
Dem schadet seine Hoffart schwer.
Zu reich, zu arm, 's ist beides gleich
So manchem Mann zu Schaden.
's ist jeder schlecht beraten:
Wen allzu große Armut drückt,
Und wem Geldstolz den Sinn verrückt.

---

14. Freundschaft über Verwandtschaft.

Von Sippe reich, der Freundschaft bar,
Das ist ein schwaches Lob fürwahr;
Mehr ist Freundschaft ohne Sippe nütze.
Ob einer Königsahnen auch besitze,
Hat er nicht Freunde, hilft's ihm sehr?
Ist hohe Vetternschaft zu erben,
Muß Freunde man sich erst erwerben.
Wohl nützen Vettern — Freunde mehr.

---

15. Das rechte Maß.

Wes Standes, Jüngling, du auch seist,
Neig' meiner Lehre deinen Geist:
Verlange nicht zu sehr nach Geld und Gute!
Doch wirf's auch nie als nichtig fort!
Und folgst du willig meinem Wort,
Gewiß, es frommt dir einst an Leib und Mute.
Es lohnt, wenn du noch dies betrachtest:
Zerrinnt das Gut, weil du's verachtest,
Ist deine Lebensfreude tot.
Doch willst du allzu heiß dafür erglühen,
Verlierst du Seelenheil und Ehre.
Darum befolg' auch diese Lehre:
Leg' auf die Wage richtig Lot
Und wäg' und wäge dann mit allen Mühen,
Wie rechtes Maß es stets gebot.

II.

Die ältere neuhochdeutsche Litteratur.

Von Luther bis Klopstock.

Eine Fülle neuer geistiger Errungenschaften und geschichtlicher Ereignisse von weittragendem Einfluß bricht am Ende des Mittelalters gewaltsam mit dem Alten, lang Hergebrachten, und vor allem ist es die Reformation, welche der Zeit ein völlig neues Gepräge verleiht. Mit dieser That Luthers aufs innigste verbunden ist die Entstehung oder richtiger Verallgemeinerung einer neuen deutschen Sprachform, des Neuhochdeutschen. Während die althochdeutsche Litteratur sich durch die Mannigfaltigkeit der in den Schriftdenkmälern verwendeten Mundarten kennzeichnet, die mittelhochdeutsche aber schon ein Übergewicht des Süddeutschen (Schwäbischen) über die anderen Mundarten und somit eine Art Einheitssprache aufweist, kommt eine solche, eine neuhochdeutsche Gemeinsprache als allgemeine Schriftsprache nunmehr zur vollen Durchbildung und Geltung. Dieselbe stellt sich nicht als eine einzelne Mundart dar, erwächst vielmehr aus der Grundlage obersächsischen (mitteldeutschen) und östreichisch-bayrischen Dialektes zunächst als kurfürstliche Kanzleisprache, welche wie die ihr nahestehende Sprache der kaiserlichen Kanzlei dazu angethan und darauf berechnet war, allgemein im Volke Verständnis zu finden.

Luthers, des sprachgewaltigen Mannes, Verdienst ist es nun, daß er diese amtliche Sprache durch weitere Ausstattung mit Wortformen des ihm vertrauten Mitteldeutschen, sowie mit einer Fülle volkstümlicher Ausdrücke und Wendungen außerordentlich bereicherte und befähigte, die Gemeinsprache des Volkes wie der Gelehrten zu werden. Dazu kam, daß diese von Luther neugestaltete, mit echt volkstümlichem Lebensgehalt versehene Sprache dadurch die weiteste Verbreitung fand, daß die Schriftwerke des Reformators, vor allem die deutsche Bibel, in alle Schichten des Volkes eindrangen. So gewann das Neuhochdeutsche Luthers in ganz Ober- und Niederdeutschland wie in der Schweiz die Herrschaft, verdrängte die Mundarten aus der Litteratur und hat, über diesen schwebend, seine Herrscherstellung seitdem behauptet und für immer gesichert.

Der Reformator sagt in seinen „Tischreden“ von dieser seiner Sprache: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache.“

Mit der großen Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete beginnt für die deutsche Litteratur eine neue Zeit; doch zu einem eigentlichen dauernden Aufschwunge derselben ließ es die Ungunst gewisser Verhältnisse noch nicht kommen. Hemmend wirkten die theologischen Streitigkeiten und die politischen Zerwürfnisse ein, und die wiedererwachten klassischen Studien entfremdeten den Stand der Gelehrten der deutschen Poesie, sodaß sie mit Verachtung und Geringschätzung auf dieselbe herabblickten und sich lieber der lateinischen als der deutschen Sprache bedienten. Auch die Teilnahmlosigkeit der Fürsten, des Adels, überhaupt der höheren Stände gegenüber der vaterländischen Litteratur dauerte zunächst noch fort. Hege und Pflege fand diese jetzt im Schoße des eigentlichen Volkes.

Von Prosaschöpfungen zuvörderst sind die ungemein zahlreichen Werke Luthers von höchster Bedeutung, insofern sie großenteils echt volkstümlich waren und somit grundlegend und bahnbrechend für das neuere Schrifttum wurden.

Ebenso fehlt es auf dem Gebiete der Poesie während des 16. Jahrhunderts nicht an hervorragenden Erscheinungen. Seit dem Niedergange des Rittertums hat diese in den aufblühenden Städten, zumal des südlichen und mittleren Deutschlands, in Mainz, Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Ulm, Prag, Zwickau u. s. w., bei den Bürgern und Handwerksmeistern eine neue Pflegestätte gefunden. Diese verbanden mit ihren religiösen Bruderschaften Singschulen, in welchen sie abends der edlen Sangeskunst sich beflissen, um dann die eingeübten Lieder Sonntags auf dem Rathause oder in der Kirche vorzutragen. Die Mitglieder einer solchen Singschule teilten sich je nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Zum Meister wurde nur derjenige erhoben, welcher einen neuen Ton, d. h. einen Gesang mit neuer Strophenform und eigener Melodie erfand. Aus den Meistern wurden die Merker gewählt, welche darauf zu achten hatten, daß nicht gegen die „Tabulatur“ (Gesangsregeln und Lehrsätze) gefehlt wurde; Verletzungen derselben wurden bestraft, ausgezeichnete Leistungen dagegen belohnt. Die Dichter hießen im Gegensatz zu den Minnesängern der vorhergegangenen Periode Meistersänger und ihre Lieder Meistergesänge. Seine Blüte erreicht der Meistergesang, welcher die Lyrik pflegt und sich meist auf religiösem Gebiete bewegt, durch Hans Sachs, geht dann allmählich nieder, bis er zuerst in

Mainz, wo die erste Meistersängerschule gegründet worden war, erlischt. In Nürnberg dauerte er fort bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts und in Ulm sogar bis 1839.

Durch die Meistersänger bürgerte sich eine unrichtige Anschauung von dem Wesen der Poesie ein. Befangen in ihren handwerksgemäßen Vorstellungen hielten sie die Dichtung für erlernbar, mißachteten das Gesetz des rhythmischen Baues der Verse, das eine Schätzung der Silben nach Hebung und Senkung fordert, begnügten sich, die gereimten Verse in der Silbenzahl übereinstimmen zu lassen, und sahen in dem Reime das wesentliche Merkmal der poetischen Form. Gereimtes war ihnen gleichbedeutend mit Poetischem. So wurde das Hauptgewicht auf die äußere Form gelegt, in den Stoffen aber zumeist recht Unpoetisches geboten. Auch der bedeutendste der Meistersänger, Hans Sachs, steht unter dem Gesetze der Silbenzählung, indessen ist in seinen auch inhaltlich weit wertvolleren Dichtungen sehr wohl ein feines natürliches Gefühl für die Notwendigkeit und Schönheit der rhythmischen Bewegung zu erkennen.

Weit höheren poetischen Wert als die handwerksmäßigen Reimereien der Meistersänger hat die Volkslyrik des 16. Jahrhunderts und die gleichzeitig entstehende kirchliche Lyrik. Das Volkslied giebt den mannigfaltigsten Gefühlen einzelner, sowie ganzer Stände oft treffenden Ausdruck, bald ist sein Inhalt ernst, bald heiter, die Gedankenfolge oft sprunghaft; schlichte Einfachheit und warme Innigkeit, zuweilen auch schlagender Witz zeichnen es aus. Diese Volkslieder, die immer nur gesungen wurden, zerfallen in historische (namentlich Kriegs- und Siegeslieder), Standeslieder (besonders Studenten-, Landsknechts-, Handwerks-, Bergmanns-, Jäger-, Hirten-, Gärtnerlieder), Liebeslieder, Trinklieder, Spott- und Scherzlieder und Naturlieder. Hinsichtlich der Form zeigen dieselben zumeist wenig Sorgfalt und Genauigkeit; sind sie doch nicht von solchen verfaßt, die öffentlich als Dichter galten, sondern von ungelehrten Leuten aus der Menge, die, was der augenblickliche Herzensdrang ihnen eingab, im schlichten, kunstlosen Liede aussprachen.

Wie das Volkslied im 16. Jahrhundert seine schönsten Blüten zeitigte, so gelangt bald auch das evangelische Kirchenlied, eine Gabe der Reformation, zu hoher Vollendung. In seiner treuen Sorge für die lebendige Ausgestaltung des jungen protestantischen Gottesdienstes gab Luther selbst Beispiel und Anregung dazu. Ihm freudig nacheifernd wandten sich Geistliche und Kantoren, bald auch Leute aus den verschiedensten Ständen der Pflege desselben zu, sodaß in kurzer Zeit ein reicher Schatz evangelischer Kirchenlieder sich zusammenfand, wohlgeeignet, dem Protestantismus den Weg zum Volke immer weiter zu bahnen. Viele von ihnen sind noch heute im kirchlichen Gebrauch. Die ältesten dieser Lieder ahmten in Ton und Haltung, wie nicht selten auch in der

Singweise Volkslieder der Zeit nach; so ist z. B.: „O Welt, ich muß dich lassen" gedichtet nach dem Volksliede: „Innsbruck, ich muß dich lassen". Als Verfasser bedeutenderer Kirchenlieder seien genannt: Paul Speratus (Es ist das Heil uns kommen her), Nikolaus Decius (Allein Gott in der Höh sei Ehr'), Nikolaus Hermann (Lobt Gott, ihr Christen), Philipp Nicolai (Wachet auf! — Wie schön leucht't uns der Morgenstern!).

In der epischen Dichtung überwiegt die komische Erzählung oder der Schwank, welcher besonders durch Hans Sachs Pflege findet, und die Satire, welche die mannigfachen Gebrechen und Thorheiten der Zeit scharf geißelt. Das edle alte vaterländische Epos wie das ritterliche Kunstepos ist in vollständigem Absterben begriffen, und die Stoffe der nationalen Heldensage werden unter besonderer Betonung des rein Abenteuerlichen in Prosaerzählungen aufgelöst, welche das Bedürfnis nach derbkräftiger Unterhaltungskost befriedigen sollen. Demselben Zwecke dienen die Prosaerzählungen der nunmehr erscheinenden Volksbücher, welche allerlei närrische Streiche und Possen, Witze und Wundergeschichten dem lachlustigen und unterhaltungsbedürftigen Volke auftischen, wie Fortunatus mit dem Seckel und Wunschhütlein, Till Eulenspiegel (s. Teil II, 52 f.), das Lalenbuch von den Schildbürgern (s. Teil II, 48 f.), Doktor Faust (s. Teil III, 44 f.) und der ewige Jude Ahasverus.

Auf dem Gebiete des Dramas sind die ersten schlichten Versuche schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gemacht worden. Dasselbe entstand aus den geistlichen Spielen, welche zur Verherrlichung der hohen kirchlichen Feste veranstaltet wurden. Diese behandelten die Geburts-, Leidens- und Auferstehungsgeschichte des Herrn, sowie überhaupt geschichtliche Ereignisse aus dem Neuen Testament. Die Verfasser waren meist Geistliche, ebenso die Spieler; der Ort der Aufführung die Kirche, später ein freier, aber abgeschlossener Raum. Diese anfangs lateinisch, bald aber auch in deutscher Sprache verfaßten Dramen, an deren Vorführung das Volk großes Gefallen fand und sich bald unter Anleitung der Geistlichen beteiligte, hießen „Spiele" (ludi) oder „Misterien" (ministeria), d. h. geistliche Handlungen. Das bedeutendste von den wenigen Stücken, die uns erhalten sind, ist „Das Spiel von den zehn Jungfrauen", welches am 24. April 1322 in Gegenwart des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange in Eisenach am Fuße der Wartburg aufgeführt wurde.

Neben den geistlichen Spielen gab es aber noch eine zweite Art dramatischer Darstellungen, die aus den Belustigungen um die Zeit der Fasten entsprangen. Es sind dies die sogenannten „Fastnachtsspiele" (richtiger Fasnachtspiele), welche, durchaus weltlichen, ja oft sogar anstößigen Inhalts, den Anfang der deutschen Komödie bilden. Ein bedeutender Fortschritt in dieser Dichtungsgattung erfolgt nunmehr zum

Beginne der Neuzeit. Aus den rohen Anfängen und aus ungefügem Zustande wurde das Drama durch Hans Sachs kräftig erhoben und glücklich weiter entwickelt, indem er die mannigfaltigsten Stoffe in seinen Fastnachtsspielen behandelte und diese mit seinem schalkhaften Humor, seinem sittlichen Ernst und ehrenfesten Sinn durchtränkte.

So bietet unsere Litteratur im ersten Jahrhundert der neuen Zeit trotz des Mangels an Gunst der dazu berufenen Pfleger kein gerade unerfreuliches, in manchen Stücken sogar ein erhebendes Bild.

Immer ungünstiger jedoch für die deutsche Litteratur gestalteten sich die allgemeinen Verhältnisse seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts. Immer klaffender wurden die Spaltungen in den Ständen und Parteien des deutschen Volkes, immer erbitterter die kirchlichen Streitigkeiten. Der dreißigjährige Krieg brach los mit all seinen Schrecknissen, die eine verhängnisvolle Entartung und Verwilderung des schwer heimgesuchten Volkes herbeiführten. Eine der traurigsten Folgen war es, daß die Deutschen, unfähig ihre Reichsangelegenheiten durch eigene Kraft zu ordnen und daher die Unterstützung fremder Mächte anrufend, allmählich das Selbstvertrauen und das Nationalgefühl gänzlich einbüßten und unter die Herrschaft fremder Einflüsse gerieten. Äußerst verhängnisvoll für Deutschland wurde das politische Übergewicht, welches Frankreich während der glänzenden Regierungszeit Ludwigs XIV. gewann, sowie die geistige Herrschaft, welche die französische Bildung und die gerade im 17. Jahrhundert zur höchsten Blüte gelangende französische Litteratur über ganz Deutschland ausübte. Von der Zeit an verbreitete und erhielt sich leider nur zu lange die irrtümliche Ansicht, daß, wie französisches Wesen überhaupt, so die französische Poesie mustergiltig sei und vorbildlich sein müsse für die deutsche. Mit dieser Nachäffung des Fremden ging Hand in Hand die traurige Verwelschung unsrer bis dahin rein und unverfälscht gehaltenen Sprache.

Das Bestreben einzelner Fürsten, Adligen und Gelehrten, die deutsche Poesie wieder zu Ehren zu bringen, die deutsche Sprache von den zahlreich eingeschlichenen welschen und auch lateinischen Fremdwörtern zu reinigen und sie rein zu erhalten, führte zur Stiftung sogenannter Sprachgesellschaften. Was indessen diese Vornehmen und Gelehrten leisteten, reichte bei weitem noch nicht hin, um der deutschen Sprache und Dichtung ein edleres Gepräge zu verleihen. Die letztere insbesondere entbehrt der rechten Volkstümlichkeit, ist vielmehr eine gekünstelte und gelehrte Poesie, die ungesunder fremder Einflüsse sich nicht erwehrt. Zudem huldigt diese gelehrte Dichterwelt des 17. Jahrhunderts der Anschauung, die Poesie sei Sache des Verstandes und somit eine erlernbare Fertigkeit, und jeder, der die Regeln des Versbaues, die Mythologie, fremde Ausdrücke und Redensarten und namentlich die sinn=

reichen Umschreibungen und Beiwörter kenne und zu gebrauchen verstehe, könne auch auf den Namen eines Dichters Anspruch machen. Am deutlichsten findet sich diese Auffassung vom Wesen der Poesie ausgesprochen in einem 1647 in Nürnberg erschienenen Buche „*Poetischer Trichter*, die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen".

Während so von einer großen Schar fast vergessener Dichter auf dem Gebiete der Lyrik im großen und ganzen nichts von bleibendem Werte geschaffen wird, erreicht dagegen im besondern die *geistliche Lyrik* eine geradezu klassische Vollendung, da das allgemeine Elend der Zeit die edleren Geister bewog, in der Religion Trost und Erhebung zu suchen und die tiefen Empfindungen ihres Herzens im geistlichen Liede zum lebendigen, andachtsvollen Ausdruck zu bringen. Die bedeutendsten Vertreter dieser Dichtung sind *Paul Fleming* und *Paul Gerhardt*.

Daß auch in der Form das geistliche Lied vor andern hervorragt, ist dem Einflusse einer metrischen Reform zu danken, welche von dem schlesischen Dichter *Martin Opitz* von Boberfeld ausging (gest. 1639). Mit seinem 1624 erschienenen „*Buch von der deutschen Poeterei*", in dem er auf die altklassischen Muster und daneben natürlich auch auf die französischen Vorbilder hinwies, begründete er, und darin liegt sein hohes Verdienst, die *neuere deutsche Prosodie* und brachte sie zu allgemeiner Geltung. Der schon seit dem 15. Jahrhundert herrschenden Regellosigkeit in der Versmessung, die schließlich in Silbenzählung ausgeartet war, machte er dadurch ein Ende, daß er eine *Messung der Silben nach ihrem Ton oder Accent* verlangte. Ferner setzte er fest, daß im Verse *regelmäßig Hebung und Senkung abwechseln* müsse, sodaß er zwar nur das *jambische* und *trochäische* Versmaß gelten ließ, aber doch somit dem *Rhythmus* wieder zu seinem Rechte verhalf. Endlich suchte er die kurzen *Reimpaare* (Knittelverse) zu verdrängen durch den *Alexandriner*, einen jambischen Sechsfüßler mit einem feststehenden Einschnitt in der Mitte (◡ ∠ ◡ ∠ ◡ ∠ ‖ ◡ ∠ ◡ ∠ ◡ ∠), der bei den französischen Dichtern der herrschende Vers war und seinen Namen von einem Alexanderliede aus dem 12. Jahrhundert erhalten hatte, in dem er zum ersten Male verwendet war.[1])

1) Nachmals ist auch ein jeder verß entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nemen; sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden. Ein Jambus ist dieser:

Erhalt vns Herr bey deinem wort.

Der folgende ein Trochéus:

Mitten wir im leben sind.

Dann in dem ersten verse die erste sylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierde hoch, und so fortan, in dem anderen verse die erste sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch ꝛc. außgesprochen werden. Wiewol nun

Wie in dem vorausgehenden Jahrhundert bietet die **Prosa** auch dieses Zeitraumes meist nur geringwertige Unterhaltungsschriften. Erwähnung verdient nur ein Roman, „Der abenteuerliche **Simplicissimus**" von Christoffel von **Grimmelshausen**, weil derselbe ein anschauliches Kulturbild der Zeit des großen Krieges darbietet. Besonders beliebt waren auch die im Anfange des 18. Jahrhunderts aufkommenden **Robinsonaden**, deren Vorbild eine englische Erzählung von Robinson Crusoe ist, und die bis heute sich bei der Jugend in unveränderter Gunst erhalten haben.

Der Anfang einer neuen besseren Zeit für unsere Litteratur bereitet sich endlich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor. Es bedeutet schon einen wesentlichen Fortschritt, daß gegenüber der so lange herrschend gewesenen Unnatur und Künstelei in der Poesie man nunmehr die Nachahmung der Natur und das Recht der freischaffenden Phantasie betont. In litterarischer Fehde streitet man über die Aufgaben und das Wesen der Dichtung und prüft den Wert der bisher als Vorbilder angesehenen französischen Dichter. In solchem Streite stehen besonders die sächsischen Dichter unter der Führung des Leipziger Professors **Gottsched** und die Schweizer **Bodmer** und **Breitinger** einander gegenüber, von denen Bodmer in verdienstlicher Weise die Aufmerksamkeit auch wieder auf die Schätze unserer mittelhochdeutschen Poesie lenkte. Diesen beiden nahestehend erwerben sich **Haller** und **Hagedorn**, jener durch gedankentiefe, dieser durch leichte und anmutige Dichtung eine gewisse Bedeutung. Ebenso werden von einzelnen Mitgliedern des **Hallischen** Dichterkreises in vaterländischer Begeisterung für die Thaten des Preußenvolkes unter Friedrich dem Großen, wie auch von Mitgliedern des **Leipziger** Dichterkreises, die von Gottscheds Einflusse sich befreit, Dichtungen von höherem Werte geschaffen. Von den Leipzigern zeichnet sich Christian Fürchtegott **Gellert** besonders aus, vor allem als Dichter geistlicher Oden und Lieder.

So hebt sich allmählich unsere Litteratur, indem man nach und nach wieder höhere Ziele und Aufgaben der Poesie erkennt, einen tieferen Gehalt ihr zu geben sich bestrebt und nicht mehr die äußere Form als das Hauptsächliche betrachtet, dabei aber auch diese reiner und schöner zu gestalten sucht. Noch aber haftet den Vertretern der Litteratur eine mehr oder minder stark ausgeprägte Einseitigkeit an, noch bleiben die einzelnen auf ein enger begrenztes Gebiet beschränkt. Es bedurfte erst

---

meines wissens noch niemand, ich auch vor der zeit selber nicht, dieses genawe in acht genommen, scheinet es doch so hoch von nöthen zu sein, als hoch von nöthen ist, das die Lateiner nach den quantitatibus oder grössen der sylben jhre verse richten vnd reguliren.

Unter den Jambischen versen sind die zu föderst zu setzen, welche man Alexandrinische, von jhrem ersten erfinder, der ein Italiener soll gewesen sein, zu nennen pfleget, vnd werden an statt der Griechen vnd Römer heroischen verse gebraucht. (Aus dem Buch von der Poeterei.)

der Gewinnung der Freiheit im religiösen und politischen Leben, der Entwickelung idealer, philosophischer Auffassung der Lebensverhältnisse und der rechten Ergründung der vorbildlichen antiken Kunst. Hervorragende Männer, in denen solch allgemeiner Aufschwung des geistigen Lebens zum vollendeten Ausdrucke kommt, wahrhaft gottbegnadete Dichter, die in ihren poetischen Schöpfungen Unvergängliches schaffen, in ihren kritischen Werken Aufklärung verbreiten und alle noch herrschenden Irrtümer zerstreuen, treten uns erst in der nachfolgenden Zeit, der zweiten Blüteperiode unserer Litteratur, entgegen.

Luther.

Martin Luther, geboren am 10. November 1483 und gestorben am 18. Februar 1546 in Eisleben, ist als Schriftsteller nicht bloß durch den Inhalt seiner Werke, sondern auch durch seine Sprache (s. S. 98) von größter Bedeutung geworden.

Unter allen Prosaschriften Luthers steht obenan die **Bibelübersetzung**. Er begann die Übersetzung, bei welcher er im Gegensatz zu den vorher entstandenen Bibelverdeutschungen nach der sogenannten lateinischen Vulgata auf den hebräischen und griechischen Urtext zurückging, auf der Wartburg, vollendete sie aber erst nach langer, gewissenhafter Arbeit in Wittenberg. Das Neue Testament erschien 1522, das Alte Testament wurde 1532 vollendet, und 1534 erschien in Wittenberg die erste Ausgabe der ganzen Bibel im Druck. Unter seinen übrigen Prosaschriften ragen hervor: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" — „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" — „Von der Freiheit eines Christenmenschen" — „An die Ratherrn aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" — sowie die beiden Katechismen. Auch hat er einen verdeutschten Äsop, eine Sammlung von Fabeln, herausgegeben.

Ein hohes Verdienst erwarb sich Luther um die deutsche Poesie als Schöpfer des **evangelischen Kirchenliedes**. Von seinen 36 Kirchenliedern sind nur 5 ganz selbständig gebildet; zu diesen gehören: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" und „Vom Himmel hoch da komm' ich her". Die übrigen sind zum größeren Teil entweder Übersetzungen lateinischer Kirchengesänge, z. B. „Herr Gott, dich loben wir" (Te deum laudamus) — „Wir glauben all' an einen Gott" (Credo) — „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen" (Media vita in morte sumus) — „Komm, heilger Geist, Herre Gott" (Veni sancte spiritus), oder Überarbeitungen deutscher geistlicher Volkslieder aus älterer Zeit, z. B. „Gelobet seist du, Jesu Christ" — „Christ lag in Todesbanden". Noch

andere dichtete Luther im Anschluß an Psalmen und überhaupt Bibelstellen; zu diesen gehören: „Ein' feste Burg ist unser Gott" (Psalm 46) — „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" (Psalm 130) und „Ach Gott vom Himmel sieh darein" (Psalm 12). Das erste Gesangbuch Luthers erschien 1524 und enthielt nur acht Lieder. In der letzten von Luther besorgten Ausgabe vom Jahre 1545, der er das Gedicht „Frau Musika" als „Vorrede auf alle gute Gesangbücher" voranstellte, befanden sich über 100 geistliche Lieder.

1. Der 46. Psalm.

Deus noster refugium et virtus. [In Urschrift.]

1. EJn feste burg ist vnser Gott,
ein gute wehr vnd waffen.
Er hilfft vnns frey aus aller not,
die vns ytzt hat betroffen.
Der alt böse feind,
mit ernst ers ytzt meint,
gros macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist,
auff erd ist nicht seins gleichen.

2. Mit vnser macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren:
Es streit fur vns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heist Jhesus Christ,
der Herr Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das felt mus er behalten.

3. Vnd wenn die welt vol Teuffel wehr
vnnd wolt vns gar vorschlingen,
So fürchten wir vnns nicht zu sehr,
es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
wie sawr er sich stellt,
thut er vnns doch nicht;
das macht, er ist gericht,
ein wörtlin kan yhn fellen.

4. Das wort sie sollen lassen stan
vnd kein danck dazu haben,
Er ist bey vnns wol auff dem plan
mit seinem geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
gut, eher, kindt vnnd weib:
las faren dahin,
sie habens kein gewin,
das reich mus vns doch bleiben.

---

2. Ein Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindlein Jesu.

1. Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär;
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

2. Euch ist ein Kindlein heut geborn
Von einer Jungfrau auserkorn,
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eur Freud und Wonne sein.

3. Es ist der Herr Christ, unser Gott,
Der will euch führn aus aller Not,
Er will eur Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

4. Er bringt euch alle Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

5. So merket nun das Zeichen recht:
Die Krippen, Windelein so schlecht,
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

6. Des laßt uns alle fröhlich sein
Und mit den Hirten gehn hinein,
Zu sehn, was Gott uns hat beschert,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

7. Merk auf, mein Herz, und sieh dorthin:
Was liegt doch in dem Krippelein?
Wes ist das schöne Kindelein?
Es ist das liebe Jesulein.

8. Bis willekomm, du edler Gast,
Den Sünder nicht verschmähet hast
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken dir?

9. Ach Herr, du Schöpfer aller Ding,
Wie bist du worden so gering,
Daß du da liegst auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Esel aß!

10. Und wär die Welt vielmal so weit,
Von Edelstein und Gold bereit,
So wär sie doch dir viel zu klein,
Zu sein ein enges Wiegelein.

11. Der Sammet und die Seiden dein,
Das ist grob Heu und Windelein,
Darauf du, König groß und reich,
Herprangst, als wär's dein Himmelreich.

12. Das hat also gefallen dir,
Die Wahrheit anzuzeigen mir,
Wie aller Welt Macht, Ehr und Gut
Vor dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.

13. Ach mein herzliebes Jesulein,
Mach dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergesse dein.

14. Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne[1]) schon,
Mit Herzenslust den süßen Ton.

15. Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn!
Des freuen sich der Engel Schar
Und singen uns solch neues Jahr.

---

3. Frau Musika.

Vorrede auf alle gute Gesangbücher.

Vor allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein feiner werden,
Denn die ich geb mit meim Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorg und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wohl frei,
Daß solche Freud kein Sünde sei,
Sondern auch Gott viel baß gefällt
Denn alle Freud der ganzen Welt;
Dem Teufel sie sein Werk zerstört
Und verhindert viel böser Mörd.
Das zeugt David, des Königs, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem, süßem Harfenspiel,

1) Wiegengesang.

Daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz still und bereit;
Solchs hat Eliseus[1]) bekannt,
Da er den Geist durchs Harfen fand.
Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein;
Himmel und Erden ist der voll,
Viel gut Gesang da lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Des muß sie haben immer Dank.
Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sängerin,
Der Musika ein Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Seins Lobes sie nichts müde macht;
Den ehrt und lobt auch mein Gesang
Und sagt ihm ein'n ewigen Dank.

---

4. Aus: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung.

Gnade und Stärke von Gott zuvor! Allerdurchlauchtigste, gnädigste liebe Herren! Es ist nicht aus lauter Vorwitz noch Frevel geschehen, daß ich einiger armer Mensch mich unterstanden, vor euern hohen Würden zu reden. Die Not und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschlands, drückt, nicht allein mich, sondern jedermann bewegt hat, vielmal zu schreien und Hilfe zu begehren, hat mich auch jetzt gezwungen zu schreien und zu rufen, ob jemand den Geist geben wolle, seine Hand zu reichen der elenden Nation. Es ist oft durch Concilia etwas vorgewandt, aber durch etlicher Menschen List behendiglich verhindert und immer ärger worden; welcher Tück und Bosheit ich jetzt Gott helf mir, zu durchleuchten gedenk, auf daß sie erkannt, hinfort nicht mehr so hinderlich und schädlich sein möchten ...

Die Romanisten (Römischen, Päpstlichen) haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützt, daß sie niemand hat mögen reformieren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie; sondern wiederum, geistliche sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der heiligen Schrift wollen strafen, setzen sie dagegen: es gebühre die Schrift niemand auszulegen denn dem Papst. Zum dritten, dräuet man ihnen mit einem Concil, so erdichten sie: es möge niemand ein Concil berufen denn der Papst.

Also haben sie drei Ruten uns heimlich gestohlen, daß sie mögen ungestraft sein, und sich in sichere Befestigung dieser drei Mauern gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben, wie wir denn jetzt sehen. Und ob sie schon ein Concilium mußten machen, haben sie doch das-

1) = Elisa (2. Könige 3, 15).

selbe zuvor matt gemacht, damit, daß sie die Fürsten zuvor mit Eiden verpflichten, sie bleiben zu lassen, wie sie sind, dazu dem Papst volle Gewalt gegeben über alle Ordnung des Concils; also, daß gleich gilt, es seien viele Concilia oder keine Concilia, ohne daß sie uns nur mit Larven und Spiegelfechten betrügen. So gar greulich fürchten sie der Haut vor einem rechten freien Concil; und haben damit Könige und Fürsten schlechter gemacht, daß sie glauben, es wäre wider Gott, so man ihnen nicht gehorchte in allen solchen schalkhaften listigen Spugnissen (einschüchternden Vorspiegelungen).

Nun helf uns Gott und geb uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umblasen und die christlichen Ruten, Sünde zu strafen, los machen, des Teufels List und Trug an Tag zu bringen, auf daß wir durch Strafe uns bessern und seine Huld wieder erlangen.

Wollen die erste Mauer am ersten angreifen.

Man hat's erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genannt, Fürsten, Herrn, Handwerks- und Ackerleut der weltliche Stand. Welches gar ein fein Comment und Gleißen ist. Doch soll niemand darüber schüchtern werden. Und das aus dem Grund: denn alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amts halben allein; wie Paulus sagt, daß wir allesamt ein Körper sind, doch ein jeglich Glied sein eigen Werk hat, damit es dem andern dienet. Das macht alles, daß wir eine Taufe, ein Evangelium, einen Glauben haben, und sind gleiche Christen. Denn die Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk.

Daß aber der Papst oder Bischof salbet, Platten macht, ordiniert, weihet, anders denn Laien kleidet, mag einen Gleisner und Ölgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Demnach so werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweihet, wie St. Peter sagt: Ihr seid ein königlich Priestertum und ein priesterlich Königreich. Und Offenb.: Du hast uns gemacht durch dein Blut zu Priestern und Königen. Denn wo nicht eine höhere Weihe in uns wäre, denn der Papst oder Bischof giebt, so würd nimmermehr durch Papsts und Bischofs Weihen ein Priester gemacht, möcht auch weder Messe halten, noch predigen, noch absolvieren. Darum ist des Bischofs Weihe nicht anders, denn als wenn er an Statt und Person der ganzen Sammlung einen aus dem Haufen nehme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm befehle, dieselbe Gewalt für die andern auszurichten; gleich als wenn zehn Brüder, Königs Kinder, gleiche Erben, einen erwählten, das Erbe für sie zu regieren; sie wären ja alle Könige und gleicher Gewalt, und doch einem zu regieren befohlen wird.

Und daß ich's noch klarer sage, wenn ein Häuflein frommer Christen-

laien würde gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweihten Priester von einem Bischof, und würden allda der Sache eins, erwählten einen unter ihnen und befehlen ihm das Amt zu taufen, Messe halten, absolvieren und predigen, der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste hätten geweihet. Daher kommt's, daß in der Not ein jeglicher taufen und absolvieren kann; das nicht möglich wäre, wenn wir nicht alle Priester wären. Solche große Gnade und Gewalt der Taufe und des christlichen Standes haben sie uns durchs geistliche Recht fast niedergelegt und unbekannt gemacht. Auf diese Weise erwählten vorzeiten die Christen aus dem Haufen ihre Bischöfe und Priester, die darnach von andern Bischöfen wurden bestätiget ohn alles Prangen, das jetzt regiert. So war St. Augustin, Ambrosius, Cyprianus Bischof.

Wenn wir gleich alle Priester sind, muß sich niemand selbst hervorthun, noch sich unterwinden, ohne unser Bewilligen und Erwählen das zu thun, dessen wir alle gleiche Gewalt haben. Denn was gemein ist, mag niemand ohne der Gemeine Willen und Befehl an sich nehmen. Darum sollt ein Priesterstand nichts anders sein in der Christenheit denn als ein Amtmann; weil er im Amt ist, geht er vor; wo er aber abgesetzt, ist er ein Bauer oder Bürger, wie die andern ... So folget aus diesem, daß Laie, Priester, Fürsten, Bischöfe, und wie sie sagen, Geistlich und Weltlich, keinen andern Unterschied im Grund wahrlich haben denn des Amts oder Werks halben, und nicht des Standes halben ... Gleichwie nun die, so man jetzt geistlich heißt, oder Priester, Bischöfe oder Päpste sind, von den andern Christen nicht weiter noch würdiger geschieden, denn daß sie das Wort Gottes und die Sakramente sollen handeln, das ist ihr Werk und Amt: also hat die weltliche Obrigkeit das Schwert und die Rute in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer, ein jeglicher seines Handwerks Amt und Werk hat, und doch alle gleich geweihte Priester und Bischöfe; und ein jeglicher soll mit seinem Amt oder Werk dem andern nützlich und dienstlich sein: daß also vielerlei Werk alle in einer Gemeinde gerichtet sind, Leib und Seelen zu födern; gleichwie die Gliedmaßen des Körpers alle eins dem andern dienen.

Nun sieh, wie christlich das gesetzt und gesagt sei, weltliche Obrigkeit sei nicht über die Geistlichkeit, soll sie auch nicht strafen. Das ist ebenso viel gesagt: die Hand soll nichts dazu thun, ob das Auge große Not leidet. Ist's nicht unnatürlich, geschweige unchristlich, daß ein Glied dem andern nicht helfen, seinem Verderben nicht wehren soll? Ja, je edler das Gliedmaß ist, desto mehr die andern ihm helfen sollen. Darum sag ich: Dieweil weltliche Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen, so soll man ihr Amt lassen frei gehen ungehindert, durch den ganzen Körper der Christenheit, niemand

angesehen, sie treffe Papst, Bischof, Pfaffen, Mönche, Nonnen, oder was es ist. Was geistlich Recht dawider gesagt hat, ist lauter erdichtete römische Vermessenheit. Denn also sagt St. Paulus allen Christen (Röm. 13, 1. 4): Eine jegliche Seele (ich halte des Papsts auch) soll unterthan sein der Obrigkeit; denn sie trägt nicht umsonst das Schwert. Sie dienet Gott damit, zur Strafe der Bösen und zu Lobe den Frommen. Auch St. Petrus (1. Epist. 2, 13): Seid unterthan allen menschlichen Ordnungen um Gottes willen, der es so haben will. Er hat's auch verkündet, daß kommen würden solche Menschen, die die weltliche Obrigkeit würden verachten (2. Epist. 2, 10), wie denn geschehen ist durch das geistliche Recht.

Also meine ich, diese erste Papiermauer liegt darnieder; sintemal weltliche Herrschaft ist ein Mitglied worden des christlichen Körpers. Und wiewohl sie ein leiblich Werk hat, doch geistliches Standes ist; darum ihr Werk soll frei unverhindert gehen in alle Gliedmaßen des ganzen Körpers, strafen und treiben, wo es die Schuld verdient oder Not fordert, unangesehen Papst, Bischof, Priester, sie dräuen oder bannen, wie sie wollen.

Es ist auch zu viel, daß man so hoch im geistlichen Recht hebt der Geistlichen Freiheit, Leib und Güter, gerad als wären die Laien nicht auch so geistlich gute Christen als sie, oder als gehörten sie nicht zur Kirche. Warum ist dein Leib, Leben, Gut und Ehre so frei, und nicht das meine, so wir doch gleich Christen sind, gleiche Taufe, Glauben, Geist und alle Dinge haben? Wird ein Priester erschlagen, so liegt ein Land im Interdikt; warum auch nicht, wenn ein Bauer erschlagen wird? Wo kommt her solch großer Unterschied unter den gleichen Christen? Allein aus Menschengesetzen und Dichten . . .

Die andere Mauer ist noch loser und untüchtiger, daß sie allein wollen Meister der Schrift sein, ob sie schon ihr Lebenlang nichts darinnen lernen, vermessen sich allein der Obrigkeit, gaukeln uns vor mit unverschämten Worten: der Papst möge nicht irren im Glauben, er sei bös oder fromm; mögen desselben nicht einen Buchstaben anzeigen. Daher kommt es, daß so viel ketzerische und unchristliche, ja unnatürliche Gesetze stehen im geistlichen Recht, davon jetzt nicht not zu reden. Denn dieweil sie es achten, der heilige Geist verlasse sie nicht, sie seien so ungelehrt und böse, wie sie könnten, werden sie kühn, zu setzen, was sie nur wollen. Und wo das wäre, wozu wäre die heilige Schrift not oder nütze? Lasset sie uns verbrennen und uns begnügen an den ungelehrten Herren zu Rom, die der heilige Geist inne hat, der doch nicht denn fromme Herzen mag inne haben.

Doch daß wir nicht mit Worten wider sie fechten, wollen wir die Schrift herbringen. St. Paulus spricht (1. Kor. 14, 30): So jemand etwas Besseres offenbart wird, ob er schon sitzt und dem andern zu=

höret in Gottes Wort, so soll der erste, der da redet, stillschweigen und weichen. Was wäre dies Gebot nütz, so allein dem zu glauben wäre, der da redet oder obenan sitzt? Auch Christus sagt (Joh. 6, 45), daß alle Christen sollen gelehret werden von Gott; so mag es je geschehen, daß der Papst und die Seinen bös und nicht rechte Christen sind, noch von Gott gelehret, rechten Verstand haben; wiederum mag ein geringer Mensch den rechten Verstand haben: warum sollte man ihm denn nicht folgen? Hat nicht der Papst vielmal geirret? Wer wollte der Christenheit helfen, so der Papst irret, wo nicht einem andern mehr denn ihm geglaubt würde, der die Schrift vor sich hätte? Darum ist's eine frevelhaft erdichtete Fabel, und mögen auch keinen Buchstaben aufbringen, damit sie bewähren, daß des Papsts allein sei, die Schrift auszulegen oder ihre Auslegung zu bestätigen; sie haben ihnen (sich) die Gewalt selbst genommen ... Aus diesem allen sollen wir mutig und frei werden und den Geist der Freiheit (wie ihn Paulus nennet 2. Kor. 3, 17) nicht lassen mit erdichteten Worten der Päpste abschrecken; sondern frisch hindurch alles, was sie thun oder lassen, nach unserm gläubigen Verstand der Schrift richten und sie zwingen zu folgen dem bessern, und nicht ihrem eignen Verstand.

Die dritte Mauer fällt von ihr (sich) selbst, wo diese ersten zwei fallen. Denn wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig der Schrift beizustehen, ihn zu strafen und zu zwingen nach dem Worte Christi (Matth. 18, 15): Sündiget dein Bruder wider dich, so gehe hin und sag's ihm zwischen dir und ihm allein; höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir; höret er die nicht, so sag es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden. Hier wird befohlen einem jeglichen Glied, für das andere zu sorgen; wie viel mehr sollen wir dazu thun, wo ein gemein regierend Glied übel handelt, welches durch seinen Handel viel Schaden und Ärgernis giebt den andern. Soll ich ihn denn verklagen vor der Gemeine, so muß ich sie ja zusammenbringen. Sie haben auch keinen Grund der Schrift, daß allein dem Papst gebühre, ein Concilium zu berufen oder zu bestätigen, denn allein ihre eigenen Gesetze, die nicht weiter gelten, denn sofern sie nicht schädlich sind der Christenheit und Gottes Gesetzen. Wo nun der Papst sträflich ist, hören solche Gesetze schon auf, dieweil es schädlich ist der Christenheit, ihn nicht zu strafen durch ein Concilium. So lesen wir Apostelgesch. 15, 6, daß der Apostel Concilium nicht St. Peter hat berufen, sondern alle Apostel und die Ältesten. Auch das berühmteste Concilium Nicenum hat der Bischof zu Rom weder berufen noch bestätiget, sondern der Kaiser Constantinus, und nach ihm viele andere Kaiser desselben gleichen gethan, das doch die allerchristlichsten Concilia gewesen sind.

Darum, wo es die Not fordert, und der Papst ärgerlich der Christen-

heit ist, soll dazu thun, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Concilium werde. Welches niemand so wohl vermag als das weltliche Schwert. Wäre das nicht ein unnatürlich Vornehmen, so ein Feuer in einer Stadt aufginge und jedermann sollt stille stehen, lassen für und für brennen, was da brennen mag, allein darum, daß sie nicht die Macht des Bürgermeisters hätten, oder das Feuer vielleicht an des Bürgermeisters Haus anhübe? Ist nicht hier ein jeglicher Bürger schuldig, die andern zu bewegen und berufen? Wie viel mehr soll das in der geistlichen Stadt Christi geschehen, so ein Feuer des Ärgernisses sich erhebt, es sei an des Papsts Regiment, oder wo es wolle ....

Hiemit, hoff ich, soll das falsche, lügenhaftige Schrecken, damit uns nun lange Zeit die Römer haben schüchtern und blöde Gewissen gemacht, darnieder liegen. Und daß sie mit uns allen gleich dem Schwert unterworfen sind, die Schrift nicht Macht haben auszulegen durch lauter Gewalt, ohne Kunst, und keine Gewalt haben, ein Concilium zu wehren, oder nach ihrem Mutwillen zu pfänden, verpflichten und seine Freiheit nehmen; und wo sie das thun, daß sie wahrhaftig des Endchrists (Antichrists) und Teufels Gemeinschaft sind, nichts von Christo denn den Namen haben.

Darum lasset uns aufwachen, lieben Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, daß wir nicht teilhaftig werden aller armen Seelen, die so kläglich durch das schändliche, teuflische Regiment der Römer verloren werden, und täglich mehr und mehr der Teufel zunimmt, so es anders möglich wäre, daß solch höllisch Regiment möchte ärger werden; das ich doch nicht begreifen noch glauben kann.

---

5. Aus: An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen.

1. Wir erfahren jetzt in Deutschland durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen läßt. Die hohen Schulen werden schwach, die Klöster nehmen ab, und will solches Gras dürre werden, und die Blume fällt dahin .... Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, so nicht Pfaffen, Mönche und Nonnen werden sollen? Man lasse sie so mehr lernen, daß sie sich ernähren .... Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten jungen Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst gezieret, welche so wohl Nutzen schaffen könnten, wo man ihrer brauchen wolle, das junge Volk zu lehren. Ist's nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in drei Jahren zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekonnt haben? Ja, was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Böcke

werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernt und hat noch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Aber nun uns Gott so reichlich begnadet und solcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen, wahrlich, so ist's not, daß wir die Gnade Gottes nicht in den Wind schlagen und lassen ihn nicht umsonst anklopfen... Ich achte, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist und so greuliche Strafe verdient, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen.

O wehe der Welt immer und ewiglich! Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher, und ist leider niemand, der sich des armen jungen Volks annehme und regiere, da lässet man's gehen, wie es gehet. Die Klöster und Stifter sollten es thun; so sind sie eben die, von denen Christus sagt (Matth. 18, 6. 7): Wehe der Welt um der Ärgernisse willen; wer dieser Jungen einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, einen Mühlstein an den Hals gehenkt und ins Meer gesenkt, da es am tiefsten ist. Es sind nur Kinderfresser und Verderber.

Ja, sprichst du, solches alles ist den Eltern gesagt; was gehet das die Ratsherrn und Obrigkeit an? Ist recht geredet, ja, wie? wenn die Eltern aber solches nicht thun? Wer soll's denn thun? Soll's darum unterbleiben und die Kinder versäumet werden? Wo will sich da die Obrigkeit und Rat entschuldigen, daß ihnen solches nicht sollte gebühren? Daß es von den Eltern nicht geschieht, hat mancherlei Ursache:

Aufs erste, sind etliche auch nicht so fromm und redlich, daß sie es thäten, ob sie es gleich könnten, sondern, wie die Strauße, härten sie sich auch gegen ihre Jungen. Nun diese Kinder sollen dennoch unter uns und bei uns leben in gemeiner Stadt. Wie will denn nun Vernunft und sonderliche christliche Liebe das leiden, daß sie ungezogen aufwachsen und den andern Kindern Gift und Geschmeiße sind, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbet?

Aufs andere, so ist der größte Haufe der Eltern leider ungeschickt dazu und weiß nicht, wie man Kinder ziehen und lehren soll. Denn sie selbst nichts gelernt haben, außer den Bauch versorgen, und gehören sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl und recht lehren und ziehen sollen.

Aufs dritte, obgleich die Eltern geschickt wären und wollten es gerne selbst thun, so haben sie vor andern Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu, also daß die Not zwinget, gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten; es wollte denn ein jeglicher für sich selbst einen eigenen halten. Aber das würde dem gemeinen Mann zu schwer, und würde abermal manch feiner Knabe um Armut willen versäumet. Dazu so sterben viele Eltern und lassen Waisen hinter sich: und wie dieselben durch Vormunde versorgt werden, ob uns die Erfahrung zu wenig wäre, sollte uns das wohl zeigen, daß sich Gott selbst der Waisen Vater nennet, als derer, die von jedermann sonst verlassen

sind. Auch sind etliche, die nicht Kinder haben; die nehmen sich auch darum nichts an.

Darum will's hier dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht redlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viele Büchsen und Harnisch zeuge; ja, wo des viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist so viel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt. Sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen ....

2. Weil denn eine Stadt soll und muß Leute haben, und allenthalben das größte Gebrechen, Mangel und Klage ist, daß es an Leuten fehle, so muß man nicht harren, bis sie selbst wachsen; man wird sie auch weder aus Steinen hauen noch aus Holz schnitzen; so wird Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sachen durch andere seiner dargethanen Güter geraten[1]) kann. Darum müssen wir dazu thun und Mühe und Kost daran wenden, sie selbst erziehen und machen. Denn wes ist die Schuld, daß es jetzt in allen Städten so dünn siehet von geschickten Leuten, außer der Obrigkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde wächst, und nicht zugesehen, wie man's lehre und ziehe? Darum ist's auch so unordentlich gewachsen, daß es zu keinem Bau, sondern nur ein unnützes Gehecke und nur zum Feuerwerk[2]) tüchtig ist ....

Es muß doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rülpse und Knebel[3]) regieren, so man's wohl bessern kann? Ist ja ein wild unvernünftiges Vornehmen. So lasse man ebenso mehr Säue und Wölfe zu Herren machen und setzen über die, so nicht denken wollen, wie sie von Menschen regieret werden. So ist's auch eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt denn also: Wir wollen jetzt regieren, was gehet's uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen? Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren, die nicht mehr denn ihren Nutzen oder Ehre im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß verwendet, daß man eitel feine, gelehrte, geschickte Leute erzöge zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zuginge. Wie soll es denn zugehen, wenn man da gar nichts zu thut?

---

1) Rat schaffen. 2) Feuer machen. 3) Rohe Kerle.

Ja, sprichst du abermals, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist's uns aber nütze, lateinische, griechische, hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Tiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen, und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen, was sollen uns Seide, Wein, Würze und der fremden ausländischen Waren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steine in deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kür und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutzen, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten, und der ausländischen Waren, die uns weder not noch nütze sind, dazu uns schinden bis auf den (Rück)Grat, der wollen wir nicht geraten? Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?

Zwar, wenn kein andrer Nutzen an den Sprachen wäre, sollte doch uns das billig erfreuen und anzünden, daß es so eine edle, feine Gabe Gottes ist, damit uns Deutschen Gott jetzt so reichlich, fast über alle Länder, heimsuchet und begnadet. Man siehet nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen. Ja, sie haben allezeit aufs höchste dawider getobet, und auch noch toben; denn der Teufel roch den Braten wohl, wo die Sprachen herfürkämen, würde sein Reich ein Fach gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie herfürkämen, denket er doch sie nun also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus gekommen, darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange solle bleiben. Diesen bösen Tück des Teufels sehen unser gar wenig, lieben Herren.

Darum, lieben Deutschen, lasset uns hier die Augen aufthun, Gott danken für das edle Kleinod und fest darauf halten, daß es uns nicht wieder entzogen werde, und der Teufel nicht seinen Mutwillen büße. Denn das können wir nicht leugnen, daß, wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist gekommen und täglich kommt, so ist's doch durch Mittel der Sprachen gekommen, und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Denn gleich als da Gott durch die Apostel wollte in alle Welt das Evangelium lassen kommen, gab er die Zungen dazu. Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprache so weit in alle Lande ausgebreitet, auf daß sein Evangelium ja bald fern und weit Frucht brächte. Also hat er jetzt auch gethan. Niemand hat gewußt,

warum Gott die Sprachen herfür ließ kommen, bis daß man nun allererst siehet, daß es um des Evangeliums willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren, und dadurch des Endchrists (Antichrists) Regiment aufdecken und zerstören. Darum hat er auch Griechenland dem Türken gegeben, auf daß die Griechen, verjagt und zerstreuet, die griechische Sprache ausbrächten und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mitzulernen.

So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten. Denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in die hebräische, das Neue in die griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren.

Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darinnen dies Messer des Geistes stecket; sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod trägt; sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank faßt; sie sind die Kemnate, darinnen diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeiget, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brote und Fische und Brocken behält. Ja wo wir's versehen, daß wir (da Gott vor sei) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können. Des laßt uns das elende, greuliche Exempel zur Beweisung und Warnung nehmen in den hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelium verlernet, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbt hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben können und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben. . . .

3. Nun ist hie nicht not zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst so viel gesagt habe, daß ich hoffe, es zweifle niemand daran; sondern ist zu handeln, wie man feine, geschickte Leute darein kriege. Und hier bieten uns die Heiden einen großen Trotz und Schmach an, die vorzeiten, sonderlich die Römer und Griechen, gar nichts gewußt haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solchem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Mägdlein lassen lehren und aufziehen, daß sie dazu geschickt würden; daß ich mich unserer Christen schämen muß, wenn ich daran gedenke, und sonderlich unserer Deutschen, die wir so gar Stöcke und Tiere sind, und sagen türren[1]): Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden? Die wir doch wissen, oder je wissen sollten, wie ein

1) wagen.

nötiges und nützliches Ding es ist, und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Ratsmann, oder was regieren soll, gelehrt und geschickt ist, denselben Stand christlich zu führen.

Wenn nun gleich (wie ich gesagt habe,) keine Seele wäre, und man der Schulen und Sprachen gar nicht bedürfte um der Schrift und Gottes willen, so wäre doch allein diese Ursach genugsam, die allerbesten Schulen, beide für Knaben und Mägdlein, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen; daß die Männer wohl könnten regieren Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde. Nun solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden; darum ist's zu thun, daß man Knaben und Mägdlein dazu recht lehre und aufziehe. Nun habe ich droben gesagt, der gemeine Mann thut hie nichts zu, kann's auch nicht, will's auch nicht, weiß es auch nicht. Fürsten und Herren sollten es thun; aber sie haben auf den Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen, und sind beladen mit hohen, merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer. Und ob es etliche gerne thäten, müssen sie die andern scheuen, daß sie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darum will es euch, lieben Ratsherren, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren.

Ja, sprichst du, ein jeglicher mag seine Töchter und Söhne wohl selbst lehren, oder je sie ziehen mit Zucht. Antwort: Ja, man siehet wohl, wie sich's lehret und ziehet. Und wenn die Zucht aufs höchste getrieben wird und wohl gerät, so kommt's nicht ferner, denn daß ein wenig eine eingezwungene und ehrbare Gebärde da ist; sonst bleiben es gleichwohl eitel Holzblöcke, die weder hiervon noch davon wissen zu sagen, niemand weder raten noch helfen können. Wo man sie aber lehrte und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören die Geschichten und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe gegangen wäre; und könnten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen für sich fassen, wie in einem Spiegel; daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und andern auch darnach raten und regieren. Die Zucht aber, die man daheim ohne solche Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigene Erfahrung. Ehe dies geschieht, so sind wir hundertmal tot, und haben unser Lebenlang alles unbedächtig gehandelt; denn zu eigener Erfahrung gehört viel Zeit.

Weil denn das junge Volk muß lecken[1]) und springen, oder je was zu schaffen haben, da es Lust innen hat, und ihm darinnen nicht zu wehren ist, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrete; warum sollte man denn ihm nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst vorlegen? Sintemal es jetzt von Gottes Gnaden alles also zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen könnten, es seien Sprachen oder andere Künste oder Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unsere Schulen, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer. Nimmt man doch so viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen lehret, warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen und andere Künste lehrt, weil sie jung und müßig, geschickt und listig dazu sind? Ich rede für mich: Wenn ich Kinder hätte und vermöcht es, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musika mit der ganzen Mathematika lernen. Denn was ist dies alles denn eitel Kinderspiel, darinnen die Griechen ihre Kinder vorzeiten zogen? dadurch doch wundergeschickte Leute aus wurden, zu allerlei hernach tüchtig. Ja, wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelehret hat.

So sprichst du: Ja, wer kann seiner Kinder so entbehren und alle zu Junkern ziehen? Sie müssen im Hause der Arbeit warten rc. Antwort: Ist's doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig und dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander[2]) gelernt und dennoch nichts gelernt. Es ist jetzt eine andere Welt, und gehet anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tags eine Stunde oder zwei lasse zu solcher Schule gehen, und nichtsdestoweniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen, und wozu man sie haben will, daß beides miteinander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kann. Bringen sie doch sonst wohl zehnmal so viel Zeit zu mit Käulchenschießen,[3]) Ballspielen, Laufen und Rammeln.

Also kann ein Mägdlein ja so viel Zeit haben, daß es des Tages eine Stunde zur Schule gehe, und dennoch seines Geschäfts im Hause wohl warte; verschläft's und vertanzt und verspielt doch wohl mehr Zeit. Es fehlet allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt helfen und raten mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß es den Menschen ja nicht zu wohl gehe auf Erden....

---

1) hüpfen. 2) Verfasser von vielgebrauchten lateinischen Grammatiken. 3) Käulchen = Kügelchen.

Darum, lieben Herren, laßt euch das Werk anliegen, das Gott so hoch von euch fordert, das euer Amt schuldig ist, das der Jugend so not ist, und des weder Welt noch Geist entbehren kann. Wir sind leider lange genug in Finsternis verfaulet und verdorben; wir sind allzu lange genug deutsche Bestien gewesen. Lasset uns einmal auch der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und andere Lande sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützliches entweder von ihnen lernen, oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde. Ich habe das Meine gethan. Ich wollte je deutschen Landen gerne geraten und geholfen haben, ob mich gleich etliche darüber werden verachten und solchen treuen Rat in Wind schlagen und Besseres wissen wollen; das muß ich geschehen lassen. Ich weiß wohl, daß andere es könnten besser haben ausgerichtet; aber weil sie schweigen, richte ich es aus, so gut als ich es kann. Es ist ja besser dazu geredet, wie ungeschickt es auch sei, denn aller Dinge davon geschwiegen. Und bin der Hoffnung, Gott werde ja euer etliche erwecken, daß mein treuer Rat nicht gar in die Asche fällt, und werden ansehen nicht den, der es redet, sondern die Sache selbst bewegen und sich bewegen lassen.

4. Am letzten ist auch das wohl zu bedenken allen denjenigen, so Liebe und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Libereien oder Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu verschaffen. Denn so das Evangelium und allerlei Kunst soll bleiben, muß es je in Bücher und Schriften verfaßt und angebunden sein; wie die Propheten und Apostel selbst gethan haben. Und das nicht allein darum, daß diejenigen, so uns geistlich und weltlich vorstehen sollen, zu lesen und zu studieren haben, sondern daß auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden, samt der Kunst und Sprachen, so wir jetzt von Gottes Gnaden haben. Hierin ist auch St. Paulus fleißig gewesen, da er Timotheo befiehlt, er solle anhalten am Lesen, und auch befiehlt, er solle das Pergament, zu Troas gelassen, mit sich bringen.

Ja solches haben sich beflissen alle Königreiche, die etwas Sonderliches gewesen sind, und zuvor das israelitische Volk, unter welchem solches Werk Moses anfing der erste, und hieß das Buch des Gesetzes in die Lade Gottes verwahren, und that es unter die Hand der Leviten, daß man bei denselben sollte holen Abschrift, wer es bedürfe, also, daß er auch dem Könige gebot, er solle von den Leviten solches Buches Abschrift nehmen. Daß man wohl siehet, wie Gott das levitische Priestertum unter andern Geschäften auch dazu verordnet hat, daß sie der Bücher hüten und warten sollten. Nachdem hat diese Liberei gemehrt und gebessert Josua, darnach Samuel, David, Salomo, Jesaias, und so fortan viel

mehr Könige und Propheten. Daher ist gekommen die heilige Schrift des Alten Testaments, welche sonst nimmermehr wäre zusammengebracht oder geblieben, wo Gott nicht hätte solchen Fleiß darauf heißen haben....

Aber mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zu Haufen raffe, und nicht mehr gedenke denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. In meiner Liberei sollte erstlich die heilige Schrift beide auf Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Deutsch, und ob sie noch in mehr Sprachen wäre, drinnen sein. Darnach die besten Ausleger und die ältesten, beide griechisch, hebräisch und lateinisch, wo ich sie finden könnte. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratoren, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch. Denn aus solchen muß man die Grammatika lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch der Rechte und Arzenei Bücher, wiewohl auch hier unter den Commenten einer guten Wahl not ist.

Mit den vornehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, welcherlei Sprachen man haben könnte; denn dieselben wundernütze sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen. O wie manche feine Geschichten und Sprüche sollte man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und ergangen sind, deren wir jetzt gar keine wissen; das macht, niemand ist dagewesen, der sie beschrieben, oder, ob sie schon beschrieben gewesen wären, niemand die Bücher gehalten hat. Darum man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen, und müssen aller Welt die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr können, denn kriegen und fressen und saufen. Aber die Griechischen und Lateinischen, ja auch die Hebräischen haben ihr Ding so genau und fleißig beschrieben, daß, wo auch ein Weib oder Kind etwas Sonderliches gethan oder geredet hat, das muß alle Welt lesen und wissen; dieweil sind wir Deutschen noch immer Deutsche, und wollen Deutsche bleiben.

Weil uns denn jetzt Gott so gnädiglich beraten hat mit aller Fülle, beide der Kunst, gelehrter Leute und Bücher, so ist es Zeit, daß wir ernten und einschneiden das Beste, das wir können, und Schätze sammeln, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von diesen güldnen Jahren, und nicht diese reiche Ernte versäumen. Denn es zu besorgen ist und jetzt schon wieder anfängt, daß man immer neue und andere Bücher macht, daß zuletzt dahin komme, daß durch des Teufels Werk die guten Bücher, so jetzt durch den Druck hervorgebracht sind, wiederum unterdrückt werden, und die losen, heillosen Bücher von unnützen und tollen Dingen wieder einreißen und alle Winkel füllen....

Derhalben bitte ich euch, meine lieben Herren, wollet diese meine Treue und Fleiß bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß sie meines Rats sollten leben, oder

mich, als den Verdammten von den Tyrannen, verachten, die wollten doch das ansehen, daß ich nicht das Meine, sondern allein des ganzen deutschen Landes Glück und Heil suche. Und ob ich schon ein Narr wäre, und träfe doch was Gutes, sollte es je keinem Weisen eine Schande dünken, mir zu folgen. Es hat wohl ehemals ein Narr besser zugeraten, denn ein ganzer Rat der Klugen. Moses mußte sich von Jethro lehren lassen.

Hiemit befehle ich euch alle Gottes Gnade. Der wolle eure Herzen erweichen und anzünden, daß sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugend mit Ernst annehmen und durch göttliche Hilfe ihnen raten und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutschen Landes, an Leib und Seele mit aller Fülle und Überfluß, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland! Amen.

---

6. Vom Meister Klügling und vom Junker Faulwitz.

(Aus der Auslegung des 101. Psalms.)

1. In der Welt geht es also zu, daß keiner so grob oder ungeschickt ist, er meint, wo er im Regiment wäre, er wollt's gar köstlich machen, und läßt ihm gar nichts gefallen, was andere im Regiment machen; gleichwie jener Knecht in der Komödie Terentii wünscht und spricht: Ach, ich sollte ein König geworden sein! Und Absalom sprach hinter seinem Vater David zu den Bürgern Israel: Du hast wohl gute Sachen, aber es ist vom Könige niemand verordnet, der dich verhöre. Ach, daß ich das Regiment im Lande hätte und müßten alle Sachen vor mich kommen, wie gar gut Recht wollte ich halten.

Das sind die Meister Klüglinge, die das Roß vor großer Weisheit hinten zäumen können und nichts mehr können, denn andere Leute verurteilen und meistern; und wenn *sie* es in die Hand kriegen, so geht's alles zu Grunde mit ihnen, gleichwie man spricht: Wer dem Spiel zusieht, der kann's am besten. Denn sie meinen, wo sie die Kugel in die Hand kriegten, wollten sie zwölf Kegel treffen, da doch nur neune auf der Leich (Kegelbahn) stehen, bis sie erfahren, daß neben der Leich auch ein Weg beihin gehet.

Solche Menschen loben und danken Gott nicht, meinen auch nicht, daß es Gottes Gabe sei, oder daß sie Gott drum sollten bitten und anrufen; sondern sind vermessen und denken, ihre Vernunft und Weisheit sei so gewiß, daß es ihnen nicht fehlen könne, und sie wollen die Ehre und Ruhm davon haben, daß sie wohl vor andern regieren und alles gut machen können; gerade als sollte der gute Mann — der unser Herr Gott heißt — müßig sitzen und nicht dabei sein, wo man etwas Gutes machen will. So thut er denn also und sieht durch die Finger und läßt die Menschenkinder den Turm zu Babylon vermessentlich an-

fangen und machen; darnach kommt er darein und zerstreut sie und macht alles zu nichte, daß auch keiner mehr versteht, was der andere sagt. Und geschieht ihnen recht, weil sie Gott aus ihrem Rat schließen und wollen Gott gleich selbst klug genug sein und die Ehre davon haben, die Gott allein gebührt.

2. Ich habe oft, da ich noch im Kloster war, weise und vernünftige Leute gesehen und hören ratschlagen, die es also gewaltig, gewiß und schön vorlegten, daß ich dachte, es wäre unmöglich, daß es fehlen könnte. „Ei, sprach ich, das hat Hände und Füße, das lebt doch"; und sicher hielt ich's dafür, als wäre es bereits geschehen und stünde da vor Augen. Aber da man's angriff und ins Werk bringen wollte, da ging's doch so schändlich zurück, und ward der schöne, lebendige Ratschlag viel nichtiger, denn ein Traum oder Schatten ist, und mußte sagen: Wohlan, ist das ein Traum gewesen, so verlasse sich der Teufel auf hübsche, schöne Ratschläge. Wie gar ist's doch eitel Schein und Gleißen, wo Gott nicht mit im Spiel ist.

Darnach lernte ich den Spruch Salomonis (8, 14): Mein ist beides, der Rat und die That; und St. Paulus (1. Kor. 3, 8): Der da pflanzt, ist nichts; der da begeußt, auch nichts; sondern Gott ist's, der's Gedeihen giebt. Aber Menschenkinder glauben's nicht, bis sie es erfahren, sondern, wenn sie raten können, so denken sie, die That müsse wohl kommen. Wie kann's fehlen? sagen sie; es ist so gewiß, als daß sieben und drei zehn machen. Und wahr ist's, mathematisch, nach der Zahl und Rechnung machen sieben und drei gerade zehn, und fehlt nicht, der Rat ist getroffen; aber physisch, nach der That oder im Werk, da geht's also, daß Gott kann die sieben Stück in ein Stück schmelzen und aus sieben eins machen; wiederum, die drei teilen in dreißig; so sind's dann nicht mehr die gewissen zehn in der That, die es zuvor waren im Rat.

Also, halte ich wohl, wird es zu Hofe auch zugehen; denn ich (bin) zu Hofe nicht gewesen, begehre auch nicht zu sein, Gott behüte mich weiter; aber an den Exempeln ist's gut zu merken. Als, der Papst Clemens und der König von Frankreich hatten den Kaiser vor Pavia ganz gewiß und konnte ihnen nicht fehlen. Sie hatten's auch gerechnet, daß sieben und drei müßten zehn machen. Aber was für eine That folgte auf solchen Rat, das haben sie beide wohl erfahren. Wie schlugen die weisen Venediger einen Fehl mit ihrem gewissen Rat wider Kaiser Maximilian? Wie oft haben die Papisten diese zwölf Jahr so manchen feinen, gewissen Ratschlag wider die Lutherischen verloren? Alle Historien sind solcher Exempel voll. Und wer zu Hofe ist, der soll freilich bei allen Königen und Fürsten täglich solcher Exempel genug erfahren. —

So sei nun das die erste Lehre und Vermahnung aus diesem Psalm, daß ein Fürst oder Herr lerne und wisse, daß fromm Gesinde, treue Diener und gut Regiment Gottes Gabe sei, und eine große Gabe und sein höchster Schatz sei, wo er ein, zwei, drei treuer Männer zu

Hofe oder in Ämtern hat (wiewohl das viel ist), und Gott dafür danke, mit Bitte, daß er ihm solchen Schatz erhalte und bessere. Denn die Welt ist zu böse, falsch und untreu, wie David sagt: Alle Menschen sind falsch, sonderlich zu Hofe, da jedermann oder je zum größeren Teil sucht, nicht wie der Fürst zunehme, sondern wie er sich selbst wärme und fett werde; es gehe dem Fürsten, wie Gott will.

So kann ein Fürst keinem ins Herz sehen, und muß sein Regiment also bleiben in Finsternis, weil er mit und durch solche Leute muß regieren und haushalten, die er nicht kennt, noch weiß, wie sie gesinnt sind, und geht eben, wie ein Wagen, so in der Nacht fährt und nach Gutdünken gehen muß, oft nicht weiß wohin, und wenn er meint, er wolle hotthin fahren, so ist er schwothin gefahren, wirft zuweilen um, zerbricht Strick, Rad und alles. Denn Christus spricht: Wer im Finstern wandelt, der weiß nicht, wo er hinfährt. Aber Christus Reich ist nicht also, der kennt alle Herzen, und welcher demselben will untreu sein, der betrügt sich selber und schadet seinem Herrn nichts, sondern der Herr kann seines Knechtes Bosheit zu seinem Nutz und Besten kehren. Das kann im weltlichen Regiment, da die Herzen verborgen sind, nicht sein.

3. Gott hat zweierlei Leute auf Erden in allerlei Ständen. Etliche haben einen sonderlichen Stern vor Gott, welche er selbst lehrt und erweckt, wie er sie haben will; dieselben haben auch alsdann einen guten Wind auf Erden und, wie man's nennt, Glück und Sieg. Was sie anfangen, das geht fort, und wenn alle Welt dawider streben sollte, so muß es hinaus ungehindert. Denn Gott, der's ihnen ins Herz giebt, ihren Sinn und Mut treibt, der giebt's ihnen auch in die Hände, daß es geschehen und ausgerichtet werden muß, als Simson, David, Jojada und dergleichen. Und nicht allein giebt er zuweilen solche Leute unter seinem Volk, sondern auch unter den Gottlosen und Heiden; und nicht allein in Fürstenständen, sondern auch in Bürger-, Bauern- und Handwerksständen, als im Perserland den König Cyrus, in Griechenland den Fürsten Themistokles und Alexander Magnus, bei den Römern Augustus, Vespasianus rc., item in Syrien gab er durch den einigen Mann Naeman alles Heil und Glück. Solche Leute heiße ich nicht erzogene oder gemachte, sondern geschaffene und von Gott getriebene Fürsten und Herren.

Diese sind also geschickte Leute, daß sie nicht viel Lehrens noch Schreibens bedürfen, was und wie sie thun sollen, und ehe man sie lehrt, was sie thun sollen, haben sie es gethan; nur daß sie bedürfen Gottes Wort, das sie lehre, solch ihr Glück und große Thaten Gott zuschreiben und ihm die Ehre geben, von dem sie es haben, und sich selbst nicht preisen noch rühmen, welches sie ohne Gottes Wort nicht thun, noch zu thun wissen, darum auch selten ein gut Ende nehmen, wie alle Historien bezeugen. Als, der weidliche Krieger Hannibal, hat von niemand gelernt, wie er die Römer bekriegen und so greulich schlagen sollte; denn er hatte den

rechten Meister und Schrift im Herzen und that alles, ehe man ihn hätte können lehren; that auch wohl wider aller anderer Weisen Rat und Lehre. Und ich muß hier zum Exempel erzählen, was Cicero davon schreibt: Wie Hannibal zum großen Antiochus geflohen war um Hilfe wider die Römer und herrlich gehalten war, ist daselbst gewesen ein berühmter Philosophus, Phormio, der ward gefordert vom Antiochus, daß Hannibal ihn sollte hören. Und Phormio bewies seine Kunst, predigte etliche Stunden von Kriegen, von Hauptleuten, wie sie geschickt sein sollten, und was einem guten Krieger zustünde 2c. Als nun die andern alle solche Predigt hoch lobten und bewunderten und Antiochus Hannibaln fragte, wie es ihm gefiele, sprach Hannibal: „Ich hab mein Tage viel alter Narren gesehen, aber keinen so großen als diesen Phormio.“ Solche Antwort lobt Cicero und spricht: Es war wahrlich recht. Hannibal hatte die Römer, so alle Welt bezwungen, so lange und oft bekriegt und geschlagen, und Phormio wollte ihn lehren kriegen, der doch selbst sein Lebtag nie kein Heer noch Wehr gesehen hatte. Hier ist der Schüler gar ungleicher Zeug gegen solchen Meister, und wenn Phormio gleich aufs beste gewußt und erfahren hätte, was Krieg sei, und wie man kriegen soll, und billig der Kunst ein Meister hieße, so sollte er dennoch Hannibaln nicht zum Schüler vor sich nehmen, sondern sein Barettlein vor ihm abziehen und sprechen: „Lieber Herr Doktor in Kriegshändeln.“ Denn Hannibal war nicht geschaffen, daß er ein Schüler sein sollte in Kriegshändeln, sondern andere sollten von ihm lernen und seine Schüler sein, als der von Gott selbst geschaffen war, ein Meister in dieser Kunst zu sein, und nicht durch andere Menschen erzogen oder gemacht. Sonst geht's, wie man sagt: Das Ei lehrt das Huhn, und die Sau meistert Gott, und Phormio rüstet Hannibal; wiewohl allezeit die Welt voll ist solcher Phormios in allen Ständen, und heißen Meister Klügel, der schändliche, schädliche Mann, der alles besser kann und ist doch nicht der Mann. Und wenn an Hannibals Statt gesetzt wären gewesen hundert andere, die gleich Hannibal Stärke, Mut, Volk, Kunst, Rüstung und alles gehabt hätten und noch mehr, so hätten sie doch allesamt und ihrer keiner das thun mögen, das Hannibal gethan hat; wie denn keiner mehr zu Karthago, auch sein Bruder selbst nicht, vermochte, weder zuvor noch hernach.

4. Also findet man in allerlei Ständen zuweilen ausbündige, geschickte Männer vor allen andern; und unter den Knaben oder Lehrjungen einen, der mehr lernt in einem Tage denn ein anderer in fünf Jahren. Mancher, wenn er's ansieht, so kann er's, greift's an und geht ihm fein ab; da ein anderer sein Lebtage lernt und arbeitet, macht's dennoch nimmermehr so gut. Herr Fabian von Feilitzsch war kein Doktor in Rechten, aber wenn er eine Sache hörte, riet er hinzu und traf den Zweck, da sonst wohl etwa ein Doktor hätte sollen tausend Blätter umsuchen und dennoch vielleicht das Blatt kaum treffen. Warum?

Er war nicht ein gelehrter noch erzogener, sondern ein geschaffener Jurist, und bedurfte keines Phormio, der ihm lange predigte vom scharfen oder stumpfen, vom schlechten oder krummen Recht.

Herzog Friedrich selig, Kurfürst zu Sachsen, war geschaffen, daß er sein sollte ein weiser Fürst im Frieden zu regieren und hauszuhalten, wie er denn auch zu seiner Zeit war im römischen Reich, wie man spricht, lux mundi. Der hatte die Weise, (wie ich hernach erfahren hab von denen, die um ihn gewesen), daß er seine Räte ließ raten, und that gleichwohl das Widerspiel, doch mit solcher Vernunft und Grund, daß sie nicht konnten dawider reden. Nun hatte er solches nicht gelernt, war auch nicht dazu erzogen, sondern es steckte zuvor in ihm; und wiewohl etliche Großen und viele Phormio ihm nach dem Zügel griffen, hätten ihn gern regiert, so setzte er doch seine Hörner auf und ließ keinen gut noch recht sein, der ihm raten wollte. Hat auch gesagt, es hätten ihm oft seine Räte fast wohl und gut Ding geraten, dennoch hätte er's nicht angenommen, sondern sich ganz eigensinnig dagegen gehalten. Warum er das gethan habe, hat er allein gewußt; aber gewißlich hat's Gott ihm so in den Sinn gegeben, weil er der Wundermänner Gottes einer gewesen und geschaffen ist. Denn wo er's hätte aus den Händen gegeben und sich lassen regieren, sollte wohl sein Glück und Weisheit sich umgekehrt haben, und er durch seine klugen Räte dahin gekommen sein, daß er hätte einen Löffel müssen aufheben und eine Schüssel zertreten. Ich muß noch ein Geringes von ihm sagen, denn er ist mein lieber Herr gewesen und hat mich zum Doktor gemacht. Einstmals hat ihn Doktor Hennig Göde lehren wollen haushalten und gesagt: „Gnädigster Herr, warum lassen Eure Kurfürstliche Gnaden mit grünem Holz Feuer halten und nicht mit dürrem, es ist ja ein Unrat?" „Lieber Doktor, sprach er, was in Eurem Hause Rat ist, das ist in meinem Hause Unrat." So ist er in allen Sachen ein Mann gewesen.

Aber aus der Maßen hat er viel Affen und Gäuche damit gemacht und hinter sich gelassen. Denn gar viele, (deren ich etliche gekannt, etliche noch leben,) da sie sahen, daß Herzog Friedrich solches wohl anstund und ihn berühmt machte, dachten sie dem Exempel nachzufolgen und wollten auch weise werden, fingen an alles zu widersprechen, was man vorgab, und sollte das die höchste Weisheit sein, daß sie niemand ließen etwas gut noch recht sein, und wollten flugs mit solchem Werk Herzog Friedrich sein. Aber sie waren doch ja nicht wie Herzog Friedrich geschaffen, sondern machten sich selbst zu Herzog Friedrich, blieben doch nichts anders denn unnütze Phormio, die viel plaudern und waschen konnten von Weisheit, und sie doch weder geschaffen noch erzogen waren zur Weisheit; gleichwie die Heuchler aus guten Werken sich selbst fromm machen, so doch zuvor der Mann muß fromm sein und alsdann gute Werke thun. —

5. Es ist zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben

über falsche, verlogene Leute, wie man spricht: Es ist kein Treu noch Glauben mehr; item: Gute Worte, nichts dahinter, und: Was weiß heißt, das ist schwarz. Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen sehr getadelt, wie auch Cicero selbst sagt: Ich gebe den Griechen, daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind; aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht. Und vor Cicero sagt Plautus in einer Person (Schauspielerrolle) also: Lieber Gesell, Wasser, Luft, Erde, Himmel brauche ich nicht zu bezahlen, aber was ich sonst im Hause haben soll, das muß ich auf griechische Treu und Glauben kaufen, d. i. ich muß es bar überbezahlen. — Wohlan, es hat auch solches untreue, falsche Volk jetzt lange her ihre Strafe gelitten vom Türken, der sie auch bar überbezahlt. Welschland hat's hernach auch gelernt, daß sie dürfen zusagen und schwören, was man will, und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich, und müssen, beide Griechen und Welsche, Exempel sein des andern Gebots Gottes, da er spricht: er solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen mißbraucht.

Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein lassen sein, wie des viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutschen haben noch ein Fünklein (Gott woll's erhalten und anblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns doch ein wenig schämen und nicht gern Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Welschen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißt (Gott erbarm's!), so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird.

Und mich dünkt, daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennt. Denn Lügen und Untreue zertrennt erstlich die Herzen; wenn die Herzen zertrennt sind, so gehen die Hände auch voneinander; wenn die Hände voneinander sind, was kann man da thun oder schaffen? Wenn Kaufleute einander nicht Glauben halten, so fällt der Markt zu Grunde. Wenn Mann und Weib einander nicht treu sind, so läuft sie hinten aus, der Mann vorn aus, und (es) geht, wie jener sagt: Wehre, liebe Else, wehre, daß wir reich werden; zerbrich du Krüge, so zerbreche ich Töpfe. Wenn ein Bürgermeister, Fürst, König nicht Geleit treulich hält, da muß die Stadt verderben, Land und Leute untergehen. Darum ist auch im welschen Lande solch schändlich Trennen, Zwietracht, Unglück. Denn wo Treue und Glaube aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Christus helfe uns Deutschen!

---

7. Erzählendes und Lehrhaftes.

1. Stationirer und Landsknecht. [In Urschrift.]

Ein Stationirer, der furgab, er könte die Seelen ausm Fegfeur mit seinem Heiligtum und Ablas, den der heiligeste Vater, der Bapst, dazu gegeben hatte, erretten, kam an einen Ort, da gieng ein Landsknecht zu ihm und sprach: „Herr, wenn ich gewis wüste, das die Seelen meiner Eltern und Freunde erlöset würden, so hab ich noch zwene Gülden, die wolt ich euch zwarten (wahrlich) geben." Er aber, der Stationirer, sprach: „Was ist dein Vater fur ein Mann gewest?" Der Landsknecht sprach: „Es ist ein fromer Mann gewest." Darauf sagte der Stationirer: „So ist er nicht in der Helle", und fragte weiter: „Thut er denn auch Wunderzeichen?" „Nein", sprach der Landsknecht. Da sagte der Pfaff: „So ist er im Fegefeuer." Und der Krieger gab ihm ein Patzen und erlösete damit seinen Vater. Darnach fragte er seiner Mutter halben, ob die auch könte erlöset werden. Da forschete der Stationirer, wie zuvor vom Vater, was sie fur eine Frau gewest wäre, und schlosse, das sie im Fegfeur wäre. Da gab ihm der Krieger abermal ein Patzen. Und also fort fur die andern seine Freunde, das er 14 Seelen ausm Fegefeur erlösete mit 14 Patzen. Da sprach er: „Herr, bin ich gewis, das sie nu erlöset und selig seien?" „Ja, sprach der Pfaff, ich schwere dir einen Eid, das sie selig sind." „Wolan, sagt der Landsknecht, Herr, ihr habt gerne Gold; gebt mir die 14 Patzen wider, so wil ich euch ein Goldgülden dafur geben." Da ihm nu der Stationirer dieselben gab, nam sie der Landsknecht wider zu sich und sprach: „Die Seelen sind nu im Himel, können nicht wider heraus. Ich bedarf das Geld das denn ihr, lieber Herr." Und gieng also davon.

2. Gottes Korn und Bohne. [In Urschrift.]

Das Korn wird für unsern Augen in den Acker geworfen und gesäet; nu frage alle Vernunft darümb: Was ist das Korn im Winter, so in den Acker gesäet ist? Ist es nicht ein erstorben, vermodert und verfaulet Ding, mit Frost und Schnee zugedeckt? Dennoch wächst zu seiner Zeit aus demselben erstorbenen, vermoderten und verfauleten Korn ein feiner, schöner grüner Halm, welcher daher blüet wie ein Wald, und gewinnet ein volle, dicke Ähern, da zwenzig, dreissig, sechzig Körner innen sind, und findet sich das Leben, da zuvor eitel Tod war.

Auf solche Weise köndte sich ein Bauersman aus seinem Acker ein feine Bibel machen und von seinem Samen, so er säet, studieren und lernen den Artikel: Ich gläube ein Auferstehung der Todten, und sagen: Dis Korn, das ich itzt säe, wird sein Wesen verlieren; es wird aber hernach ein schöner grüner Halm draus wachsen, der so lang sei, als ich bin, und dreissig, sechzig, hundert Körner bringe; und aus dieser

Bone, so ich itzt in die Erden stecke, wird ein Stengel wachsen, der junge, frische Bonen bringen wird. Das ist mein liebes Buch, daraus ich studiere und lerne, das mein Leib, wenn er in die Erden beschorren und begraben wird, ein schöner, lebendiger Leib werden wird. Ich bin Gottes Bone und Korn.

3. Begierden nicht nisten lassen. [In Urschrift.]

Du kanst nicht wehren, das nicht die Vögel hin und wider in der Luft fliegen solten; aber das sie dir nicht in den Haren nisteln, da kanstu ihnen wol steuren. Also wirds keiner übrig sein, das ihme nicht böse Gedanken einfielen; aber man sol sie lassen wider ausfallen, auf das sie nicht tief in uns wurzeln.

---

8. Briefe.

1. An Philipp Melanchthon.

Gnade und Friede in Christo, in Christo, sage ich, und nicht in der Welt, Amen. Was die Rechtfertigung Eures Stillschweigens betrifft, davon ein andermal, lieber Herr Philippe. Eurer großen Sorge, durch welche Ihr geschwächt werdet, wie Ihr schreibt, bin ich von Herzen feind. Daß sie in Eurem Gemüt also überhand nimmt, ist nicht der großen Sache, sondern unsers großen Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewesen zu Zeiten Johannes Huß' und vieler andern, denn zu unserer Zeit. Und ob sie gleich groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet; denn sie ist nicht unser. Was kränket Ihr Euch denn selbst so stets ohne Unterlaß? Ist die Sache unrecht, so lasset sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum lügenstrafen wir Gott in so großen Verheißungen, weil Er uns heißt guter Dinge und zufrieden sein? Wirf, sagt Er, dein Anliegen auf den Herrn. Der Herr ist nahe allen betrübten Herzen, die Ihn anrufen. Meinet Ihr, daß er solches in den Wind redet oder vor die Tiere wirft?

Es kömmt mich auch oft ein Grauen an, aber nicht allweg; Eure Philosophia, nicht Eure Theologia plaget Euch also; dieselbe naget auch Euern Freund Joachim mit gleicher Sorge, gerad als könntet Ihr mit Eurer unnützen Sorge etwas ausrichten. Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge?

Ich bitte Euch um Gotteswillen, weil Ihr doch sonst in allen andern Sachen Euch wahret, kämpfet wider Euch selbst, denn Ihr selbst seid Euer größter Feind, weil Ihr dem Teufel so viel Wehr wider Euch selbst reichet.

Christus ist für die Sünde gestorben einmal, aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht sterben, sondern er lebt und

regieret. Ja, sagt Ihr, sie wird aber niedergeschlagen werden durch Gottes Zorn. So lasset uns mit ihr niedergeschlagen werden, aber nicht durch uns selbst. Der unser Vater geworden ist, der wird auch unsrer Kinder Vater sein.

Ich bitte wahrlich mit Fleiß für Euch, und (es) thut mir wehe, daß Ihr die Sorge so gierig wie der Blutegel das Blut in Euch sauget und mein Gebet so kraftlos macht. Ich zwar, soviel die Sache betrifft (ob's aus der Dummheit oder dem Geist herkomme, weiß mein Herr Christus), bin nicht sonderlich bekümmert. Was? ich habe eine bessere Hoffnung, denn ich gemeinet hätte.

Gott kann die Toten auferwecken, er kann auch seine Sache, ob sie gleich fällt, erhalten, so sie gefallen ist, wiederum aufrichten, und so sie stehet, fördern und fortsetzen. Sollen wir hierzu nicht tüchtig sein, so geschehe es durch andere. Denn wenn wir uns mit seinen Zusagungen nicht trösten wollen, wer ist doch itzt und anders in der Welt, den sie angehen? Aber hiervon weiter auf ein andermal, wiewohl ich nichts anderes thue, denn Wasser ins Meer tragen. Christus tröste Euch durch seinen Geist, stärke und lehre Euch, Amen.

Werde ich hören, daß die Sache bei Euch will übel stehen, so werde ich's kaum lassen, ich werde zu Euch eilen. Gegeben aus unserer Wüste, den 27. Juni 1530.

2. Der Vögel Klageschrift an Luther über Wolfgang Sieberger[1]).

[In Urschrift.]

Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luther,
Prediger zu Wittenberg.

Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänfling, Stiglitzen samt andren fromen, erbarn Vogeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Euer Liebe zu wissen, wie wir gläublich berichtet werden, das einer, genant Wolfgang Siberger, euer Diener, sich unterstanden habe einer grossen freventlicher Turst (Kühnheit) und etliche alte verdorbene Netze aus grossem Zorn und Hass über uns teuer gekauft, damit einen Finkenherd anzurichten; und nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliehen in der Luft und auf Erden Körnlin zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren furnimet, dazu uns nach unserem Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihm gar nichts verschuldet, noch solche ernstliche und geschwinde (dreiste) Turst umb ihn verdienet. Weil denn das alles, wie ihr selbst könt bedenken, uns armen freien Vogeln (so zuvor weder

---

1) Luthers Diener, der sich einen Vogelherd angelegt hatte, worüber Luther seine Mißbilligung ihm in diesem launigen Briefe zu erkennen gab.

Scheune noch Häuser noch etwas drinnen haben) eine fährliche und grosse Beschwerung, ist an Euch unser demütige und freundliche Bitte, ihr wollet Euern Diener von solcher Turst weisen (rügen), oder wo das nicht sein kan, doch ihn dahin halten, das er uns des Abends zuvor sträue Körner auf den Herd, und morgens fur acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg hin nemen. Wird er das nicht thun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, das er ihm steuere, und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unser Stat sahe und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Worumb gebrauchet er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperling, Schwalben, Elstern, Dolen, Raben, Mäuse und Ratten, welche Euch doch viel Leids thun, stelen und rauben, und auch aus den Häusern Korn, Hafern, Malz, Gersten ꝛc. enttragen; welchs wir nicht thun, sondern allein das kleine Bröckelin und einzelen verfallen Körnlin suchen. Wir stellen solche unsere Sache auf rechtmässige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellet. Wir hoffen aber zu Gott, weil unser Brüder und Freunde so viel diesen Herbst fur ihme blieben und ihm entflohen sind, wir wollen auch seinen losen und faulen Netzen, so wir gestern gesehen, entfliehen. Gegeben in unserm himlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewönlichen Sigel und Federn.

3. An seine Hausfrau. [In Urschrift.]

Meiner freundlichen, lieben Käthen Lutherin
zu Wittenberg zu Handen.

Gnad und Friede im Herrn! Liebe Käthe! Wir sind heute umb acht Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren: dann es begegnete uns eine grosse Wiedertäuferin mit Wasserwogen und grossen Eisschollen, die das Land bedeckete; die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konten wir auch nicht wieder zurück kommen von wegen der Mulda, musten also zu Halla zwischen den Wassern stille liegen. Nicht das uns darnach durstete zu trinken, sondern namen gut Torgisch Bier und guten Reinischen Wein darfür; damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saala wolte wieder auszürnen. Dann weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben, und Gott versuchen. Dann der Teufel ist uns gram, und wohnet im Wasser; und ist besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, das wir dem Bapst samt seinen Schupen (Schuppen, Anhänger) eine Narrenfreude machen solten. Ich hätte nicht gemeinet, das die Saala eine solche Sod machen könte, das sie über Steinwege und alles so rumpeln solte. Itzo nicht mehr dann: betet für uns und seid fromm.

Ich halte, wärestu hie gewesen, so hättestu uns auch also zu thun gerathen: so hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolget. Hiermit Gott befohlen! Amen.

Zu Halla am S. Paulus Bekehrungstage Anno 1546.

Martinus Luther D.

Hans Sachs.

Dieser begabteste Dichter des sechzehnten Jahrhunderts wurde 1494 in Nürnberg geboren. Von seinem Vater, einem ehrsamen Schneider, in die lateinische Schule geschickt, widmete er sich doch nicht einem gelehrten Berufe, sondern trat im 15. Lebensjahre bei einem Schuhmacher in die Lehre. Während seiner Lehrzeit lernte er den Meistersang kennen und wurde von einem Leinweber, Leonhard Nunnenbeck, in die „holdselige Kunst" eingeweiht. Nach einer fünfjährigen Wanderschaft, die ihn weithin durch Süd- und Westdeutschland führte, ließ er sich 1516 als Handwerksmeister in Nürnberg nieder und trat sogleich in engern Verband mit der dortigen Meisterschule, deren Neubelebung und Hebung er sich angelegen sein ließ. Als einer der ersten schloß er sich der Reformation an und vertrat Luthers Sache aufs kräftigste. Er starb nach einem langen und glücklichen Leben 82 Jahre alt 1576.

Er ist der bedeutendste Meistersänger und der fruchtbarste Dichter seiner Zeit. Seine Dichtungen, welche eine staunenswerte Belesenheit nicht bloß in der deutschen, sondern auch in der durch Übersetzung ihm zugänglich gewordenen griechischen, römischen, französischen und italienischen Litteratur bekunden und alle Dichtungsformen umfassen, übersteigen die bedeutende Zahl von 6000. Ganz besonders tritt er auf dem Gebiete der Epik mit seinen 1700 Erzählungen und Schwänken, von denen „St. Peter mit der Geiß", „Schlaraffenland" (I, 224) und „Die ungleichen Kinder Evä" zu nennen sind, frei und selbständig schaffend hervor. Außerdem verfaßte er Spruchgedichte, viele geistliche und weltliche Lieder, eine große Menge von Meistergesängen, deren Zahl er selbst kurz vor seinem Tode auf 4275 angiebt, sowie 208 Dramen, und zwar Fastnachtsspiele, Komödien und Tragödien. Nicht selten behandelte er den nämlichen Gegenstand in verschiedener Form. Die Stoffe seiner Dichtungen entnahm er den mannigfaltigsten Gebieten, der heiligen Schrift, der Sage und Geschichte, Novellen und Legenden.

Hans Sachsens volkstümliche Dichtung erschien den Späteren, den steifen gelehrten Poeten des 17. Jahrhunderts, als geschmack- und regellos und erfuhr unverdienten Spott, bis Goethe des trefflichen Meistersängers Ehre mit seinem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" in glücklicher Weise wiederherstellte.

1. Sankt Peter mit den Landsknechten. [In Urschrift.]

In dem speten ton Frauenlobs. 18. Oktober 1549.

1. Neun landsknecht kamen auf ein gspor[1])
hinauf gar für das himeltor
und klopften trutzig an darvor,
wolten hinein und in dem himel garten[2]);
Sant Peter sprach: „o herre got,
daus ist ein arm nackete rot,
laß sie herein! es tut in not."
er sprach: „nein, Peter, laß sie daußen warten."
Als die landsknecht lang mußten daußen harren,
da fingens an zu fluchen und zu scharren;
sie fluchten sacrament, leiden und wunden.
sant Peter dise flüch nit kent,
meint, sie redten vom sacrament,
auch von des herren tod und ent;
dacht: frumer leut hab ich vor nie gefunden.

2. Sprach: „her! ich hab an diesem ort
von der nacketen rot gehort
so viel heiliger guter wort;
ach, laß sie rein und hab mit in gedulde."
Der her sprach: „du magsts laßen rein;
Du must mit in behangen sein[3]);
sie sind mutwillig allgemein.
geräts nit wol, so gib mir nit die schulde."
Sant Peter ließ sie ein mit freuden ganze,
ein landsknecht bracht dem andern ein umbschanze[4]),
darnach fiengen sie an zu hadern und zu balgen,
hauten einander lam und krum.
sant Peter zant[5]) sie an darum:
„was habt ir für ein umerdum[6])?
hebt euch wider hinaus an lichten galgen!"

3. Sie griffen tückisch in die wer,
sprachen: „hinaus bringst uns nit mer."
sant Peter raut der schimpf gar ser,
und diesen hochmut tet dem herren klagen.
der her sprach: „sagt ich dirs nit heut,
es weren frech mutwillig leut?

---

1) das gspor = die Spur. 2) fechten, betteln gehen. 3) sich befassen. 4) Würfelspiel. 5) anfahren. 6) Getümmel.

ge hin und eim engel gebeut
die trumen[1]) vor der himeltür zu schlagen,
und das er darmit einen lerman[2]) mache."
sant Peter verordnet balt dise sache.
sobalt die landsknecht erhorten die trumen,
loffens naus für des himels kor[3])
meinten, ein lerman wer darvor,
sant Peter balt beschloß das tor;
seit ist kein landsknecht in den himel kumen.

---

2. Sankt Peter mit der Geiß.

Schwank.

Da noch auf Erden ging Christus
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins Tags aus ein'm Dorf mit ihm ging,
Bei ein'r Wegscheid' Petrus anfing:
„O Herre Gott und Meister mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt, gleich wie es geht,
10 Wie Habakuk sagt, der Prophet:
Frevel und Gewalt geht vor Recht!
Der Gottlos' übervorteilt schlecht
Mit Schalkheit den Gerecht' und Frommen,
Auch könn' kein Recht zu End' mehr kommen.
Die Lehr'n gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Fisch' im Meer,
Da einer den andern verschlingt,
Der Bös' den Guten überwind't:
Des steht es übel allerenden
20 In obern und in niedern Ständen.
Des siehst du zu und schweigest still,
Als kümmre dich die Sach nicht viel
Und geh' dich eben glatt nichts an:
Könntst doch all Übel unterstahn[4]),
Nähmst recht in Hand die Herrschaft dein.
O sollt' ich ein Jahr Herrgott sein
Und sollt' Gewalt haben wie du,
Ich wollt' anders schauen dazu,
Führ'n ein viel besser Regiment
Auf dem Erdreich durch alle Ständ'; 30
Ich wollt' steuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand,
Wollt' anrichten ein ruhig Leben."
Der Herr sprach: „Petre, sag mir eben,
Meinst, du wolltst je besser regieren,
All' Ding' auf Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, Böse plagen?"
Sankt Peter thät hinwieder sagen:
„Ja, es müßt' in der Welt baß stehn,
Nicht also durcheinander gehn; 40
Ich wollt' viel besser Ordnung halten."
Der Herr sprach: „Nun, so mußt verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein;
Heut den Tag sollst du Herrgott sein.
Schaff und gebeut all's, was du willt,
Sei hart, streng, gütig oder mild,
Gieb aus den Fluch oder den Segen,
Gieb schön Wetter, Wind oder Regen,

---

1) Trommel. 2) Alarm, Lärm. 3) Wölbung. 4) verhindern, bekämpfen.

Du magst strafen oder belohnen,
50 Plagen, schützen oder verschonen:
In Summa mein ganz Regiment
Sei heut den Tag in deiner Händ!"
Damit reicht der Herr seinen Stab
Petro, den in sein' Hände gab.
Petrus war des gar wohlgemut,
Deucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in gar zerrißnem Kleid,
60 Die trieb ihr' Geiß hin auf die Weid'.
Da sie mit auf die Wegscheid' kam,
Sprach sie: „Geh hin in Gottes Nam!
Gott hüt' und schütz' dich immerdar,
Daß dir kein Übel widerfahr'
Von Wölfen oder Ungewitter,
Denn ich kann wahrlich je nicht mit dir;
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint[1]) ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden.
70 Nun geh hin, wo du Weid' thust finden;
Gott, der b'hüt' dich mit seiner Hand!"
Mit dem die Frau sich wieder wandt'
Ins Dorf; so ging die Geiß ihr Straß.
Der Herr zu Petro sagen was:
„Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du mußt dich ihr erbarmen,
Weil ja den Tag bist Herrgott du,
So stehet dir auch billig zu,
Daß du die Geiß nehmst in dein' Hut,
80 Wie sie von Herzen bitten thut,
Und behüt' sie den ganzen Tag,
Daß sie sich nicht verirr' im Hag,
Nicht fall', noch mög' gestohlen werden,
Noch sie zerreißen Wölf' noch Bären,
Daß auf den Abend wiederum
Die Geiß unbeschädigt heimkomm'
Der armen Frauen in ihr Haus;
Geh hin und richt die Sach wohl aus!"
Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiß in sein' Hut an dem Ort 90
Und trieb sie an die Weid' hindann.
Da fing Sankt Peters Unruh an.
Die Geiß war mutig, jung und frech
Und blieb drum gar nicht in der Näh',
Lief auf der Weide hin und wieder,
Stieg den Berg auf, den andern nieder
Und schlüpft' hin und her durch die Stauden.
Petrus mit Ächzen, Blasen, Schnauden[2])
Mußt' immer nachtrollen der Geiß,
Und schien die Sonn' gar überheiß; 100
Der Schweiß über sein'n Leib abrann.
Mit Unruh verzehrt der alt' Mann
Den Tag bis auf den Abend spat,
Machtlos, hellig[3]), ganz müd und matt
Die Geiß wiederum heim er bracht'.
Der Herr sah Petrum an und lacht',
Sprach: „Petre, willst mein Regiment
Noch länger han in deiner Händ?"
Petrus sprach: „Lieber Herre mein,
Nimm wieder hin den Stab nur dein 110
Und dein' G'walt; ich begehr' mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten;
Ich merk', daß mein' Weisheit kaum taugt,
Daß ich ein' Geiß regieren möcht'
Mit großer Angst, Müh und Arbeit.
O Herr, vergieb mir mein' Thorheit!
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb', nicht mehr reden ein."
Der Herr sprach: „Petre, dasselb' thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh, 120
Und vertrau' mir in meine Händ'
Das allmächtige Regiment."

1) heute Abend. 2) Schnaufen. 3) entkräftet.

Beschluß.

Diese Fabel ist von den Alten
Uns zur Vermahnung fürgehalten,
Daß der Mensch hie in dieser Zeit
Gotts unerforschlicher Weisheit
Und seiner allmächt'gen Gewalt,
Wie er Himmel und Erd' erhalt'
Und die verborgenlich regier',
130 Nach seinem Willen ordinier'
Alle Geschöpf und Kreatur
Als der allmächt'ge Schöpfer pur[1]),
Daß er der sag' Lob, Preis und Ehr,
Und forsch' danach nicht weiter mehr
Aus Fürwitz mutwillig und frech,
Warum dies oder das gescheh',
Warum Gott solch Übel verhäng',
Sein Straf' verzieh' sich in die Läng'
Und die Bosheit so ob laß schweben.
140 All solch' Gedanken kommen eben
Geflossen her aus Fleisch und Blut,
Das aus Thorheit urteilen thut
Und läßt sich dünken in den Sachen,
Es woll' ein Ding viel besser machen
Denn Gott selber in seinem Thron,
Und wenn es etwa not sollt' thun,
Sollt' er mit Müh, Not und Angst-
schweiß
Auch hier regier'n kaum eine Geiß.
O Mensch, erkenn' dein Unvermögen,
Daß dein' Weisheit und Kraft nicht 150
taugen
Nachzuforschen göttlichem Willen.
Laß den Glauben dein Herze stillen,
Daß Gott ohn' Ursache nichts thu,
Sondern aufs best', und sei zu Ruh.
Dergleich urteil' in dieser Zeit
Auch nicht die weltlich' Obrigkeit,
Als sollt' sie das thun und jen's
lassen,
Dieweil sie ist von Gott dermaßen
Zu regieren hie auserwählt,
Und dem Volk zu gut fürgestellt, 160
Daß sie Gottes Befehl' ausricht';
Und ob sie gleich dasselb' thut nicht,
Sondern eben das Widerspiel,
So ist es doch aus Gottes Will',
Zu Straf' der großen Sünde dein.
Sie wird tragen das Urteil sein,
Derhalb man's auch nicht urteil'n soll.
Bitten und beten mag man wohl,
Daß uns Gott woll' die Sünd' ver-
zeihen
Und seine Gunst und Gnad' verleihen 170
Der Obrigkeit im Regiment,
Weil ihr Herz steht in seiner Händ,
Auf daß Ruh und Fried auferwachs'
In christlicher G'mein', wünscht Hans
Sachs.

---

3. Die ungleichen Kinder Evä.

Schwank.

Die G'lehrten haben zugericht't
Vor Jahren ein lieblich Gedicht:
Nachdem einst Gott der Herr erschuf
All' Kreatur durch Wortes Ruf,
Er unserm Urvater Adam
Ein' Ripp' aus seiner Seite nahm,
Daraus Eva das Weib ihm baut'
Und sie Adam ehlich vertraut',
Gab ihnen seinen Segen wert,
Sprach: „Mehrt euch und erfüllt 10
die Erd'!"
Als aber sie nach dieser That
Nach des Satanas falschem Rat
Aßen von der verbotnen Speis',
Trieb sie Gott aus dem Paradeis,
Und waren in Gottes Ungnaden.

---

1) rein, allein.

Nach diesem verderblichen Schaden,
Baut' Adam die unfruchtbar' Erd'
Im Schweiß sein's Ang'sichts mit Beschwerd';
Eva aber, das Weib, fürwahr
20 In Schmerzen viel Kinder gebar.
Die waren einsteils schön und adlig,
Von feinen Gliedmaßen, untadlig,
Höflich, sinnreich und voll Geschick.
Doch hat viel Kinder sie voll Tück',
Wild, tölpisch, grob und ungestalt,
Ungleich den ersten Kindern halt.
Deshalb Eva, die Mutter klug,
Die schönen vorzog oft genug
Und hätt' sie gar hold, lieb und wert;
30 Ob jenen sie sich viel beschwert
Und mocht' um sie nicht Sorge tragen,
Weil sie war'n aus der Art geschlagen.
Nun der garstigen Kinder Zahl,
Der waren sehr viel überall,
Die ließ Eva gehn, wie sie gingen.

Aber kürzlich nach diesen Dingen
Der gütige, allmächt'ge Gott
Eva durch den Engel entbot,
Er wollt' zu ihr kommen hinaus,
40 Schau'n, wie auf Erden sie hielt haus
Mit ihren Kindern und Adam.
Bald Eva die Botschaft vernahm,
Da ward sie froh der Gottesgnaden,
Dacht', sein Kommen wird sein ohn' Schaden,
Sie kehrt und schmückt das ganze Haus
Mit Gras und Blumen überaus,
Steckt Maien auch in alle Gaden[1]),
Thät ihre schönen Kinder baden,
Strählen, flechten und schmückt sie dann,
50 Legt all'n neuwaschne Hemden an,
Thät ihnen fleißig auch anzeigen,
Wie sie sich höflich sollten neigen
Vor Gott dem Herrn und ihn empfangen,
Die Hand bieten, fein züchtig prangen.
Die andern Kinder ungestalt
Steckt' weg sie alle, jung und alt:
Ein Teil verbarg sie in die Streu,
Ein Teil vergrub sie in das Heu,
Ein Teil steckt' sie ins Ofenloch,
Denn sie fürcht' sehr, der Herre hoch 60
Werd' mit ihr haben seinen Spott
Ob dieser Zucht der garst'gen Rott'.
Als aber nun der Herre kam,
Die schönen Kinder allzusamm
Hätt' sie gestellet nacheinander;
Empfingen den Herrn miteinander,
Neigten sich höflich an dem End'[2])
Und boten artig ihm die Händ';
Sie knieten nieder schön alsdann
Und beteten den Herren an. 70
Nach dem der milde Herre gütig
Segnet die Kinder gar sanftmütig
Nacheinander in diesem End'
Und legt auf den ersten sein' Händ'
Und sagt zu ihm: „Du sollst auf Erden
Ein gewaltiger König werden
Und sollst halten in deiner Hand
Das Regiment ob allem Land."
Zum andern: „Du ein Fürst mal sei!"
Zum dritten: „Sei ein Graf du frei!" 80
Zum vierten: „Du ein Rittersmann!"
Zum fünften: „Sei ein Edelmann!
Regieren sollt ihr Leut und Land
Und haben stets die Oberhand."
Zum sechsten sprach er dann desgleich:
„Du aber sei ein Bürger reich!"
Zum siebenten: „Sei ein Kaufmann!
Groß Glück sollst du auf Erden han!"
Zum achten: „Du werd' wohlgelehrt,
Ein Doktor weis' und hochgeehrt!" 90
Gab also allen reichen Segen.

---

1) Gemächer. 2) Stelle, Ort.

Eva thät diese Ding' erwägen,
Weil der Herr so mit milder Gnad'
Die allesamt gesegnet hat,
Dacht': Ich will bringen auch herein
Die ungestalten Kinder mein,
So wird sich Gott noch mehr erbarmen
Der Ungestalten auch und Armen.
Lief 'naus und holt' auch aus dem Heu,
100 Aus der Krippe und aus der Streu
Und aus dem Ofenloch gar bald
Auch ihre Kinder ungestalt
Und führet sie hinein vor Gott,
Ein' struppige, unlust'ge Rott',
Grindig, verlaust, zerlumpt, befleckt,
Zerrissen, schmutzig, rußbedeckt,
Grob, ungeschickt, tölpisch und tapsig,
Unsauber, ohn' Zucht, bäurisch, flapsig.

Als der Herr sah den wilden Haufen
110 Da vor sich stehn, kreischen und schnaufen,
Da mußt' der Herr ob allen lachen,
Sprach: „Eva, was meinst mit den Sachen?"
Sie sprach: „Herr, gieb ihnen den Segen,
Weil du bist gütig allerwegen,
Laß sie ihr Wesen nicht entgelten.
Sie kommen zu den Leuten selten,
Deshalb lernen sie hier auf Erden
Nicht sehr viel höfliche Gebärden."
Der Herr sprach: „Dieses seh ich wohl;
120 Jedoch ich sie auch segnen soll
Durch meinen Geist an diesem End'."
Und legt' dem ersten auf sein' Händ'
Und sprach: „Du sollst werden ein Bauer,
Dein' Nahrung soll dir werden sauer,
Sollst andern Korn und Weizen bau'n."
Zum andern sprach er: „Du sollst traun
Ein Fischer sein, sollst fangen Fisch',
Die kommen auf der Herren Tisch."
„Sei Schmied!" thät er dem dritten sagen,
Mach Sensen, beschlag Roß und Wagen!" 130
Zum vierten sprach er: „Sei ein Gerber!"
Zum fünften dann: „Du sei ein Weber
Und wirk' Leinen und wollen Tuch!"
Zum sechsten: „Du mach Stiefel und Schuch!"
Zum siebenten: „Ein Schneider sei,
Mach Hosen und gut Wams dabei!"
Zum achten: „Sei ein Hafner[1]) du,
Mach Häfen[1]) und auch Krüg' dazu!"
Den neunten redet er auch an:
„Du aber sei ein Karrenmann!" 140
Dem zehnten gab er seinen Segen:
„Du bleib ein Schiffsmann allerwegen,
Daß du die Leut' fährst übern Rhein!"
Zum elften: „Sollst ein Bote sein,
Der Briefe hin und her thut tragen."
Und zu dem zwölften thät er sagen:
„Du aber sollst sein schlecht und recht,
Solang du lebest, ein Hausknecht!"
Als Eva höret diese Wort'
Und solchen Segen an dem Ort, 150
Da sprach sie: „Lieber Herre reich,
Wie teilest du so gar ungleich
Dein Segen? Wes zeihst du die Rott',
Daß du die Armen trittst in Kot,
Daß auf der ganzen Erd' allein
Sie soll'n der andern Fußschemel sein?
Weil ich die Kinder allzusamm
Geborn hab' meinem Mann Adam,
Drum sollt' dein guter Segen reich
Über sie alle kommen gleich." 160

1) Töpfer — Töpfe.

Der Herr sprach: „Eva, nimm Bericht,
Die Sach' verstehst du wahrlich nicht;
Du weißt, ich bin der ein'ge Gott,
Deshalb gebührt mir und ist not,
Daß ich versehe alles Land
Mit deinen Kindern obgenannt,
Mit Leuten zu den Regimenten,
Desgleichen zu den untern Ständen,
Auf daß sie miteinander wandern.
170 Kein Teil bestehn könnt' ohn' den andern.
Wenn sie all' Fürsten wär'n und Herrn,
Wer wollte bauen Korn und Kern?
Wer wollt' dreschen, mahl'n und backen,
Schmieden, weben und Schuh machen,
Zimmern, bauen, schnitzen und drehen,
Graben, gießen, schneiden und nähen?
Schau, zu dem allen ich erwähl'
Und einem jeden Stand zustell'
Leute, nachdem geschickt sie sein,
180 Denselben zu vertret'n allein,
Auf daß in allem Amt und Stand
Nichts werd' versäumt im ganzen Land,
Daß ein Stand den andern erhalt'.
Durch meine göttliche Gewalt
Sie alle doch ernähret werden,
Jeder in seinem Stand auf Erden,
Daß so alles Menschengeschlecht
Bleib' einverleibt einander recht,
Gleichwie in einem Leib die Glieder."
190 Da antwort' ihm Frau Eva wieder:
„Ach Herr, vergieb, ich war zu jäh.
Dein göttlicher Will' der gescheh
An den Kindern zu deiner Ehr';
Ich will dir nicht dreinreden mehr."

Beschluß:

Nun aus dieser lieblichen Fabel
Wir sehn wie aus einer Parabel,
Daß zu allen Geschäften heut
Man noch allzeit thut finden Leut'
In allen Ständen hin und wieder,
Sie seien hoch nun oder nieder. 200
Kein Stand noch Amt, so g'ring und schlecht[1]),
Man find't im menschlichen Geschlecht
Leut', die sich willig geben drein.
Dabei spürt man heimlich allein,
Wie Gott sie wunderbar regiert
Und also weislich ordiniert
All'Ständ', daß im Wesen besteh
Menschlich Geschlecht und ordentlich geh;
Wiewohl Obre und Unterthan
Unsrer Zeit gröblich fehlen dran, 210
Da keiner bleibt in dem Beruf,
Dazu ihn Gott der Herr erschuf,
Will nicht damit zufrieden sein,
Und drängt sich jeder weiter ein,
Dem Nächsten zu merklichem Schaden.
Damit sind all' Ständ' überladen,
Da einer stets den andern dringt,
Trügt, übervorteilt, schind't und zwingt
Ganz wider Gottes Ordenung.
Deshalb jetzt leidet alt und jung 220
Viel unbilligen Ungemachs;
Gott wend's zum besten, spricht Hans Sachs.

1) schlicht.

4. Der fahrende Schüler im Paradeis.

Fastnachtsspiel.

Die Bäurin
(geht herein und spricht:)

Ach wie muß seufzen ich voll Leid,
Wenn ich gedenk' vergangner Zeit,
Da noch lebet mein erster Mann,
Den ich je länger lieb gewann,
Desgleichen er mich wiederum,
Denn er war redlich, schlicht und frumm.
Mit ihm ist all mein' Freud' gestorben,
Wiewohl ein andrer mich erworben.
Der ist mein'm Ersten gar ungleich,
10 Er ist karg und will werden reich,
Er kratzt und spart zusamm das Gut,
Hab' bei ihm weder Freud' noch Mut [1]).
Gott lohn's noch meinem Mann, dem alten,
Der mich viel freundlicher thät halten;
Könnt' ich ihm etwas Gut's noch thun,
Ich wollt' halt säumen nicht und ruhn.

Der fahrende Schüler
(geht herein und spricht:)

Ach liebe Frau, ich komm' herein,
Bitt', laß mich dir befohlen sein
Mit deiner milden Hand und Gab';
20 Denn ich gar viel der Künste hab',
Die ich in Büchern hab' gelesen.
Bin in der weiten Welt gewesen,
Die voller Trug und Bosheit ist.
Ich bin ein fahr'nder Schüler, wißt,
Und fahr' im Lande her und hin.
Von Paris ich erst kommen bin
Jetzund etwa vor dreien Tagen.

Die Bäurin:

Seht, lieber Herr, was hör' ich sagen,
Kommt Ihr her aus dem Paradeis?
30 Eins muß ich fragen da mit Fleiß,
Habt Ihr mein' Mann nicht drin gesehen?
Der ist gestorben — ach, geschehen
Ist's fast vor einem ganzen Jahr, —
Der so redlich und bieder war;
Ich hoff', er sei dorthin gefahren.

Der fahrende Schüler:

Der Seelen viel darinnen waren.
Frau, saget, was hatt' Euer Mann
Im Tode denn für Kleider an?
Ob ich ihn daran möcht' erkennen.

Die Bäurin:

Die kann ich Euch gar balde nennen: 40
Er hatt' auf einen blauen Hut
Und ein Leilach, [2]) zwar nicht ganz gut,
Damit ward er ins Grab gelegt.
Kein' andre Kleidung sonst er trägt,
Wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Der fahrende Schüler:

O liebe Frau, ich kenn' ihn wohl,
Er geht dort 'rum ohn' Strümpf' und Schuh
Hat keine Hos' noch Hemd dazu,
Sondern wie man ihn legt' ins Grab;
Auf hat er seine blaue Kapp' 50
Und thut das Leilach um sich hüllen.
Wenn andre prassen und sich füllen,
Hat keinen Pfenn'g der arme Mann.
So sehnlich sieht er zu alsdann
Und muß nur von Almosen leben,
Was ihm die andern Seelen geben;
So elend geht er um fortan.

Die Bäurin:

Ach, bist so elend dort, mein Mann,
Hast nicht ein Pfennig du zum Bad?
Nun ist's mir leid, auch immer schad, 60

---

1) Frohsinn. 2) Linnenes Laken.

Daß du sollst solche Armut leiden.
Ach, lieber Herr, thut mich bescheiden,
Geht Ihr wieder ins Paradeis?

Der fahrende Schüler:

Morgen mach' ich mich auf die Reis'
Und komm' hinein in vierzehn Tagen.

Die Bäurin:

Ach, wollt Ihr etwas mit Euch tragen
Ins Paradeis für meinen Mann?

Der fahrende Schüler:

Ja, Frau, ich thu es gern, wohlan,
Doch was Ihr thun wollt, thut mit Eil'!

Die Bäurin:

70 Mein Herr, verzieht ein' kleine Weil,
Zusammen will das suchen ich.
(Sie geht hinaus.)

Der fahrende Schüler
(redet mit sich selbst und spricht:)

Das ist ein dumm Weib sicherlich
Und ist gleich eben recht für mich,
Wenn sie viel Gelds und Kleider brächt',
Das wär' mir alles gut und recht,
Wollt' mich bald damit trollen 'naus,
Eh daß der Bauer käm' ins Haus.
Er würd' mir sonst mein' Sach' verderben;
Ich hoff' den Alten zu beerben.

Die Bäurin
(bringt ihm ein Päckchen und spricht:)

80 Mein Herr, nun seid ein guter Bot',
Nehmt hin hier die zwölf Gülden rot,
Die ich lang' hab' gegraben ein
Da außen in dem Kuhstall mein,
Und nehmet auch das Päcklein an
Und bringt das alles meinem Mann
In jene Welt ins Paradeis,
Darin er finden wird mit Fleiß
Zu einem Rocke blaues Tuch,
Strümpfe, Joppen, Hemde und Bruch[1]),
Sein' Tasche, Stief'l, ein langes 90 Messer.
Sagt ihm, demnächst würd' es noch besser,
Ich will's an Geld nicht fehlen lassen.
Mein Herr, fördert Euch auf der Straßen,
Daß er bald aus der Armut komm',
Er ist stets redlich doch und fromm,
Mir noch der liebste von den Zweien.

Der fahrende Schüler
(nimmt das Päckchen und spricht:)

O wie wohl werd' ich ihn erfreuen,
Daß mit andern am Feiertag
Er eine Zeche trinken mag,
Auch spiel'n und andre Kurzweil 100 treiben.

Die Bäurin:

Mein Herr, wie lang werd't Ihr ausbleiben,
Daß Ihr mir bringet Botschaft wieder?

Der fahrende Schüler:

O ich komm' her so bald nicht wieder,
Denn der Weg ist gar bös und weit.

Die Bäurin:

Ja so möcht' in der Zwischenzeit
Es wieder ihm an Geld gebrechen
Zu baden, spielen, Wein zu zechen,
Bringt ihm auch diese böhm'schen Groschen.
Wenn wir erst haben ausgedroschen,
Kann ich bald wieder Geld abstehlen 110
Und das vor meinem Mann verhehlen,
Daß in dem Kuhstall ich's eingrab',
Wie ich auch dies behalten hab'.

1) Hosen.

Seht, nehmt zum Lohn den Thaler an
Und grüßt mir fleißig meinen Mann.
(Der fahrende Schüler geht ab.)

Die Bäurin
(hebt an laut zu singen:)

Bauermägdlein, laß dir's wohlgefallen!

Der Bauer
(kommt und spricht:)

Alte, wie du so fröhlich bist,
Sag mir bald, was die Ursach ist!

Die Bäurin:

Ach, lieber Mann, freu' dich mit mir,
120 Groß' Freud' hab' ich zu sagen dir.

Der Bauer:

Wer hat das Kalb ins Aug' geschlagen?[1])

Die Bäurin:

Ach, soll ich nicht von Wunder sagen?
Ein fahr'nder Schüler mir zum Frommen
Ist aus dem Paradeis herkommen,
Der hat mein Alten drin gesehen
Und thut auf seinen Eid gestehen,
Wie er dort leidet groß' Armut,
Hab' nichts denn seinen blauen Hut
Und das Leilach in jener Welt,
130 Weder Rock, Hosen oder Geld.
Das glaub' ich wohl, daß er nichts hab',
Als wie man ihn gelegt ins Grab.

Der Bauer:

Wollt'st nicht was schicken deinem Mann?

Die Bäurin:

O lieber Mann, hab's schon gethan,
Ihm geschickt unser blaues Tuch,
Strümpfe, Joppen, Hemd, Stiefel und Bruch,
Für einen Gulden auch klein Geld,
Daß er's ihm brächt' in jene Welt.

Der Bauer:

Ei, du hast recht daran gethan.
Wo ist hinauszogen der Mann, 140
Den du die Ding' hast tragen lassen?

Die Bäurin:

Er zog hinaus die untre Straßen;
Es trägt der Schüler hocherfahr'n
An seinem Hals ein gelbes Garn
Und das Päcklein auf seinem Rück.

Der Bauer:

Ei nun treff' dich alles Unglück,
Du hast zu wenig Geld ihm geben,
Er kann nicht lang wohl davon leben.
Geh, heiß mir's Roß satteln beizeiten,
Ich will ihm gehn eilends nachreiten, 150
Ihm noch ein zehen Gulden bringen.

Die Bäurin:

Mein Mann, hab Dank mit diesen Dingen,
Daß du dem Alten günstig noch.
Will's Gott, ich will's verdienen doch,
Dir auch nachschicken meine Schätz'.

Der Bauer:

Was braucht es viel unnütz Geschwätz?
Geh, heiß den Knecht satteln das Roß,
Eh daß der Fremde komm' ans Moos[2]).
(Die Bäurin geht hinaus.)

Der Bauer
(spricht zu sich selbst:)

Ach Gott, was hab' ich für ein Weib,
Die ist an Seel', Vernunft und Leib 160
Ein Taps, ein Stockfisch, halber Narr,
Ihrsgleich ist nicht in unsrer Pfarr,
Die sich läßt überreden leider
Und ihrem Mann schickt Geld und Kleider,
Der vor ein'm Jahr gestorben ist,
Durch des fahrenden Schülers List.
Ich reit' nach, thu ich ihn erjagen,

1) = Was ist denn Schlimmes vorgefallen? Hier im Scherz gesagt. 2) Moor.

So will ich ihm die Haut voll schlagen,
Ihn niederwerfen auf dem Feld,
170 Ihm wiedernehmen Zeug und Geld,
Damit will ich zu meiner Frau'n
Heimwärts und sie mit Fäusten hau'n,
Ihr braun und blau die Augen zeichnen,
Daß sie ihr' Thorheit nicht kann leugnen.
Ach, ich bin halt mit ihr verdorben.
Ach, daß ich hab' um sie geworben,
Das muß mich reuen all mein' Tag',
Ich wollt', sie hätt' Sankt Urbans Plag [1]).

Die Bäurin
(schreit draußen:)

Sitz auf, das Roß ist schon bereit,
180 Fahr hin, und daß dich Gott geleit'!
(Sie gehen beide ab.)

Der fahrende Schüler
(kommt mit dem Päckchen und spricht:)

Wohl hat gewollt das Glück mir heut,
Mir ist geraten gute Beut',
Daß ich's den Winter kaum verzehr'.
Hätt' ich der dummen Bäurinn' mehr,
Die mich schickten ins Paradeis!
Wär' schad, daß sie all' wären weis.
Botz Angst, ich seh dort wen von weitem
Auf einem Roß mir rasch nachreiten.
Ist's nicht der Bauer, ist's ein Wlach [2]),
190 Daß er mir's Zeug wieder absag'.
Ich will das Päcklein hier verstecken
Derweil in diese Dornenhecken.
Nun kann er doch mit seinem Roß
Nicht zu mir reiten in das Moos,
Er muß vor dem Graben absteigen.
Ja, er thut's gleich, nun will ich schweigen,
Mein Garn in Busen schieben frei,
Auf daß er mich nicht kenn' dabei,
Will lehnen mich an meinen Stab,
Als ob ich hier zu warten hab'. 200

Der Bauer
(kommt gespornt und spricht:)

Glück zu, mein lieb's Männlein, Glück zu!
Hast nicht ein'n sehen laufen du,
Hat ein gelb Strähnlein an dem Hals
Und trägt auf seinem Rück nachmals
Ein kleines Päcklein, das ist blau?

Der fahrende Schüler:

Ja, vorhin sah ich einen, schau,
Der übers Moos läuft nach dem Wald,
Er ist schon zu ereilen bald;
Jetzt geht er hinter jenen Sträuchen,
Mit Blasen, Schwitzen und mit Keuchen, 210
Denn er trägt an dem Pack so schwer.

Der Bauer:

Bei meinem Eid, 's ist eben der!
Mein lieb's Männlein, schau mir zum Roß,
So will zu Fuß ich übers Moos
Dem Böswicht nacheil'n und ihn bleuen,
Daß ihn sein Leben muß gereuen,
Er soll es beichten keinem Pfarren.

Der fahrende Schüler:

Ich muß auf einen Pfaffen harren,
Welcher nachher kommt in der Nähe.
Gern ich derweil zum Roß Euch sehe, 220
Bis daß Ihr thut herwieder lenken.

Der Bauer:

So will ich dir ein'n Kreuzer schenken.
Hüt', daß mir nicht wegläuft das Pferd.
(Der Bauer geht ab.)

Der fahrende Schüler:

Lauft hin, sorgt nur nicht um das Pferd,
Daß Ihr ein'n Schaden findet d

---

1) hitziges Fieber. 2) = Walche, Welscher, Fremder, Landfahrer.

Das Roß wird mir recht, lieber Mann.
Wie fröhlich scheint mir heut das Glück,
Vollkommen doch in allem Stück:
Die Frau giebt mir Rock, Strümpf' und Schuh,
230 So giebt der Mann das Roß dazu,
Daß statt zu gehn ich reiten kann.
O das ist ein barmherz'ger Mann,
Der geht zu Fuß, läßt mir den Gaul,
Er weiß wohl, daß ich bin stockfaul.
O daß der Bauer solcherweis
Auch stürb' und führ' ins Paradeis,
Ich wollt' gewiß von diesen Dingen
Ein' gute Beut' davon auch bringen.
Doch will ich nicht lang Mist[1]) da machen;
240 Denn käm' der Bauer zu den Sachen,
So schlüg' er mich im Feld danieder
Und nähm' mir Geld und Kleider wieder.
Will eilend auf den Gaul mich setzen
Und in das Paradeis 'nein hetzen,
Ins Wirtshaus, da die Hühner braten,
Den Bauer im Moos lassen waten.
(Der fahrende Schüler nimmt sein Päckchen und geht ab.)

Die Bäurin
(kommt und spricht:)

Ach, wie ist mein Mann so lang aus,
Daß er nicht wieder kommt nach Haus.
Ich fürcht', er hab' den Weg verfehlt,
250 Daß mein Alter nicht kriegt das Geld. —
Potz Mist, ich hör' den Hirten blasen;
Ich muß gehn, bald mein' Säu' 'nauslassen.
(Die Bäurin geht ab.)

Der Bauer
(kommt, sieht sich um und spricht:)

Potz Leichnam Angst, wo ist mein Pferd?
Ja, bin ich gut und ehrenwert,
So hat's der Böswicht fortgeritten,
Er scheint mir von tückischen Sitten,
Hat auch das Geld und Kleider hin.
Der größte Narr auf Erd' ich bin,
Dem Schalk zu trau'n, der so betrogen[2]).
Schau, dort kommt auch mein Weib herzogen, 260
Ich darf ihr wohl vom Roß nichts sagen,
Ich droht' zuvor, sie derb zu schlagen,
Daß sie so einfältig hätt' eben
Dem Spitzbuben das Zeug gegeben,
Und ich gab ihm doch selbst das Pferd;
Viel größrer Streich' wär ich wohl wert,
Weil ich mich klügern Sinnes achte.
Nach einer Ausred' ich jetzt trachte.

Die Bäurin
(kommt und spricht:)

Schau, bist zu Fuß du wiederkommen?
Hat er das Geld von dir genommen? 270

Der Bauer:

Ja, er klagt mir, der Weg wär' weit;
Auf daß er komm' in kurzer Zeit
Ins Paradeis, zu deinem Mann,
Das Pferd ich auch noch gab daran,
Daß er geritten komm' hinein
Und bring' auch's Pferd dem Manne dein.
Mein Weib, hab' ich nicht recht gethan?

Die Bäurin:

Ja, du mein herzenslieber Mann,
Erst jetzt merk' ich dein treues Herz.
Ich sag' dir das in keinem Scherz. 280
Wollt' Gott, daß du auch stürbest morgen,
Daß du nur sähest unverborgen,
Wie ich dir auch in gleicher Weis'
Nachschicken wollt' ins Paradeis;

---

1) Gerede. 2) betrügerisch.

Nichts ich so weit versteckt hätt',
Das ich dir nicht zuschicken thät:
Geld, Kleider, Kälber, Gäns' und Säu',
Daß du erkennst auch meine Treu,
Die ich dir allerwegen trag'.

Der Bauer:

290 Mein Weib, nichts von den Dingen sag',
Solch geistlich Ding soll heimlich sein.

Die Bäurin:

Schon kennt's die ganze Dorfgemein'.

Der Bauer:

Ei, wer hat's ihr gesagt so bald?

Die Bäurin:

Ei, eh du hin rittst in den Wald,
Sagt ich's von Anfang bis zu End',
Was meinem Mann ich hingesend't
Ins Paradeis, gar mit Andacht.
Ich mein', sie haben mein gelacht
Und alle sich gefreut mit mir.

Der Bauer:

300 Ei, das vergelt' der Teufel dir!
Sie haben all' nur dein gespott'.
Was hab' ich für ein Weib, o Gott! —
Geh 'nein, richt' eine Milch mir an!

Die Bäurin:

Ja, komm hernach, mein lieber Mann!

(Die Bäurin geht hinaus.)

Der Bauer

(beschließt:)

Der Mann kann wohl von Unglück sagen,
Der mit solch einem Weib erschlagen,
Ganz ohn' Verstand, Vernunft und Sinn,
Die wie ein dummes Tier geht hin,
Leichtgläubig, täppisch, unverschwiegen,
Der muß er recht im Zaume liegen, 310
Daß sie verwahrlos' nicht sein Gut.
Doch hat sie einen treuen Mut,
Kann er sie desto besser dulden;
Denn es kommt auch gar oft zu schulden,
Daß dem Mann auch entschlüpft ein Fuß,
Daß er dann Federn lassen muß,
Und Schaden leidet durch Betrug,
Daß er auch ist nicht weis genug.
Dann zieh man Schad' um Schaden ab,
Damit man Fried im Ehstand hab 320
Und kein' Uneinigkeit erwachs'.
Das wünscht uns allen stets Hans Sachs.

Das Volkslied.

1. [In Urschrift.]

1. Insbruck, ich muß dich laßen,
ich far dahin mein straßen,
in fremde land dohin,
mein freud ist mir genomen,
die ich nit weiß bekomen,
wo ich im ellend[1]) bin.

2. Groß leid muß ich jetzt tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten bulen[2]) mein.
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
daß ich muß von dannen sein.

1) ellend = andres Land, Fremde.
2) Geliebter und Geliebte.

3. Mein trost ob allen weiben,
dein tu ich ewig bleiben,
stet, treu, der eren frum[1]).
nun muß dich Got bewaren,
in aller tugent sparen[2]),
biß daß ich wider kum.

2.

1. Ach Gott, wie weh thut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt.
So trab ich über die Heiden
Und traure zu aller Stund.
Der Stunden, der sind also viel,
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

2. Thät mir ein Gärtlein bauen
Von Veil und grünem Klee;
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Ist mir erfror'n bei Sonnenschein
Ein Kraut Je länger je lieber,
Ein Blümlein Vergiß nicht mein.

3. Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine.
Ihr Mündlein, das ist zart,
Ihr' Äuglein, die sind hübsch und fein.
Wann ich an sie gedenke,
Wie gern ich bei ihr wollt' sein!

4. Mich dünkt in all mein Sinnen,
Und wenn ich bei ihr bin,
Se sei eine Kaiserinne,
Kein lieber ich nimmer gewinn.
Hat mir mein junges Herz erfreut;
Wenn ich an sie gedenke,
Verschwunden ist mir mein Leid.

3.

1. Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin,
Ich weiß aber nicht, was ich so traurig bin;
Vielleicht ist er tot und liegt in guter Ruh,
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.

2. Als ich mit meinem Schatz in die Kirch' wollt' gehn,
Viel falsche, falsche Zungen unter der Thüre stehn,
Die eine red't dies, die andere red't das,
Das macht mir gar oft die Äugelein naß.

3. Die Disteln und die Dornen, die stechen also sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch viel mehr;
Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß
Als heimliche Liebe, die niemand nicht weiß.

4. Ach herzlieber Schatz, ich bitte dich noch eins,
Du wollest auch bei meiner Begräbnis sein,
Bei meiner Begräbnis bis ins kühle Grab,
Dieweil ich dich so treulich geliebet hab.

---

1) Die Gesetze der Ehre treu beobachtend, ehrenhaft. 2) erhalten.

5. Ach Gott, was hat mein Vater und Mutter gethan;
Sie haben mich gezwungen zu einem ehelichen Mann,
Zu einem ehelichen Mann, den ich nicht geliebt,
Das macht mir ja mein Herz so betrübt.

---

4. [In Urschrift.]

1. Den liebsten bulen, den ich han,
der leit beim wirt im keller;
er hat ein hölzens röcklein an,
er heißt der muscateller.
er hat mich nechten trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
Got geb im heint ein gute nacht!

2. Von diesem bulen, den ich mein,
wil ich dir bald eins bringen;
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das Blut, gibt freien mut,
alls durch sein kraft und eigenschaft.
nu grüß dich Got, mein rebensaft!

5.

1. Man sagt wohl: in dem Maien,
Da sind die Brünnlein gsund,
Ich glaubs nit, bei mein Treuen,
Es schwenkt eim nur den Mund

2. Und thut im Magen schweben
Drumb will mirs auch nit ein,
Ich lob die edlen Reben,
Die bringen uns gut Wein.

3. Nu bis mir Gott willkommen,
Du edler Rebensaft!
Ich hab gar wohl vernommen:
Du bringst mir süße Kraft,

4. Läßt mir mein Gmüt nit sinken
Und stärkst das Herze mein,
Drumb wöllen wir dich trinken
Und alle fröhlich sein.

6.

1. Grün ist der Mai,
Mit mancherlei
Schönen Blümlein gezieret
Sind Berg und Thal,
Drin überall,
Mit sonderm Fleiß geführet,
Viel kalte Brünnlein rauschen,
Drauf die Waldvöglein lauschen.

2. Des Menschen Gmüt,
Darzu Geblüt,
Soll sich gleichfalls ergötzen
Zu dieser Zeit,
Mit Lust und Freud
Sich von dem Maien letzen
Und bitten Gott gar eben,
Er wöll weiter Gnad geben.

---

7. Der Schwanenritter.

1. O sag' mir an, Frau Mutter lieb!
Wo treff' ich denn den Vater mein?
„Laß ab, mein Sohn, du quälest sehr,
Weiß ich denn, wo der Vater dein?"

2. Wo ist denn wohl sein Heimatland?
Sag' an, daß ich ihn suchen kann. —
„Sein Heimatland ist unbekannt,
Weiß nicht, wohin er sich gewandt."

3. Wie kam er denn hier in das Land?
Frau Mutter lieb, mach' es bekannt;
Damit ich kenn' den Vater mein,
Damit ich sein mag kundig sein.

4. „Ich stand am Fenster im Gemach
Und weinte meinem Vater nach,
Da schwamm ein Schifflein auf dem Rhein,
Ein stolzer Ritter stand darein.

5. Er lenkte an der Hand den Schwan,
Ein gülden Kettlein glänzte dran.
Der Schwan, er schwamm dem Ufer zu.
Der Ritter grüßt in stolzer Ruh.

6. Der Ritter trug ein gülden Schwert,
Das war die halbe Grafschaft wert;
Ein Hörnelein von rotem Gold,
Das hing um seinen Nacken hold.

7. Am Finger glänzte ihm ein Ring,
Der über alle Kleinod ging;
Der Ritter führt ein blanken Schild,
Sechs Königsstäbe drauf gebild't." —

8. O Mutter, das ist seltne Mär'!
Kannst du mir sagen gar nichts mehr? —
„Ich kann dir sagen nur dies ein':
Das macht, daß ich jetzt immer wein'.

9. Dem Vater ich geloben sollt',
Daß ich ihn nicht erfragen wollt',
Von wo er zu mir kommen ist;
Doch frug ich ihn zu jener Frist.

10. Die Frag' hat ihn getrieben fort,
Doch dacht' er seiner Kinder dort.
Er ließ dir Schild, er ließ dir Schwert,
Sein ganzes Erb' ist dir beschert.

11. Dem Bruder dein gab er sein Horn,
Der Gau zu Clev' ist ihm erkor'n;
Dem jüngsten Bruder ward der Ring,
Das Land von Hessen er empfing.

12. Mir aber ließ der Ehgemahl
Nichts sonst zurück als Leid und Qual;
Wer einmal ihn geliebt so sehr,
Der kann ihn nie vergessen mehr."

8. Der nächtliche Reiter.

1. Es stehn die Stern' am Himmel,
Es scheint der Mond so hell,
Die Toten reiten schnell.

2. „Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang bei dir sein.

3. Der Hahn, der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

4. Weit bin ich hergeritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

5. Herzallerliebste meine,
Komm, setz dich auf mein Pferd,
Der Weg ist Reitens wert.

6. Dort drin im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

7. Auf einer grünen Heide,
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

8. Laß mich nicht lang' mehr warten!
Komm, Schatz, zu mir herauf,
Weil fort geht unser Lauf.

9. Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Toten reiten schnell."

10. „Wo willst mich denn hinführen?
Ach Gott, was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

11. Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Haus, es ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

12. Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag!"

9. Die zwei Königskinder.

1. Es waren zwei edel Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

2. „Ach Liebster, kannst du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir,
Drei Kerzchen will ich anzünden,
Die sollen auch leuchten dir."

3. Das hört ein loses Nönnchen,
Das thut, als wenn es schlief',
Es thut die Kerzlein ausblasen,
Der Jüngling ertrank so tief.

4. Und als der Jüngling zu Grunde ging,
Sie schrieen und weinten so sehr,
Sie ging mit weinenden Augen
Wohl vor der Mutter Thür.

5. „Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh,
Laß mich ein wenig spazieren
Wohl an die tiefe See."

6. „Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Weck' deine jüngste Schwester,
Und die soll mit dir gehn."

7. „Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt ja alle die Blümelein,
Die auf grüner Heide sind."

8. „Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn,
Ruf deinen jüngsten Bruder,
Und der soll mit dir gehn."

9. „Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Bruder ist noch ein Kind,
Er schießt ja alle die Vögelein,
Die auf grüner Heide sind."

10. Die Mutter ging zur Kirche,
Die Tochter ging ihren Gang,
Sie ging so lang spazieren,
Bis sie einen Fischer fand.

11. „Ach Fischer, liebster Fischer,
Willst du verdienen Lohn,
So senk' dein Netz ins Wasser,
Fisch' mir den Königssohn."

12. Er senkte sein Netz ins Wasser
Und nahm sie in den Kahn,
Er fischt' und fischte so lange,
Bis sie den Königssohn sahn!

13. Was nahm sie von ihrem Haupte?
Eine goldne Königskron'.
„Sieh da, vieledler Fischer,
Da ist dein verdienter Lohn."

14. Was zog sie von ihrem Finger?
Ein Ringlein von Gold so rot.
„Sieh da, du armer Fischer,
Kauf' deinen Kindern Brot."

15. Sie schloß ihn in die Arme,
Küßt ihm den bleichen Mund:
„Ach Mündlein, könntest du sprechen,
So wäre mein Herz gesund.“

16. Sie schloß ihn an ihr Herze
Und sprang mit ihm ins Meer:
„Gute Nacht, mein Vater und Mutter,
Ihr seht mich nimmermehr.“

17. Da hörte man Glöcklein läuten,
Da hörte man Jammer und Not,
Hier liegen zwei Königskinder,
Die sind alle beide tot.

---

10. Das Schloß in Österreich.

1. Es liegt ein Schloß in Österreich,
Das ist ganz wohl gebauet
Von Silber und von rotem Gold,
Mit Marmorstein gemauert.

2. Darinnen liegt ein junger Knab
Auf seinen Hals gefangen
Wohl vierzig Klafter unter der Erd
Bei Ottern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
Wohl vor den Turm gegangen:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Wie hart liegst du gefangen!“

4. „Ach Vater, liebster Vater mein,
So hart lieg ich gefangen
Wohl vierzig Klafter unter der Erd
Bei Ottern und bei Schlangen.“

5. Sein Vater zu dem Herrn hinging,
Sprach: „Gebt mir los den Gefangnen,
Dreihundert Gulden geben wir
Wohl für des Knaben Leben.“

6. „Dreihundert Gulden, die helfen Euch nicht,
Der Knabe, der muß sterben;
Er trägt von Gold eine Kett' am Hals,
Die bringt ihn um sein Leben.“

7. „Trägt er von Gold eine Kett' am Hals,
Die hat er nicht gestohlen;
Hat ihm ein zart Jungfrau verehrt,
Dabei sie ihn erzogen.“

8. Man bracht' den Knaben aus dem Turm,
Gab ihm die Sakramente.
„Hilf, reicher Christ vom Himmel hoch,
Es geht mit mir am Ende.“

9. Man bracht' ihn zum Gericht hinaus,
Die Leiter muß er steigen.
„Ach Meister, liebster Meister[1]) mein,
Laßt mir eine kleine Weile!“

10. „Eine kleine Weile laß ich dir nicht,
Du möchtest mir entrinnen.
Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Daß ich seine Augen verbinde.“

11. „Ach, meine Augen verbinde mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen;
Ich seh sie heut und nimmer mehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen.“

12. Sein Vater beim Gerichte stand,
Sein Herz wollt' ihm zerbrechen.
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Deinen Tod will ich schon rächen.“

13. „Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Tod sollt Ihr nicht rächen,
Brächt' meiner Seele schwere Pein,
Um Unschuld will ich sterben.

1) Scharfrichter.

14. Es ist nicht um das Leben mein,
Noch um meinen stolzen Leib;
Es ist um meine Frau Mutter daheim,
Die weinet allzu sehre."

15. Es stund kaum an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel,
Sprach: „Nehmt ihn vom Gerichte ab,
Sonst wird die Stadt versinken."

16. Es währet kaum ein halbes Jahr,
Der Tod, der ward gerochen;
Es wurden auf dreihundert Mann
Des Knaben wegen erstochen.

17. Wer ist's, der uns dies Liedlein sang?
So frei ist es gesungen:
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zů Wien in Österreiche.

---

11. Lied der Landsknechte. [In Urschrift.]

1. Was sol ich aber heben an
aufs best so ichs gelernet han?
ein neues lied zu singen.
faladeridum.

2. Der könig aus Hispania
vil hauptleut tut er schicken da,
sie sollen im knecht schreiben[1].
faladeridum.

3. Sie kamen gen Augspurg zur hant,
zu uns her in das schwabenlant,
vil volk sie da bekommen.
faladeridum.

4. Man bescheidt uns zum kaiserwaßer[2],
da wir hinziehen solten aus,
die mustrung da zu haben.
faladeridum.

5. Da hat man gericht das regiment,
schwuren wir gänzlich an dem end,
beim fänlein da zu bleiben.
faladeridum.

6. Da zogen wir ins Welschland nein,
da gab man uns ein süßen wein,
dazu ein saure suppen.
faladeridum.

7. Wir zogen über den vogelberg[3]) recht,
es kostet manchen stolzen knecht,
das haben wir inne worden.
ach Got, das klag ich dir!

8. Da kamen wir gen Pontremoli[4]),
man gab uns ein hart semmelin,
die konnten wir nicht eßen.
faladeridum.

9. Da zogen wir in Portugal,
wir haben kein gelt überal,
dazu auch keine kleider.
faladeridum.

10. Diser krieg hat jetzund gewärt
drei monat, wie ich hab gehört;
nicht vil sind widerkommen.
ach Got, das klag ich dir!

---

1) Soldaten ausheben. 2) Lech oder Donau 3) Alpenkette in der Nähe des Gotthard. 4) Ort im nördlichen Apennin.

11. Der könig aus Hispania
sechs maulesel er schicket da,
die trugen königstaler,
erfreuet die armen knecht.

12. Die hauptleut all in einer summ
betrogen die armen knecht darum.
Got wolls an inen rächen.
ach Got, das klag ich dir!

13. Dises lied uns selbst hat gemacht
Hans Bauhof, der in einer schlacht
in Welschland ist umbkommen.
saladeridum.

---

12. Sickingen.

1523.

1. Drei Fürsten[1]) han sich einst bedacht;
Han viel der Landsknecht zusammen bracht,
Für Landstuhl sind sie zogen
Mit Büchsen viel und Kriegeswat[2]);
Den Franzen soll man loben, ja loben.

2. Zu Landstuhl er sich finden ließ,
Das bracht den Fürsten kein Verdrieß,
Sie huben an zu schießen,
Der Pfalzgraf ihm hofieren[3]) hieß:
Darob hätt' Franz Verdrießen, ja Verdrießen.

3. An einem Freitag es beschah,
Daß man den Löwen[4]) treffen sah
Die Mau'r zu Landstuhl erste[5]).
Der Franz mit Trauren darzu sprach:
„Erbarm das Gott der Herre, ja Herre!"

4. Die Fürsten waren wohlgemut,
Sie schossen in das Schloß so gut,
Den Franzen thätens treffen,
Vergossen ward sein edles Blut.
Ich will sein nit vergessen, vergessen.

5. Und als der Franz geschossen ward,
Behend das Schloß er übergab,
Den Fürsten thät er schreiben:
Für seine Landsknecht er sie bat,
Er mocht nit länger bleiben, ja bleiben.

6. Die Fürsten kamen in das Schloß
Mit Knechten zu Fuß und auch zu Roß,
Den Franzen thätens finden.
Er redt mit ihnen ohn Verdruß,
Die Wahrheit will ich singen, ja singen.

7. Als nun die Red ein Ende nahm,
Da starb von Stund der werte Mann,
Das muß doch Gott erbarmen!
Kein besser Krieger ins Land nie kam,
Er hats gar viel erfahren, erfahren.

8. Er hat die Landsknecht all geliebt,
Hat ihnen gemachet gut Geschirr[6]),
Darum ist er zu loben;
Sein Samen ist noch bei uns hie,
Es bleibt nit ungerochen, ungerochen.

9. Die Fürsten zogen weiter dann
Gen Drachenfels, also genannt,
Das haben sie verbrennet;
Gott tröst' den Franzen lobesan!
Sein Land wird gar zertrennet, zertrennet.

---

1) Die Kurfürsten von Trier, von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen. 2) Kleidung, Rüstung. 3) wartete ihm auf, ironisch für: belagerte ihn. 4) ein Geschütz. 5) am ersten Tage der Beschießung. 6) Hat sie gut verpflegt.

10. Also will ich's beleiben lan,
Es möcht noch kosten manchen Mann.
Ich will nit weiter singen.
Gefällt vielleicht nit jedermann,
Wir müssen bald von hinnen, von
hinnen.

11. Der uns das Liedlein neus gesang,
Ein Landsknecht ist ers ja genannt,
Er hat es wohl gesungen:
Die Sach ist ihm gar wohl bekannt,
Von Landstuhl ist er kommen, ja
kommen.

Das Kirchenlied nach Luther.

1. [In Urschrift.]

1. O welt, ich muß dich laßen
und far dahin mein straßen
ins vaterland hinein.
irdisch freud ist mir gnommen,
die ich nicht mer bger zu bekommen,
weil ich in elend bin.

2. Groß leid muß ich jetzt tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten herren mein:
ach Got, nu laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
weil ich so arm muß sein!

3. Mein trost in allen leiden,
von dir sol mich nicht scheiden
kein not in dieser welt,
kein armut sein so schwere,
mein sin und all mein bgere
zu dir allein gestellt.

2. Ein geistlich Tagelied. [In Urschrift.]

1. Wachet auf, ruft uns die stimme
der wächter ser hoch auf der zinnen,
wach auf, du stat Jerusalem!
mitternacht heißt dise stunde.
sie rufen uns mit hellem munde:
wo seid ir klugen jungfrauen?
wol auf, der bräutgam kömt,
stet auf, die lampe nimt,
halleluja,
macht euch bereit zu der hochzeit!
ihr müßet im entgegen gen.

2. Zion hört die wächter singen,
das herz tut ir vor freuden springen,
sie wachet und stet eilend auf.
ir freund komt vom himmel prächtig,
von gnaden stark, von warheit mächtig,
ir liecht wird hell, ir stern get auf.
nu kom, du werde kron,
herr Jesu, Gottes son!
Hosianna.
wir folgen all zum freudensal
und halten mit das abendmal.

3. Gloria sei dir gesungen
mit menschen und englischen zungen,
mit harfen und mit cymbaln schön!
von zwölf perlen sind die pforten
an deiner stat, wir sind consorten
der engeln hoch umb deinen tron.
kein aug hat je gespürt,
kein or hat mer gehört
solche freude.
des sind wir fro, jo, jo, jo, jo,
ewig in dulci jubilo!

Philipp Nicolai.

3.

1. Allein Gott in der Höh sei Ehr
Und Dank für seine Gnade,
Darum daß nun und nimmermehr
Uns rühren kann kein Schade.
Ein Wohlgefalln Gott an uns hat,
Nun ist groß Fried ohn Unterlaß,
All Fehd hat nun ein Ende.

2. Wir loben, preisn, anbeten dich
Für deine Ehr, wir danken,
Daß du, Gott Vater, ewiglich
Regierst ohn alles Wanken.
Ganz ungemessn ist deine Macht,
Fort gschieht, was dein Will hat bedacht.
Wohl uns des feinen Herren!

3. O Jesu Christ, Sohn eingeborn
Deines himmlischen Vaters,
Versöhner der, die warn verlorn,
Du Stiller unsres Haders,
Lamm Gottes, heilger Herr und Gott,
Nimm an die Bitt von unsrer Not,
Erbarm dich unser aller!

4. O heilger Geist, du größtes Gut,
Du allrheilsamster Tröster,
Vor's Teufels Gwalt fortan behüt,
Die Jesus Christ erlöset
Durch große Martr und bittern Tod;
Abwend all unsern Jammr und Not,
Darauf wir uns verlassen.

Nikolaus Decius.

Paul Fleming.

Paul Fleming wurde 1609 zu Hartenstein im sächsischen Vogtlande geboren. Nachdem er die Thomasschule zu Leipzig besucht hatte, studierte er ebenda Medizin und gab schon als Student Beweise seiner reichen dichterischen Begabung, sodaß er die Universität als gekrönter kaiserlicher Poet verließ. Die Not, welche während des dreißigjährigen Krieges auch über sein Heimatland hereinbrach, bestimmte ihn, sich als Arzt einer Gesandtschaft anzuschließen, welche der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein nach Rußland und Persien schickte. Die großen Anstrengungen der beiden Reisen, welche sechs Jahre in Anspruch nahmen, hatten seine Gesundheit untergraben, sodaß er bald nach seiner Rückkehr im Jahre 1640 in Hamburg starb, wo er sich als Arzt niederlassen wollte.

Unter Flemings **geistlichen** Gedichten ist das Reiselied: „In allen meinen Thaten", das er zur eigenen Stärkung und Tröstung vor dem Aufbruch nach Persien dichtete, am bekanntesten geworden und noch heute in unsern Gesangbüchern erhalten. Von seinen **weltlichen Liedern** (patriotische Lieder, Liebeslieder, Gelegenheitsgedichte) verdienen Erwähnung: „Das getreue Herz" — „An sich" — „Grabschrift".

1. Geistliches Lied. [In Urschrift.]

1. Laß dich nur nichts nicht tauren
mit trauren!
Sey stille!
Wie Gott es fügt,
So sey vergnügt
mein Wille.

2. Was wilst du heute sorgen
auff morgen?
der eine
steht allem für,
der gibt auch dir
das deine.

3. Sey nur in allen Handel
ohn Wandel,
Steh feste!
Was Gott beschleust,
das ist und heist
das beste.

2. Ode. Nach des VI. Psalmens Weise.

1. In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rat und That.

2. Nichts ist es, spat und frühe,
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

3. Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist;
Ich nehm' es, wie er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Das hab auch ich erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

5. Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urteil sprechen
Und haben noch Geduld.

6. Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt;
Sein Segen wird mir lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

7. Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorte, so auch hier.

8. Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begehr.

9. Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen
Und wissen fast nicht wie.

10. Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen:
So tröstet mich sein Wort.

11. Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängnis gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

12. Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut;
Es sei heut oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

13. Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüte
Nicht was Vergeblich's zu:
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

14. Indes wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, sein;
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

15. So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Rat.

3. Das getreue Herz.

1. Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

2. Läuft das Glücke gleich zuzeiten
Anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft streiten
Wider alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

3. Sein Vergnügen steht alleine
In des andern Redlichkeit,
Hält des andern Not für seine,
Weicht nicht auch bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichtum, das zerstäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke:
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

5. Eins ist da sein und geschieden:
Ein getreues Herze hält,
Giebt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Ich bin froh bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

6. Nichts ist süßers, als zwei Treue,
Wenn sie eines worden sein.
Dies ist's, des ich mich erfreue,
Und sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

4. Grabschrift.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich,

Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien,[1]) dies ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu er seinem Feinde!
Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Paul Gerhardt.

Paul Gerhardt, in Gräfenhainichen bei Wittenberg 1607 geboren, besuchte zuerst die Fürstenschule zu Grimma und studierte dann auf der Universität zu Wittenberg Theologie. Die Kriegswirren verzögerten seine Anstellung, sodaß er bereits über 40 Jahre alt noch in Berlin als Hauslehrer lebte. Dann wurde er Geistlicher in Mittenwalde und Berlin. Da er sich dem Religionsedikt des großen Kurfürsten, welcher die dogmatischen Streitigkeiten, namentlich „das unkirchliche Verketzern, Verlästern und Verdammen" Andersgläubiger untersagte, nicht unterwarf, wurde er seines Amtes entsetzt. Eine Zeit lang lebte er noch in Berlin, von seiner Gemeinde unterstützt, dann fand er eine Anstellung als Pfarrer zu Lübben an der Spree, wo er 1676 starb.

Paul Gerhardt ist nächst Luther der größte kirchliche Lyriker, und seine Dichtungen sind Gemeingut des christlichen Volkes geworden. Unter seinen 131 geistlichen Liedern sind besonders hervorzuheben: „Wach auf, mein Herz, und singe" — „Die güldne Sonne voll Freud und Wonne" — „Ich singe dir mit Herz und Mund" — „Befiehl du deine Wege" — „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Nun ruhen alle Wälder", sowie das Sommerlied: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud." (Sächs. Landesgesangbuch Nr. 464. 449. 278. 575. 105. 487. 495.)

1. An das Angesicht des Herrn Jesu. [In Urschrift.]

1. O Haupt vol Blut und Wunden,
Voll Schmertz und voller Hohn,
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornen-Krohn,
O Haupt, sonst schön geziehret
Mit höchster Ehr und Ziehr,
Jetzt aber höchst schimpfieret:
Gegrüßet seyst du mir!

---

1) Beiname der Musen nach Klaros, einer ionischen Stadt Kleinasiens, in der Nähe von Ephesus.

2. Du edles Angesichte,
Dafür sonst schrickt und scheut
Das grosse Welt-Gewichte,
Wie bist du so bespeyt?
Wie bist du so erbleichet?
Wer hat dein Augenlicht,
Dem sonst kein Licht nicht gleichet,
So schändlich zugericht?

3. Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und gantz vergangen;
Des blaßen Todes Macht
Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Krafft.

4. Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich hab es selbst verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her! hier steh ich Armer,
Der Zorn verdienet hat:
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad!

5. Erkenne mich, mein Hüter!
Mein Hirte, nim mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel guts gethan:
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süßer Kost;
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmels-Lust.

6. Ich will hier bei dir stehen:
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wann dir dein Hertze bricht;
Wann dein Haupt wird erblaßen
Im letzten Todesstoß,
Alsdann will ich dich faßen
In meinen Arm und Schooß.

7. Es dient zu meinen Freuden
Und kömmt mir hertzlich wol,
Wann ich in deinem Leyden,
Mein Heyl, mich finden sol.
Ach möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Creutze hier
Mein Leben von mir geben!
Wie wol geschähe mir!

8. Ich dancke dir von Hertzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deines Todes Schmertzen,
Da dus so gut gemeint.
Ach gib, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu',
Und wann ich nun erkalte,
In dir mein Ende sey!

9. Wann ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wann ich den Tod sol leyden,
So tritt du dann herfür!
Wann mir am allerbängsten
Wird umb das Hertze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Krafft deiner Angst und Pein!

10. Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Creutzes-Noht!
Da wil ich nach dir blicken:
Da wil ich Glaubens voll
Dich fest an mein Hertz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wol.

2. Morgenlied.

1. Die güldne Sonne voll Freud' und Wonne
Bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Haupt und Glieder, die lagen darnieder,
Aber nun steh' ich, bin munter und fröhlich,
Schaue den Himmel mit meinem Gesicht.

2. Mein Auge schauet, was Gott gebauet
Zu seinen Ehren und uns zu lehren,
Wie sein Vermögen sei mächtig und groß,
Und wo die Frommen dann sollen hinkommen,
Wann sie mit Frieden von hinnen geschieden
Aus dieser Erden vergänglichem Schoß.

3. Lasset uns singen, dem Schöpfer bringen
Güter und Gaben! Was wir nur haben,
Alles sei Gotte zum Opfer gesetzt.
Die besten Güter sind unsre Gemüter,
Dankbare Lieder sind Weihrauch und Widder,
An welchen er sich am meisten ergötzt.

4. Abend und Morgen sind seine Sorgen,
Segnen und mehren, Unglück verwehren
Sind seine Werke und Thaten allein.
Wenn wir uns legen, so ist er zugegen;
Wenn wir aufstehen, so läßt er aufgehen
Über uns seiner Barmherzigkeit Schein.

5. Ich hab' erhoben zu dir hoch droben
All meine Sinnen: laß mein Beginnen
Ohn' allen Anstoß und glücklich ergehn.
Laster und Schande, des Lucifers Bande,
Fallen und Tücke treib ferne zurücke,
Laß mich auf deinen Geboten bestehn.

6. Laß mich mit Freuden ohn' alles Neiden
Sehen den Segen, den du wirst legen
In meines Bruders und Näheften Haus.
Geiziges Brennen, unchristliches Rennen
Nach Gut mit Sünde, das tilge geschwinde
Von meinem Herzen und wirf es hinaus.

7. Menschliches Wesen, was ist's gewesen?
In einer Stunde geht es zu Grunde,
Sobald das Lüftlein des Todes drein bläst:

Alles in allen muß brechen und fallen;
Himmel und Erden, die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschaffung gewest.

8. Alles vergehet, Gott aber stehet
Ohn' alles Wanken; seine Gedanken,
Sein Wort und Willen hat ewigen Grund:
Sein Heil und Gnaden, die nehmen nicht Schaden,
Heilen im Herzen die tödlichen Schmerzen,
Halten uns zeitlich und ewig gesund.

9. Gott, meine Krone, vergieb und schone,
Laß meine Schulden in Gnad und Hulden
Aus deinen Augen sein abgewandt.
Sonsten regiere mich, lenke und führe,
Wie dir's gefället; ich habe gestellet
Alles in deine Beliebung und Hand.

10. Willst du mir geben, womit mein Leben
Ich kann ernähren, so laß mich hören
Allzeit im Herzen dies heilige Wort:
Gott ist das Größte, das Schönste und Beste,
Gott ist das Süßte und Allergewißte,
Aus allen Schätzen der edelste Hort.

11. Willst du mich kränken, mit Gallen tränken,
Und soll von Plagen ich auch was tragen,
Wohlan, so mach es, wie dir es beliebt!
Was gut und tüchtig, was schädlich und nichtig
Meinem Gebeine, das weißt du alleine,
Hast niemals keinen zu sehre betrübt.

12. Kreuz und Elende, das nimmt ein Ende;
Nach Meeresbrausen und Windessausen
Leuchtet der Sonnen gewünschtes Gesicht.
Freude die Fülle und selige Stille
Hab ich zu warten im himmlischen Garten;
Dahin sind meine Gedanken gericht.

Christian Fürchtegott Gellert.

Geboren 1715 zu Hainichen bei Freiberg, gestorben 1769 in Leipzig. Auf der Fürstenschule zu Meißen vorgebildet, besuchte er die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philosophie studierte; danach wurde er

Professor an der Universität und hielt Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral. Er schrieb Erzählungen, Fabeln, geistliche Oden und Lieder, Lehrgedichte, Lustspiele, Abhandlungen und Briefe. Der Bauer und sein Sohn, Der Reisende s. Teil I, 216. 217, Der Maler, Der Blinde und der Lahme, Der Tanzbär II, 233. 239.

1. Die Ehre Gottes aus der Natur.

1. Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre;
   Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
   Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

2. Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
   Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
   Und läuft den Weg gleich als ein Held.

3. Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
   Die die Natur dir aufgestellt!
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
   Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

4. Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
   Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre!
   „Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.

5. Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
   An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
   Dein Gott und Vater ewiglich.

6. Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
   Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüte
   Und nimm an meiner Gnade teil!"

---

2. Bitten.

1. Gott, deine Güte reicht so weit,
Soweit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit
Und eilst, uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort,
Denn ich will vor dir beten.

2. Ich bitte nicht um Überfluß
Und Schätze dieser Erden;
Laß mir, soviel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden!
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen!

3. Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigentum
Laß mich nur nicht verlieren!
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht
Und frommer Freunde Liebe.

4. So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben;
Im Glücke Demut, Mut in Not,
Das wollest du mir geben!
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden!

---

3. Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und läßt ihn nichts als teures Elend schmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
10 Aus reichem Überfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre, —
Als dies Damokles einst gethan,
Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:
„So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?"
„Von Herzen gern!" fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
20 Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink — so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes wert zu sein.

Ein Wort — so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
30 Schätzt sich Damokles für beglückt.
„O Hoheit, ruft er aus, könnt' ich dich ewig schmecken!"
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
40 Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
„Ach! fängt er zitternd an zu schreien,
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!"

---

4. Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
10 Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* * *

„Was sprecht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."
„Nicht doch, Gevatter! nicht, Ihr irrt;
Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit —"
„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
Versteht Ihr mich? Ich will's Euch lehren,
20 Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;

Das Recht, das soll den Ausspruch thun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und drückt den spitzen Hut die Quere.
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet zu der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
30 War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.
Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herr Glimpfen.
40 „Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden;)
50 O! dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden."
„Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euern Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
60 Von mir verloren worden ist!
Ich will Euch Eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren."
Glimpf reitet fort. „Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich Euch versprach."

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird vollgeschrieben;
Das halbe Dorf muß in das Amt;
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,
70 Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.
Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun gered't, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.
Manch widrig Urteil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
80 Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen;
Doch —"
„Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen."
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urteil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
90 Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O! ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

---

5. Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier, spricht er, sind sie alle beide;
10 Doch welcher wird der schöne Sänger sein?

Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
„Der, spricht er, muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann." —
Sagt, ob man im gemeinen Leben
20 Nicht oft wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
30 Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

6. Der Jüngling und der Greis.

„Wie fang' ich's an, um mich empor zu schwingen?
Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel, fing er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, soviel ich weiß.
Seid tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war.
Seid weise, Sohn! Den Niedrigsten auf Erden
10 Ist's oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen."
„Doch sie sind schwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft."
„Gut, sprach der Greis, wollt Ihr ein leichtres wählen,
So seid ein Narr; auch Narren steigen oft."

III.

Die Blütezeit der neuhochdeutschen Litteratur.

Von Klopstock bis zu Goethes Tode.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfährt das deutsche Geistesleben, das bis dahin noch in engenden Schranken sich bewegte, von verschiedenen Kräften gehoben einen machtvollen Aufschwung. Hatte der Mangel an eigenen Ruhmesthaten und die dem Auslande gezollte übermäßige Bewunderung das Vaterlandsgefühl in langem Schlummer gehalten, so wird nunmehr durch die glänzenden Kriegsthaten Friedrichs des Großen, der persönlich allerdings noch in französischer Bildung befangen war, das nationale Empfinden belebt, das deutsche Selbstgefühl gehoben und ein nationaler Gehalt in unsere Poesie getragen. Eine freiheitliche Erhebung über den Wust tiefgewurzelter Anschauungen giebt sich kund; den Bahnen scharfer Denker folgend macht sich wissenschaftliche, kritische Forschung und ein kraftvoller Trieb nach Aufklärung geltend. Dies führt, irrige Anschauungen beseitigend, zu bedeutsamen Fortschritten auf mancherlei Gebieten und bricht die Fesseln, welche den Aufschwung der Poesie bisher gehemmt hatten. Sind auch die Vertreter dieser neuen Strömung, die großen Denker und Dichter, Kinder ihrer Zeit, und stehen sie teilweis noch unter deren mannigfachem Einfluß, so ist es doch ihr Genius, der sie zu selbständigem Schaffen des Neuen und Mustergiltigen führt.

So stellt sich die deutsche Dichtung gewissermaßen auf eigene Füße und schlägt neue Bahnen ein, die zu den höchsten Zielen der Kunst leiten sollten. Zwar ist der neue Aufschwung unserer Poesie auch durch fremde Einflüsse mit bedingt, vor allem wird das deutsche Geistesleben durch das neu erschlossene, in seiner Bedeutung jetzt erst voll erkannte klassische Altertum befruchtet und bereichert, und auch Frankreich und England bleiben nicht ohne Einwirkung; doch wahren unsere Dichter diesen Einflüssen gegenüber ihre volle Selbständigkeit und vermögen das deutsche Fühlen und Denken in seiner Eigenart zu vollendetem Ausdruck zu bringen.

Der erste Dichter, welcher die nüchterne Regelmäßigkeit und Plattheit durchbrach, die seit Opitz wie ein Bann auf unserer Poesie lag und namentlich von Gottsched gehütet und gepflegt wurde, war Klopstock.

Dieser schuf eine neue dichterische Sprache von gewaltiger Kraft und Schönheit und befreite unsre Dichtung, indem er den Alexandriner und den Reim verwarf, von den Fesseln, welche bisher die freie Entfaltung derselben gehindert hatten. Mit dem Erscheinen der ersten drei Gesänge des Messias von Klopstock im Jahre 1748 nahm die zweite Blüteperiode unsrer Dichtung ihren Anfang. Gleichzeitig mit Klopstock trat Lessing auf, welcher die wahren Gesetze poetischer Schönheit aus den Werken der Griechen und Römer entwickelte und dieselben durch seine kritische Thätigkeit in genialer Weise zur Geltung brachte, während Wieland der Dichtersprache Anmut und Glätte der Form zu geben wußte.

In Klopstocks Bahnen ging namentlich der Göttinger Dichterbund weiter. Im Jahre 1772 fanden sich in Göttingen, ähnlich wie früher in Halle und Leipzig, einige talentvolle junge Männer zusammen, welche lyrische Gedichte zu der Zeitschrift „Göttinger Musenalmanach“ lieferten und sich aus Begeisterung für die vaterländische Poesie zu einem förmlichen Bunde vereinigten. Diesen nannten sie den Hain, weil bei Klopstock der Eichenhain als das Sinnbild der vaterländischen Dichtung gepriesen wurde im Gegensatz zu dem Hügel, d. i. dem Parnaß, dem Sinnbild der griechischen Dichtung, und weil sie dementsprechend in einem Haine den Bund innigster Freundschaft geschlossen hatten. Gott, Vaterland, Tugend und Freiheit waren hauptsächlich die Ideale, die sie in ihrer einen frischen, volksmäßigen Ton anschlagenden Dichtung verkündigten. Ihr Meister, zu dem sie mit außerordentlicher Verehrung aufblickten, war Klopstock; um so heftiger verfolgten sie Wieland, in dem sie den Vertreter alles Unwahren, Unsittlichen und Undeutschen sahen. Johann Heinrich Voß, der an der Herausgabe des Musenalmanachs sich beteiligte, und Gottfried August Bürger waren die bedeutendsten dichterischen Kräfte, die diesem Kreise angehörten. Außer ihnen sind namentlich noch die Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, Ludwig Hölty, Martin Miller und Johann Anton Leisewitz zu nennen. An sie schloß sich, ohne in den Bund aufgenommen zu sein, später Matthias Claudius an.

Das immer stärker hervortretende Bestreben, alles, was in Leben, Sitte und Denkart sich in den Bahnen des Hergebrachten bewegte, zu bekämpfen, alle Regeln und Gesetze zu beseitigen und dieselben durch die Eingebungen des Genies zu ersetzen, führte auf dem Gebiete der Poesie zu einer Zeit wirrer Gärung. Etwas durchaus Neues und Ursprüngliches wollte man schaffen, und Originalität und Genialität wurden die Losungsworte der Zeit, die etwa die Jahre 1767—1780 umfaßt und daher die Periode der Original- und Kraftgenies oder nach einem Drama von Maximilian von Klinger, einem Jugendfreunde Goethes, die Sturm- und Drangperiode heißt. Als höchstes Vorbild erschien der Britte Shakespeare, weil man ihn für regellos hielt; auch auf die Urdichtung,

auf das Volkslied, auf den altschottischen Sänger Ossian und den Griechen Homer ging man zurück. Freilich artete bei den meisten Anhängern dieser Richtung die Originalität in Regellosigkeit und Zügellosigkeit aus, und manches Talent ging in diesem wüsten Treiben zu Grunde. Außer Klinger gehörten zu diesem Kreise Friedrich Müller, gewöhnlich Maler Müller genannt, Reinhold Lenz, der unter die Straßburger Freunde Goethes zählte, sowie Christian Schubart, ein schwäbischer Dichter, der vom Herzog Karl Eugen von Württemberg zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg gefangen gehalten wurde, und von dessen Dichtungen die Fürstengruft, Hymnus auf Friedrich den Großen und der ewige Jude zu erwähnen sind.

Aber auch unsere großen Dichter Herder, Goethe und Schiller gingen durch die Sturm- und Drangperiode hindurch. Diese erkannten jedoch bald die Irrwege, auf welchen sie sich befanden, und kehrten zu Maß und Gesetz zurück, ohne doch dadurch etwas von der genialen Kraft ihrer Begabung zu verlieren. Herder erschloß zuerst das Verständnis für die Naturwahrheit und für das Volkstümliche der Dichtung und wies nachdrücklich auf die natürlichen Gesetze aller Poesie hin, wie sie sich in dem jedem Volke eigenen Geiste offenbaren; er führte weiter und ergänzte, was Lessing begonnen hatte. Während Herder aber, wie Lessing, mehr eine kritische und gelehrte Thätigkeit entfaltete, traten in Goethe und Schiller die größten Dichter unsres Volkes auf, welche das gesamte Gebiet unsrer Poesie und Prosa beherrschten und nach allen Richtungen zur höchsten Vollendung führten. Sie stellen das klassische Zeitalter unsrer Litteratur dar, ein wahrhaft gottbegnadetes Dichterpaar, an dessen unsterblichen Werken die Herzen der Zeitgenossen sich entzündeten und die Nachwelt immer aufs neue sich begeistern muß. Sie wurden die Führer und Lehrer im Reiche des Schönen, und wenn auch Gegenströmungen nicht ausblieben, so lenkte doch, um Licht und Leben zu empfangen, der deutsche Dichtergeist der Folgezeit und voll Bewunderung auch das Ausland seine Blicke stets zu diesem glänzenden Doppelgestirn am Himmel unsrer Poesie zurück.

Klopstock.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde den 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren. 1739 trat er in die Fürstenschule zu Pforta ein, und hier bereits versuchte er sich in Oden, Liedern und Schäfergedichten, zu denen er bald die lateinische oder griechische, bald die deutsche Sprache verwendete. Hier entwarf er auch den Plan zu einem Epos, in dem er anfangs Heinrich I. als Retter Deutschlands besingen wollte. Veranlaßt aber durch die Lektüre des „Verlorenen Paradieses“ von Milton, das er in der Übersetzung Bodmers kennen lernte, wählte er sich den Messias

zum Helden seiner Dichtung, und auf der Universität in Jena, die er 1745 bezog, schrieb er die drei ersten Gesänge in Prosa nieder, da ihm keine der damals in der epischen Poesie üblichen Versarten zusagte. In Leipzig, wohin er 1746 übergesiedelt war, entschied er sich für den Hexameter, und in dieser Versform erschienen die drei ersten Gesänge 1748 in den „Bremer Beiträgen" und erregten ein ungewöhnliches Aufsehen. Eine hiernach übernommene Hauslehrerstelle in Langensalza gab er wegen einer unerwidert gebliebenen Liebe auf und folgte der Einladung des für ihn begeisterten Schweizers Bodmer. Acht Monate verlebte Klopstock in Zürich, einen Teil dieser Zeit als Gast im Hause Bodmers und in regem Verkehr mit den neugewonnenen Freunden, denen er die Ode „Der Zürcher See" widmete. 1751 wurde Klopstock von König Friedrich V. von Dänemark nach Kopenhagen berufen, der ihm ein Jahresgehalt bewilligte, damit er in unabhängiger und sorgenfreier Stellung seine Dichtung „Messias" vollenden könne. In Kopenhagen verheiratete sich der Dichter mit Meta Moller, die er in seinen Oden als „Cidli" feiert, die er aber frühzeitig durch den Tod verlor. Nur zeitweise unterbrach Klopstock seinen Aufenthalt in der dänischen Hauptstadt, und hier in glücklicher Muße arbeitete er nicht bloß an seinem Messias weiter, sondern es entstanden auch zahlreiche Oden, zwei der biblischen Trauerspiele („Der Tod Adams" und „Salomo") und das vaterländische Schauspiel „Hermanns Schlacht", das er dem Kaiser Joseph II. widmete. 1771 verließ Klopstock Kopenhagen und ging unter Beibehaltung seiner Pension und mit dem Titel eines dänischen Legationsrates nach Hamburg, wo er mit wenigen Unterbrechungen seine letzten Lebensjahre zubrachte. Am 14. März 1803 starb er in Hamburg und wurde in Ottensen bei Altona mit fürstlichen Ehren bestattet.

Das Hauptwerk Klopstocks ist der „Messias", ein religiöses Epos in 20 Gesängen, das er 1745 begann und 1773 vollendete. Die ersten Gesänge wurden mit großer Begeisterung aufgenommen. Man bewunderte die anschauliche, kräftige, bilderreiche Sprache, die unter den Händen des Dichters eine ungekannte Bildsamkeit gewann, man wurde von dem tief religiösen Sinn, dem die Dichtung entstammte, von dem Schwunge der Phantasie und der Gewalt der Empfindung, die sich in ihr aussprach, ergriffen. Allein so groß auch das Verlangen war, mit dem alle der Vollendung des Werkes entgegensahen, so schwächte sich die Teilnahme, je weiter die Dichtung fortschritt, umsomehr ab. Die Ursache dafür war, daß der Schauplatz der Dichtung meist ein überirdischer, unsichtbarer war (Himmel und Hölle), der sich sinnlich nicht vorstellen ließ, und daß auch die Gestalten der Dichtung nicht lebensvoll genug waren. Sodann fehlt es der Dichtung auch an Handlung; lange Schilderungen, Reden, Gespräche verzögern ihren Fortgang und geben dem Epos ein allzu lyrisches Gepräge.

Wenn nun auch Klopstock seinen Ruhm durch die ersten Gesänge des Messias begründete, so liegt doch seine Größe auf dem Gebiete der lyrischen Poesie. Das zeigt sich am deutlichsten in seinen Oden. In diesen sprechen sich die Empfindungen eines von der Religion erfüllten, von einer reinen und ernsten Liebe entzündeten, für Freundschaft, Natur und Vaterland schlagenden Herzens aus. In Hinsicht auf die Form waren Pindar und Horaz die Muster Klopstocks. Er vermied den Reim, der seit Otfried als unerläßliche Form der Dichtkunst gegolten, und schrieb seine Oden in den lyrischen Strophenformen der genannten klassischen Dichter oder in freien, denselben nachgebildeten reimlosen Strophen.

Den Reim verwandte Klopstock nur in seinen geistlichen Liedern, von denen die bekanntesten sind: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh" — „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh" — „Selig sind des Himmels Erben".

Auch Dramen hat Klopstock geschrieben, und er wählte den Stoff zu diesen ebenfalls vorherrschend lyrischen Charakter tragenden Dichtungen teils aus der Bibel („Der Tod Adams", „Salomo", „David"), teils aus der vaterländischen Geschichte („Hermanns Schlacht", „Hermann und die Fürsten", „Hermanns Tod"). Die letztgenannten Dramen sind in Prosa geschrieben, die nur von den Chorgesängen der Barden unterbrochen wird. Klopstock gab denselben den Namen Bardiete, in unrichtiger Deutung des von Tacitus überlieferten barditus, aus dem der Dichter fälschlich auf das Vorhandensein eines Sängerstandes bei den alten Germanen schloß.

1. Der Messias.

Das Thema der Dichtung spricht der Dichter in den vier ersten Versen aus:

„Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat."

Die Dichtung umfaßt die Ereignisse aus dem Leben des Heilands von seinem Einzuge in Jerusalem bis zu seiner Himmelfahrt. Aber Klopstock hat sich nicht auf die einfachen Thatsachen beschränkt, wie sie die Evangelien erzählen, sondern dieselben poetisch erweitert und selbsterfundene Begebenheiten in großer Zahl eingeflochten, wie z. B. die Episode von der Begegnung der Portia, der Gattin des Pilatus, mit Maria, der Mutter Jesu, die Schilderung der ersten Christen u. a. m.

Das Versmaß der Dichtung, der griechisch-lateinische Hexameter, welcher durch Klopstock und mehr noch durch Voß besondere Verwendung und Pflege fand, besteht aus 6 Daktylen, deren letzter einer Kürze entbehrt, und an deren Stelle mit Ausnahme des 5. Fußes gleichwertige

Spondeen (im Deutschen auch Trochäen) treten können. Der Vers zerfällt durch eine Cäsur in zwei ungleiche Teile; auf die Länge des dritten Fußes folgend, heißt die Cäsur die männliche, nach der ersten Kürze desselben Fußes heißt sie die weibliche; auch im vierten Versfuß kann die Cäsur sich befinden, der dann eine leichtere Cäsur im zweiten Fuße vorangeht. Versbild:

– ⏕ – ⏕ – | ⏕ – ⏕ – ⏑ ⏑ – ⏓
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑

Aus dem 14. Gesange.[1])

Und sie waren durch eines herüberhängenden Hügels
Schatten gegangen. Des Weges gewendete Krümmungen zeigten
Seitwärts jetzo den schattenden Hang. Dort sahen sie langsam
Einen Wanderer kommen. Erhabnes, männliches Ansehns
War der Fremdling und schien in ernstes Denken verloren.

Kleophas:

„Laß uns langsamer gehn, Matthias! Vielleicht daß der Fremdling
Unser Gefährt' wird und uns das trauernde Herz mit Gesprächen
Seiner Weisheit erquickt. Denn weise scheint er und edel."

Matthias:

„Was, o Kleophas, hilft uns seine Weisheit, wofern er
10 Nicht von Jesus mit uns sich unterredet?" Indem kommt
Ihnen der Wanderer nach und grüßt sie mit Liebe. Mit Ehrfurcht
Grüßen sie ihn.

Wanderer:

„Wo gehet ihr hin?"

Kleophas:

„Nach Emaus."

Wanderer:

„Darf ich
Euer Gefährt' sein? Ich gehe durch Emaus."

Kleophas:

„Sei, o du Teurer!
Sei, wir bitten dich, unser Gefährt'."

Wanderer:

„Was spracht ihr so feurig
Untereinander? Ich sah's, ganz hingen an diesen Gesprächen
Eure Seelen und waren voll Traurigkeit." Kleophas sagte:
„Ach, was konnten wir sprechen? Bist du es allein, der nicht wisse,
Was in Jerusalem diese Zeit des Trauerns geschehn ist?

1) Vergl. Luk. 24, 13—32.

Wanderer:

„Was geschah denn?“

Kleophas:

„O Fremdling, du kennest also, du kennest
20 Jesus von Nazareth nicht, den Propheten Gottes, der mächtig
Vor dem Herrn und dem Volke durch Wunder und himmlische Weisheit,
Der ein göttlicher Mann war? Allein, ach, unsere Herrscher
Haben, entflammt von dem Grimme, der Wut der untersten Hölle,
Ihn gegriffen und ihn dem Heiden Pilatus zum Tode
Übergeben. Der hat sein Todesurteil gesprochen,
Hat — o, dürft' ich die Art des furchtbaren Todes nicht nennen —
Ihn gekreuziget! Fordere nicht, daß ich wieder die Wunden
Meiner Seel' aufreiße, dir seinen Tod zu beschreiben,
Wie er schwebt' an dem Kreuze, und wie der Hügel sein Blut trank,
30 Wie er bleich und erstarrt um Hilf', um Hilfe zu Gott rief! —
Ach, wir hofften auf ihn und hielten ihn für den Messias.
Israel, hofften wir, sollt' er erlösen. Und über das alles
Brach der dritte der Tage schon an, seit dieses geschehn ist.“
Und Matthias begann: „Auch haben die Weiber der Unsern
Uns erschreckt. Heut gingen sie in der Frühe zum Grabe;
Seinen Leichnam fanden sie nicht. Sie kamen mit Zittern,
Hatten Gesicht der Engel gesehn, die sagten, er lebe.
Ach, wir vermochten nicht uns zu freuen. Einige gingen
Auch zu dem Grab und fanden es offen und ohne den Toten.“ —
40 Jetzo kamen sie unter umschattende Palmen. Der Wandrer
Sah sie mit der Erhabenheit an, die Größe der Seele
Und nicht Stolz ist, und sprach mit der mächtigen Stimme der Wahrheit:
„Ihr Unweisen und langsamen, harten Herzen, zu glauben,
Dem zu glauben, was euch die Propheten verkündiget haben!
Mußte nicht dies der Messias leiden und nach der Vollendung
Seiner Leiden, erst dann, zu seiner Herrlichkeit eingehn?“
Mit Erstaunen sahn sie sich an, mit bebender Ehrfurcht
Ihn. Gern hätten sie ihn, doch nur Augenblicke, verlassen
Und von ihm miteinander gesprochen. Ihr trüberes Auge
50 Wurde Licht und begegnete sich mit feurigen Fragen:
„O, wer ist er, wer ist, der unsere Seele mit Ehrfurcht
Und mit Staunen erfüllt?“ Doch hatt' er nur angefangen
Über sie durch die Gewalt der siegenden Wahrheit zu herrschen.
Wie ein Sturm, der beginnt, mit gehaltner Stärke noch wehet,
Noch den kühleren Wald nicht ganz füllt — Stille ruhet
Noch in seinen Thalen, noch liegen blässere Schatten;
Ganz ist die Sonne noch nicht von des Sturmes Wolken umnachtet, —
Also begann ihr erhabner Gefährt'. Nicht lang', und er führte

Sie in die Tiefen der Offenbarung hinab. Den Messias
60 Zeiget' er ihnen, ein Redner Gottes, in jeder der Tiefen.
Sie vermochten nicht mehr zu widerstehen. So reißt sich
Durch den Wald der stärkere Sturm. Die Bäume des Waldes
Zittern, rauschen mit Ungestüm alle, beugen sich alle
Vor dem herrschenden Sturm, der Donnerwolken und Fluten
Himmelstürzender Meere von Berge treibet zu Berge.
Und sie standen ermattet und baten um Ruh und wischten
Sich den Schweiß von der glühenden Stirn. „Mann Gottes — wir kennen
Zwar dich nicht; doch bist du, o, den wir mit Ehrfurcht anschaun,
Wahrlich ein göttlicher Mann — bleib, ach, und laß an der Kühle
70 Dieser Quell' uns ruhn!" Sie setzten sich nebeneinander,
Gegen sie über der göttliche Fremdling. Er redet' jetzt sanfter,
Redete von der Liebe des Sohns zu den Menschen, der Liebe
Seiner Menschen zu ihm. Sie dachten des großen Hirten
Tod mit heiterer Seele, gelabt von inniger Ruhe.
Wie auf einen strahlenden Tag sich die Abenddämmrung
Luftiger über die Müden geußt, so goß er Erquickung
In ihr Herz. „Und liebt ihr ihn auch?" Dies fragt' er sie jetzo.
„Sollten wir ihn nicht lieben?" Sie sprachen's mit eilender Stimme.

Wanderer:

„Habt ihr ihn immer geliebt?"

Kleophas und Matthias:

„Wir verließen ihn, als sie zum Tod ihn
80 Führten, hinauf zu dem Kreuz, das verstummende Lamm zum Altare!
Da verließen wir ihn!"

Wanderer:

„Doch jetzo, da ihr es wisset,
Daß er um euretwillen gestorben ist, wolltet ihr jetzo
Auch um seinetwillen, wenn er es forderte, sterben?" —

Kleophas und Matthias:

„O du Teurer, wir hoffen zu Gott, der Liebende würd' uns
Stärken, daß wir es könnten! Allein — o zürne, mit Ehrfurcht
Fragen wir, zürne nicht — ist er auferstanden? — Du weißt ja
Alles von ihm — und dürfen wir uns, Mann Gottes, des Heils freun,
Jesus Christus wiederzusehn?"

Der Wanderer sagte:

„Josephs Brüder erkannten ihn nicht. Doch der Wonn' und des Weinens
90 Selige Stunde kam, und Joseph vermochte nicht länger
Sich zu halten und weinete laut." Er sagt' es, erhub sich,
Ging. Sie folgten ihm freudig erschrocken, in Zweifel verloren,

Was sie glauben, nicht glauben sollten. Er war's ja doch selbst nicht!
Aber ein Engel vielleicht? Sie standen wieder. „Ach, dürfen
Wir noch einmal, o du, den wir nicht kennen, dich fragen?
Zwar nicht kennen, doch den wir unaussprechlich verehren,
Unaussprechlicher lieben! Wer bist du? sage, wer bist du?
Aber wir dürfen dich nicht umarmen! O, sag es uns: Bist du
Einer der Engel vielleicht, die am Grabe erschienen?"

Wanderer:

„Umarmt mich!"
100 Und sie umarmten ihn lang' und weineten ihm an dem Halse.
Endlich nahten sie Emaus.

Wanderer:

„Ihr Geliebten, ich gehe
Nun zu den Meinen." So sprach ihr Begleiter. „Ihr sehet, mein Weg zieht
Hier durch Emaus sich."

Matthias und Kleophas:

„O bleib bei uns, du Geliebter,
Sieh, es will Abend werden, der Tag hat schon sich geneiget."
Und sie hielten ihn zitternd bei beiden Händen und baten.

Wanderer:

„Laßt mich, die Meinen sind fern, und sie warten meiner mit Schmerze!"

Matthias und Kleophas:

„Sie, Mann Gottes, haben dich immer. Du siehst ja, wie herzlich
Wir dich lieben; o bleib! Und warum wolltest du, Teurer,
In die Gefahren der Nacht dich begeben? Auch mußt du von Jesus
110 Noch mit uns reden. O bleib bei uns!"

Wanderer:

„So will ich denn bleiben,
Meine Brüder." Kleophas dankt, mit Freud' in den Blicken,
Nicht mit Worten, und eilet voran, ein Mahl zu bereiten.

Matthias:

„Kleophas hat, so heißt mein Gefährt', der redliche Jüngling,
Seine Hütt' in Emaus, die an der Pforte der Schatten
Dichter Bäume bedeckt. Ein reiner, labender Quell rinnt,
Wo der Schatten am luftigsten kühlt. Er eilte, das sah ich,
Etwas Speise für uns zu bereiten und unsere Herzen
Mit dem Wenigen, das er hat, zu erquicken. O stiller,
Heiterer Abend nach dieser Angst, den Tagen des Trauerns!
120 Und o Dank dir, göttlicher Mann! Du würdigst uns, kehrest
Ein bei uns, verachtest die niedrige Hütte der Einfalt

Und der Dürftigkeit nicht. Da Jesus Christus noch lebte,
War er, wie du, ein Menschenfreund, so zur Demut im Staube
Nieder sich ließ und gern mit seiner Weisheit uns labte.
Aber ich schweige von ihm; denn über alles erhaben,
Was ich von ihm zu sagen vermag, war Jesus Christus.
Engel dieneten ihm. Doch seiner Niedrigkeit Ursach
Scheint mir erstaunlicher, als mir seine Niedrigkeit selbst schien.
Aber also geschah des Ewigen Wille. Den Vätern
130 Hat er schon die Tiefen des künftigen Wunders eröffnet.
Möcht' ich mein Leben mit dir, Mann Gottes, leben, und möchtest
Du mich lehren, wie ich es dem himmlischen Sündeversöhner
Recht nach meiner Seele Verlangen heiligen könnte!
Denn ach, dauernden Dank, den innigsten, liebevollsten,
Herzlichsten Dank verdienet von uns, der unsere Sünde
Also versöhnt und bis zu diesem Tode geliebt hat."

Und schon nahten sie Kleophas' Hütte. Sie sahn, er entschöpfte
Wasser zum Trinken der Mündung des Quells, dann setzt' er es eilend
Bei sich nieder und wusch balsamische, duftende Kräuter.
140 Seine Hand umflossen mitabgerissene Blumen;
Einige glitten hinab mit des werdenden Baches Gelispel.
Aber er sah Matthias und sah den göttlichen Fremdling
Nahn, sprang eiliger auf: „Sei mir, Mann Gottes, willkommen!
Alle dein Segen, mit dem der Herr dich segnete, gehe,
Du Mann Gottes, mit dir in meine Hütte!" Matthias
Folgt' und trug das Gefäß und darin die lebende Quelle
Mit der träufelnden Kräuter Erfrischung. Kleophas hatte
Schon den unbelasteten Tisch mit dem ganzen Reichtum
Seiner Hütte besetzt, mit Milch und Honig und Feigen
150 Und mit stärkendem Brot und herzerfreuendem Weine,
Hatte die Teppiche schon umhergebreitet. Sie legten
Sich zu dem Mahle, der Fremdling allein, sie gegen ihn über.
Und der Fremdling begann auf sie sein Auge zu richten
Ernst und freudig. Mit Ruhe, mit Dank, mit fei'rlichem Anstand
Hielt er das Brot — so pflegt' es Jesus zu halten — er blickte
Still gen Himmel — so pflegte gen Himmel Jesus zu blicken —
Und sie starrten sich an und ihn. Er betete. Jesus'
War die Stimme des Betenden, und auf einmal das Antlitz
Jesus' Christus' des Betenden Antlitz. Er betete also:

160 „Unser Vater im Himmel sei für die Gabe gepriesen,
Die er mild uns gab, den dürftigen Leib zu erhalten!
Vielen scheint sie gering; doch hat mit eben der Allmacht,
Welche die Himmel erschuf, sie unser Vater bereitet."

Ach, auch seine Worte sogar! Da sanken, vor Freude
Bleich, sie nieder, mit anzubeten. Er redete wieder:
„Preis sei ihm! Er rufte der Sonn', uns zu leuchten, dem Monde,
Von der Stirne der Müden den Schweiß zu trocknen. Er schuf uns
Unser tägliches Brot. Anbetung unserem Vater!"

Jesus brach das Brot und gab es ihnen. Sie nahmen's,
170 Bleicher vor Freuden, und blickten ihn an, nun wollten sie reden,
Konnten nicht reden. Er sah sie noch einmal mit segnender Huld an
Und verließ sie. Da sprangen sie auf und folgten ihm, eilten,
Suchten, und fanden ihn nicht. Sie kehrten mit Ruh zu der Hütte.

Matthias:

„Ja, wir sehn ihn noch wieder! Ich bin im Himmel, Geliebter,
Nicht auf der Erd', in dem Himmel! Ach Kleophas!"
Kleophas sank ihm
An das Herz und schwieg. Darauf umarmt' er ihn feurig,
Hielt ihn lang' und umarmt' ihn von neuem.

Kleophas:

„Matthias, o brannte
Unser Herz nicht in uns, da er auf dem Wege von Gott sprach?
Da er die Offenbarung uns aufschloß? Aber wir säumen?"
180 Schon ergriff er den Stab. Auch that's Matthias. Sie gingen.

2. Psalm.

1. Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

2. Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name."

3. Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf,
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

4. Wohl ihnen, daß nicht *sie*, daß *er*
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille gescheh',
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

5. Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde.
„Unser täglich Brot gieb uns heute!"

6. Ob wohl hoch *über* des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern."

7. Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Übel."

8. Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Ähre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen!"

3. Die Frühlingsfeier.

1. Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn.

2. Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten.
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

3. Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

4. Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

5. Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

6. Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

7. Ich bin herausgegangen, anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

8. Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

9. Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

10. Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

11. Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht und Wunder alles.

12. Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie!

13. Lüfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!

14. Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

15. Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde.
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

16. Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!

17. Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

18. Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Über den stärkenden Halm,
Über die herzerfreuende Traube.
Vater, du zürnest nicht!

19. Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still.
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

20. Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

21. Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn, hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

22. Herr, Herr, Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

23. Und die Gewitterwinde, sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

24. Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in den Wolken den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft —

25. Aber nicht unsre Hütte.
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

26. Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist — wie dürstete sie — die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

27. Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter;
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

---

4. Die Auferstehung.

1. Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh',
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

2. Wieder aufzublühn, werd' ich gesät;
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!

3. Tag des Danks, der Freudenthränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

4. Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden!
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

5. Ach, ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann, lebt' ich
Im Heiligtume
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

---

5. Die frühen Gräber.

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund! —
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!

---

6. Die Sommernacht.

1. Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

2. So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

3. Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

---

7. Der Eislauf.

1. Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

2. Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

3. Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß mutig im Lauf niemals gab,
Welche der Reihn selber nicht hat?

4. Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.

5. Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gieb dem Tanz Melodie!
Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut.

6. O Jüngling, der den Wasserkothurn[1])
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

7. Sein Licht hat er in Düfte gehüllt,
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

8. Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrät deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

9. Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht und Freuden des Weins?
Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

---

1) Schlittschuh. Kothurn bezeichnet eigentlich eine Art hoher Schuhe, die von den griechischen Schauspielern bei der Aufführung von Trauerspielen gebraucht wurden.

10. Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn.
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbei!

11. So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler[1]) nicht nach.

12. Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

13. Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O, wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

14. Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

15. Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

---

8. Der Frohsinn.

1. Voller Gefühl des Jünglings, weil' ich Tage
Auf dem Roß und dem Stahl, ich seh' des Lenzes
Grüne Bäume froh dann und froh des Winters
Dürre beblütet.

2. Und der geflohnen Sonnen, die ich sahe,
Sind so wenig doch nicht, und auf dem Scheitel
Blühet mir es winterlich schon, auch ist es
Hie und da öde.

3. Wenn ich dies frische Leben regsam atme,
Hör' ich dich denn auch wohl mit Geistes Ohre,
Dich dein Tröpfchen leises Geräusches träufeln,
Weinende Weide!

1) Professor an der Malerakademie und Hofkupferstecher in Kopenhagen.

4. Nicht die Cypresse (denn nur traurig ist sie;
Du bist traurig und schön, du ihre Schwester) —
O es pflanze dich an das Grab der Freund mir,
Weide der Thränen!

5. Jünglinge schlummern hin, und Greise bleiben
Wach. Es schleichet der Tod nun hier, nun dort hin,
Hebt die Sichel, eilt, daß er schneide, wartet
Oft nicht der Ähre.

6. Weiß auch der Mensch, wann ihm des Todes Ruf schallt,
Seine Antwort darauf? — Wer dann mich klagen
Hört, verzeih' dem Thoren sein Ach! Denn glücklich
War ich durch Frohsinn!

---

9. Hermann und Thusnelda.

1. Ha, dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt!

2. Komm! ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! Komm, atm' und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht!

3. Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann, Hermann! so hat dich
Niemals Thusnelda geliebt!

4. Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

5. Die nun dein ist! Erzählt's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket, daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

6. „Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme,
Tote Vater vor uns? O, hätt' Augustus
Seine Heere geführt, er
Läge noch blutiger da!"

7. Laß dein sinkendes Haar mich, Hermann, heben,
Daß es über dem Kranz in Locken drohe!
Siegmar[1]) ist bei den Göttern!
Folg' du, und wein' ihm nicht nach!

---

10. Unsere Sprache.

Epigramm.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing war den 22. Januar 1729 als Sohn eines Geistlichen zu Kamenz in der Lausitz geboren. Er besuchte vom 12. bis 17. Jahre die Fürstenschule zu Meißen (s. Teil IV, 1. 133 f.), bezog dann 1746 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, widmete sich aber vorzugsweise philologischen und ästhetischen Studien und wandte sein Hauptinteresse der schönen Litteratur und dem Theater zu. Das letztere begeisterte den jungen fleißigen Studenten so, daß er, um es besuchen zu können, sich Entbehrungen auferlegte, französische Stücke für die Theaterleitung übersetzte und bald auch eigene Lustspiele dichtete. 1751 verließ er Leipzig und ging nach Wittenberg und von da nach Berlin, wo er mit dem Philosophen Moses Mendelssohn und mit Nicolai in Verbindung trat und namentlich eine umfangreiche kritische Thätigkeit entfaltete. Im Herbst 1755 ging er wieder nach Leipzig zu neuer Wirksamkeit für die Bühne, begleitete einen reichen jungen Mann auf einer weit geplanten Reise, die in Holland wegen des beginnenden Krieges abgebrochen werden mußte, und kehrte zurück, um in Leipzig wieder rastloser Arbeit sich zu widmen. Nach zwei Jahren trieb es ihn wiederum nach Berlin, wo er vom Januar 1759 an die Litteraturbriefe herausgab. In diesen kämpfte er namentlich gegen Gottsched, gegen die einseitigen und falschen Kunstanschauungen der französischen

---

1) Hermanns Vater, der in der Schlacht gefallen war, Segimer.

Klassiker, wie sie durch sklavische Nachahmung in Deutschland zur Herrschaft gelangt waren, gegen schlechte Übersetzer, religiöse Schwärmerei u. a. Im Jahre 1760 wurde er Gouvernements-Sekretär bei dem General von Tauenzien in Breslau, wo er das Soldatenleben kennen lernte und seine „Minna von Barnhelm" schrieb. 1765 wandte er sich abermals nach Berlin und veröffentlichte in den beiden folgenden Jahren seinen Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. In diesem Werke untersuchte er, welche Aufgabe jede der beiden Künste hat, bekämpfte die in jener Zeit mit Vorliebe gepflegte beschreibende Poesie, in der es der Dichter dem Maler gleichzuthun bestrebt war, und wies an Homer nach, daß die Poesie nicht das Ruhende beschreiben, sondern nur durch die Erzählung der Handlung schildern dürfe.

Im April 1767 ging Lessing, der sich nirgends Rast gönnen mochte, nach Hamburg, um dort eine Stellung als Dramaturg an dem neubegründeten deutschen Nationaltheater zu übernehmen. In seiner „Hamburgischen Dramaturgie" besprach er hier die aufgeführten Bühnenstücke und knüpfte an seine Recensionen die feinsinnigsten Bemerkungen über die dramatische Dicht- und Darstellungskunst. Aber nur zwei Jahrgänge seiner Dramaturgie konnten erscheinen, da das Nationaltheater sich schon im Winter 1768 wieder auflöste. Endlich im Frühjahr 1770 fand er eine dauernde Stellung, indem er von dem Erbprinzen von Braunschweig als Bibliothekar und Hofrat nach Wolfenbüttel berufen wurde. Hier entstanden neben andern Werken seine „Emilia Galotti" und sein „Nathan".[1]) Im Jahre 1776 verheiratete er sich, verlor aber seine edle Frau sehr bald wieder. Er selbst starb, nachdem er infolge seiner aufreibenden Thätigkeit mehrere Jahre hindurch mit körperlichen Leiden zu kämpfen gehabt hatte, bei einem Besuche in Braunschweig am 15. Februar 1781.

Durch seine kritischen Werke hat Lessing, indem er bei allen seinen ästhetischen Forderungen unmittelbar vom Griechentume, für die Fabel von Äsop, für das Epos von Homer, für das Drama von der Poetik des Aristoteles, ausging, das falsche französische Vorbild für immer beseitigt und unsere Litteratur zu den reinen Quellen der unverfälschten altklassischen Kunst hingeführt. In seinen dichterischen Werken ist er namentlich für das Drama bahnbrechend geworden; er gab nicht nur in seiner Hamburgischen Dramaturgie deutliche und klare Vorschriften für den Bau des deutschen Dramas, sondern er schuf selbst Dramen, die noch heute als Muster und Vorbild gelten. In seiner „Minna von

---

1) Mit „Nathan dem Weisen" wurde der moderne dramatische Vers eingeführt, nämlich der jambische Fünffüßler oder Quinar, welcher zehn- oder elfsilbig ist und des Reimes entbehrt; indem Goethe und Schiller dem Vorgange Lessings folgten, wurde dieser Vers in der Dramatik herrschend. Versform: ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – [◡].

Barnhelm" gab er uns das erste wirkliche deutsche Lustspiel, in „Emilia Galotti" das erste Trauerspiel, in „Nathan dem Weisen" das erste Schauspiel.

Die Hauptwerke Lessings sind folgende:

A. Kritische: 1. Die Abhandlungen über die Fabel 1759, 2. Die Litteraturbriefe 1759, 3. Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie 1766, 4. Die Hamburgische Dramaturgie 1767—1769.

B. Dichterische: 1. Sinngedichte, 2. Drei Bücher Fabeln, 3. Dramen: a) Lustspiele: „Der junge Gelehrte", „Der Freigeist", „Der Misogyn" und besonders „Minna von Barnhelm" 1767. b) Trauerspiele: „Miß Sara Sampson" 1755, „Philotas" 1759, „Emilia Galotti" 1772. c) „Nathan der Weise", ein dramatisches Gedicht, 1779.

Von Lessing enthalten die früheren Bände folgendes: Der Wolf auf dem Todbette I, 166. — Der Rabe und der Fuchs — Der tugendhafte Wolf — Zeus und das Pferd — Der Rangstreit der Tiere II, 155—158.

Fabeln.

1. Der kriegerische Wolf.

„Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphiert und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!"

„So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: Die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphiert, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte."

---

2. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Tierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben."

„Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders.

Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?"

„Ach, schweig nur, erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!"

„Recht, mein Sohn! fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern."

---

3. Der Hamster und die Ameise.

„Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlohnt es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!"

„Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuern ausleeren und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!"

---

4. Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. „Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat. Ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch."

---

5. Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf und kam, seine Kondolenz abzustatten.

„Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Herde gekommen? Die liebe, fromme, fette Herde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen."

„Habe Dank, Meister Isegrim, versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz."

„Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet."

6. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: „Schande! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!"

„Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?"

---

7. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verräterischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

---

8. Die Geschichte des alten Wolfs.

I.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer, sprach er, du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin."

„Wenn du satt bist? Das kann wohl sein, versetzte der Schäfer. Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!"

II.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

„Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen."

„Sechs Schafe? sprach der Schäfer, das ist ja eine ganze Herde!"

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen," sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan."

„Auch nicht viere?" fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei? — —"

„Nicht ein einziges! fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann."

III.

„Aller guten Dinge sind drei," dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Tier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! — Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?"

„O, über nichts! — Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

„Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können."

IV.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu nutze.

„Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast. Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen."

„Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen?"

„Was meine ich denn sonst? Freilich.“

„Das wäre nicht übel! — Aber wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen . . . . .“

„Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl!“

V.

„Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken.“ Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer?“ fragte der Wolf.

„Deinesgleichen wenigstens kenne ich,“ versetzte der Schäfer.

„Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl wert bin.“

„Und wie sonderbar bist du denn?“

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit toten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht . . . .“

„Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal tote, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Tier, das mir schon tote Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tot und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!“

VI.

„Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen,“ dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf.

„Dein Pelz? sagte der Schäfer, laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.“

„Nun so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.“

„Ei, sieh doch! sagte der Schäfer, kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein! dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb ihn mir gleich jetzt.“ Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

VII.

„O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf und geriet in die äußerste Wut. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tötet; denn sie wollen es nicht besser.“

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen."

---

9. Philotas.

Ein Trauerspiel.

Wie Lessing in seiner „Emilia Galotti" deutsche Zustände und Verhältnisse in italienisches Gewand kleidet, so giebt er in seinem „Philotas" in griechischer Verkleidung preußische und deutsche Gesinnung und Denkart aus der Zeit des siebenjährigen Krieges wieder, und der „Philotas" ist daher in hervorragendem Sinne ein nationales Drama unserer Litteratur. Zwar hat Lessing die Namen Philotas, Parmenio, Aridäus und Strato dem Zeitalter Alexanders des Großen entlehnt, aber er denkt nicht daran, geschichtliche Personen in seinem Drama darzustellen und ein Bild aus jener Zeit zu geben; was er schildert, hat er vielmehr der unmittelbaren Umgebung entnommen. Handlung und Aufbau sind so einfach als nur irgend möglich; Lessing strebte sichtlich nach der einfachen Größe der griechischen Tragiker. Die Sprache ist epigrammatisch zugespitzt und mit Sentenzen durchsetzt; zur Prosa griff Lessing im Gegensatz zu dem weitschweifigen und eintönigen Alexandriner.

Erster Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegerischen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! — Wie gern überredete ich mich, daß alles ein Traum sei! Meine frühste Kindheit hat nie etwas anders als Waffen und Läger[1]) und Schlachten und Stürme geträumt. Könnte der Jüngling nicht von Verlust und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich sie nicht sähe, nicht fühlte, die Wunde, durch die der erstarrten Hand das Schwert entsank! — Man hat sie mir wider Willen verbunden. O der grausamen Barmherzigkeit eines listigen Feindes! Sie ist nicht tödlich, sagte der Arzt, und glaubte mich zu trösten. — Nichtswürdiger, sie sollte tödlich sein! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich sie tödlich machte, wenn ich sie wieder aufriß und wieder verbinden ließ, und wieder aufriß — Ich rase, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhnisches Gesicht — jetzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte,

1) Noch heute süddeutscher Plural, im älteren Neuhochdeutsch allgemein üblich.

der mich vom Pferde riß! Er nannte mich: Kind! — Auch sein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen lassen! Aufgeputzt, mit allen Bequemlichkeiten versehen! Es muß einer von seinen Buhlerinnen gehören. Ein ekler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anstatt bewacht zu werden, werde ich bedient. Hohnsprechende Höflichkeit! —

Zweiter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Besuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verstehe dich! Es ist wahr, ich bin deines Königs Gefangener, und es steht bei ihm, wie er mir will begegnen lassen. — Aber höre, wenn du der bist, dessen Miene du trägst — bist du ein alter ehrlicher Kriegsmann, so nimm dich meiner an und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten, und nicht als einem Weibe begegnen lasse.

Strato. Er wird gleich bei dir sein; ich komme, ihn zu melden.

Philotas. Der König bei mir? und du kömmst, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erspare, die sich ein Gefangener muß gefallen lassen! Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe entwaffnet zu sein, ist mir nichts mehr schimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung, voll jugendlicher Anmut, verspricht ein sanfteres Gemüt.

Philotas. Laß meine Bildung unverspottet! Dein Gesicht voll Narben ist freilich ein schöneres Gesicht —

Strato. Bei den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchtest du doch, wenn du mich nur erst gefürchtet hättest.

Strato. Immer heldenmütiger! Wir haben den schrecklichsten Feind vor uns, wenn unter seiner Jugend der Philotas viel sind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Euch schrecklich zu werden, müssen sie mit meinen Gesinnungen größre Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wissen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfre Strato, der meinen Vater am Lykus[1]) schlug? —

Strato. Gedenke mir dieses zweideutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte sich dein Vater in der Ebene Methymna![2]) So ein Vater muß so einen Sohn haben.

---

1) Ein vielfach vorkommender Flußname, so im alten Assyrien, Phönikien, Phrygien, Pontus. 2) Stadt auf der Insel Lesbos.

Philotas. O dir darf ich es klagen, du würdigster der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schicksal klagen. — Nur du kannst mich ganz verstehen; denn auch dich, auch dich hat das herrschende Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehrt. Wärest du sonst, was du bist? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, seit sieben Tagen — denn erst sieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, gefleht, beschworen, siebenmal alle sieben Tage auf den Knieen beschworen, zu verstatten, daß ich nicht umsonst der Kindheit entwachsen sei, und mich mit seinen Streitern ausziehen zu lassen, die mir schon längst so manche Thräne der Nacheiferung gekostet. Gestern bewegte ich ihn, den besten Vater, denn Aristodem half mir bitten. — Du kennst ihn, den Aristodem; er ist meines Vaters Strato. — „Gieb mir, König, den Jüngling morgen mit, sprach Aristodem; ich will das Gebirge durchstreifen, um den Weg nach Cäsena[1]) offen zu halten." — „Wenn ich euch nur begleiten könnte," seufzte mein Vater. — Er liegt noch an seinen Wunden krank. — „Doch es sei!" und hiermit umarmte mich mein Vater. O was fühlte der glückliche Sohn in dieser Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich schloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges bis zur zweiten Nachtwache auf dem Lager. — Da sprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, strich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem[2]) ich gewachsen zu sein glaubte, stieg zu Pferde; und hatte ein Roß schon müde gespornt, noch ehe die silberne Drommete die befohlene Mannschaft weckte. Sie kamen, und ich sprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an seine narbige Brust! Nur mit meinem Vater sprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal sähe, er möchte sein Wort widerrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unsterblichen Götter kann man nicht glücklicher sein, als ich an der Seite Aristodems mich fühlte! Auf jeden seiner anfeuernden Blicke hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen, und mich in der feindlichen Eisen gewissesten Tod gestürzet. In stiller Entschlossenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hoffte; auf jede Krümmung des Thals, hinter der ich auf sie zu stoßen mir schmeichelte. Und da ich sie endlich von der waldigen Höhe auf uns stürzen sah, sie mit der Spitze des Schwertes meinen Gefährten zeigte, ihnen bergan entgegenflog — rufe dir, ruhmvoller Greis, die seligste deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konntest nie entzückter sein! — Aber nun, nun sieh mich, Strato, sieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen schimpflich herabstürzen! O wie schaudert mich, diesen Fall in Gedanken

---

1) Stadt in Gallia Cispadana, an der Via Ämilia.
2) D. h. eines, dem.

noch einmal zu stürzen! — Ich war zu weit voraus geeilt; ich ward verwundet und — gefangen! Armseliger Jüngling, nur auf Wunden hieltest du dich, nur auf den Tod gefaßt, — und wirst gefangen. So schicken die strengen Götter, unsere Fassung zu vereiteln, nur immer unvorhergesehenes Übel? — Ich weine; ich muß weinen; ob ich mich schon, von dir darum verachtet zu werden, scheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendest dich weg?

Strato. Ich bin unwillig; du hättest mich nicht so bewegen sollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es ist kein kindisches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigst — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte, er liebt mich mehr, als er sein Reich liebt! Wozu wird er sich nicht verstehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenschaft zu retten! Durch mich Elenden wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drei langen mühsamen Jahren durch das Blut seiner Edeln, durch sein eignes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angesichte soll ich wieder vor ihm erscheinen; ich, sein schlimmster Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich sie zu regieren mich würdig gemacht hätte — wie werden sie den ausgelösten Prinzen ohne die spöttischste Verachtung unter sich dulden können? Wenn ich dann vor Scham sterbe und unbedauert hinab zu den Schatten schleiche, wie finster und stolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbeiziehen, die dem Könige die Vorteile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er sich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O das ist mehr, als eine fühlende Seele ertragen kann!

Strato. Fasse dich, lieber Prinz! Es ist der Fehler des Jünglings, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er ist. Dein Schicksal ist so grausam noch nicht; der König nähert sich, und du wirst aus seinem Munde mehr Trost hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter sich zu führen gezwungen werden, sind keine persönlichen Feindschaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dies war sein offenes, sprechendes Auge, dies seine ernste, redliche Miene, dies sein edler Anstand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Hast du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das selige Alter, da wir uns noch ganz

unserm Herzen überlassen durften. Bald aber wurden wir beide zum Throne gerufen, und der sorgende König, der eifersüchtige Nachbar unterdrückte, leider! den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih, o König, wenn du mich in Erwiderung so süßer Worte zu kalt findest. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. — Was kann es mir jetzt helfen, daß du und mein Vater einst Freunde waren? Waren: so sagst du selbst. Der Haß, den man auf verloschene Freundschaft pfropft, muß unter allen die tödlichsten Früchte bringen; — oder ich kenne das menschliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du hast als der höfliche Staatsmann gesprochen; sprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler seiner Größe ganz in seiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit seines Schicksals nicht länger peinigen! —

Philotas. Ich danke, Strato. — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie verabscheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn seinem Vater machen willst. Mit welchem schimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern soll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich soll er werden, um nicht verwaist zu bleiben? — O mein Vater! —

Aridäus. Auch diese frühe, männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn jetzt vor deinem Vater so sprechen! —

Philotas. Wie meinst du das? —

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unsre Tugend, wie sie für unser Leben wachen. Die so lang als mögliche Erhaltung beider ist ihr geheimes, ewiges Geschäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böse er im Grunde ist, wie schlecht er handeln würde, ließen sie jeden verführerischen Anlaß, sich durch kleine Thaten zu beschimpfen, ganz auf ihn wirken? — Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubst; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegsglück, das dich mir in die Hände liefert, bescheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrotzt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — Doch fürchte nichts; allen diesen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebaut; ich kann deinen Vater seinen Sohn nicht teurer erkaufen lassen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erstaune! Du giebst mir zu verstehn —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener ist, wie du meiner. —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? Seit wann? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt' es das Schicksal! Aus gleichen Wagschalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willst nähere Umstände wissen. — Eben dasselbe

Geschwader, dem du zu hitzig entgegeneiltest, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erblickten, erhob sie Wut und Verzweiflung über alle menschliche Stärke. Sie brachen ein, und alle stürmten sie auf den Einen, in welchem sie ihres Verlustes Ersetzung sahen. Das Ende weißt du. — Nun nimm noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff ist kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerst, sondern welcher zum sichersten auf den Feind trifft, hat sich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; sonst möchte der werdende Held im ersten Keime ersticken.

Aridäus. Strato, du machst den Prinzen durch deine zwar freundschaftliche Warnung verdrießlich. Wie finster er dasteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorsicht[1]) verloren —

Aridäus. Die beste Anbetung, Prinz, ist dankende Freude. Ermuntre dich! Wir Väter wollen uns unsre Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält sich bereits fertig; er soll gehen und die Auswechselung beschleunigen. Aber du weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, scheinen Fallstricke Man könnte argwohnen, du seist vielleicht an deiner Wunde gestorben. Es wird daher nötig sein, daß du selbst mit dem Herolde einen unverdächtigen Boten an deinen Vater sendest. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannst. —

Philotas. So willst du, daß ich mich vervielfältigt verabscheuen soll? In jedem der Gefangenen werde ich mich selbst erblicken. — Schenke mir diese Verwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß sich Parmenio befinden. Den schicke mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch so! Komm, Strato! Prinz, wir sehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerschmettern, nicht vor mir niederschlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurück; der Dampf verfliegt, und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu sehen, wie elend ich hätte werden können? Wie elend mein Vater durch mich? — Nun darf ich wieder vor dir erscheinen, mein Vater! Zwar noch mit niedergeschlagenen Augen; doch nur die Scham wird sie niederschlagen, nicht das brennende Bewußtsein, dich mit mir ins Verderben gerissen zu haben. Nun darf ich nichts von dir

1) Jetzt: Vorsehung.

fürchten, als einen Verweis mit Lächeln, kein stummes Trauern, keine durch die stärkere Gewalt der väterlichen Liebe erstickten Verwünschungen. —

Aber — ja, bei dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorsicht zu vergeben scheint? Soll ich mich nicht strenger richten, als sie und mein Vater mich richten? Die allzu gütigen! — Sonst jede der traurigen Folgen meiner Gefangenschaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten sie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels strömt; aber nicht die wahre dauernde Schande, die hier der innere Richter, mein unparteiisches Selbst, über mich ausspricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verliert mein Vater durch mich nichts? Der Ausschlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf seine Seite brächte, der ist nichts? — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte sich erklärt, für wen es sich erklären sollte; das Recht meines Vaters triumphierte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich jetzt dachte? Nein, den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich fesseln, flüchtiger Gedanke! — Jetzt denke ich ihn wieder! Wie weit er sich verbreitet, und immer weiter, und nun durchstrahlt er meine ganze Seele! —

Was sagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich selbst einen unverdächtigen Boten an meinen Vater schicken sollte? Damit mein Vater nicht argwohne — so waren ja seine eignen Worte — ich sei bereits an meiner Wunde gestorben. — Also meint er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde gestorben wäre, so würde die Sache ein ganz andres Ansehn gewinnen? Würde sie das? Tausend Dank für diese Nachricht! Tausend Dank! — Und freilich! Denn mein Vater hätte alsdann einen gefangenen Prinzen, für den er sich alles bedingen könnte; und der König, sein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen lassen, wenn er ihm nicht zum Abscheu werden sollte.

Gut! das begreif' ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände spielen will, worauf kömmt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Mensch ist mächtiger, als er glaubt, der Mensch, der zu sterben weiß!

Aber ich? Ich, der Keim, die Knospe eines Menschen, weiß ich zu sterben? Nicht der Mensch, der vollendete Mensch allein, muß es wissen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahr gelebt hat, hat zehn Jahr Zeit gehabt, sterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, dreißig und mehreren nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich schon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. —

Wer ist ein Held? — O mein abwesender vortrefflicher Vater, jetzt sei ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Hast du mich nicht gelehrt, ein Held sei ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der sein Leben dem Wohle des Staats geweiht; sich, den einzelnen, dem Wohle vieler? Ein Held sei ein Mann — Ein Mann? Also kein Jüngling, mein Vater? — Seltsame Frage! Gut, daß sie mein Vater nicht gehört hat! Er müßte glauben, ich sähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte sein, die zum Maste dienen soll? Wie alt? Sie muß hoch genug und muß stark genug sein.

Jedes Ding, sagte der Weltweise, der mich erzog, ist vollkommen, wenn es seinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Besten des Staats sterben: ich bin vollkommen also, ich bin ein Mann. Ein Mann, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeisterung befällt mich? Die Brust wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen, langweiligen Dienstes erlassen! Bald sollst du ruhen und lange ruhen —

Wer kömmt? Es ist Parmenio. — Geschwind entschlossen! — Was muß ich zu ihm sagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater sagen lassen? — Recht! das muß ich sagen, das muß ich sagen lassen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum so schüchtern? So voller Scham? Wessen schämst du dich? Deiner oder meiner?

Parmenio. Unser beider, Prinz.

Philotas. Immer sprich, wie du denkst. Freilich, Parmenio, müssen wir beide nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Hast du meine Geschichte bereits gehört?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du sie hörtest? —

Parmenio. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünschte dich, ich weiß selbst nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglück so groß nicht ist, weil gleich darauf Polytimet von den Unsrigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich fast lachen. Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns versetzen will, oft erschrecklich weit ausholt. Man sollte glauben, es wolle uns zerschmettern, und hat uns am Ende nichts als eine Mücke auf der Stirne totgeschlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich soll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater schicken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenschaft der meinigen das Wort sprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Miene wohl wert ist, hätte ich mir eine ziemlich frostige von ihm versprechen müssen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernst! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und schon halb erstarrt von der Walstatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der ist leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod schon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden hast du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon konnte ich sonst eine lange Liste hersagen. Jetzt aber habe ich sie um ein gut Teil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Atem zu ersparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem allen! Wozu hat man die Knochen anders, als daß sich die feindlichen Eisen darauf schartig hauen sollen?

Philotas. Das ist wacker! — Aber nun — was willst du meinem Vater sagen?

Parmenio. Was ich sehe; daß du dich wohlbefindest. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit gesagt hat, —

Philotas. Ist so gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken. Dergleichen uns ein inbrünstiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; kömmt Zeit, kömmt Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater sagen, was ich glaube, daß du wünschest — —

Philotas. Und was ist das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bei ihm zu sein. Deine kindliche Sehnsucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bei dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das sagen: Du bist noch Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind so bald in dir ersticke. Man möchte sonst von deinem Herzen nicht zum besten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hitze — du kennst ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verspricht alles, was sein Vater geleistet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß sich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienst frei läßt, nach seinem Vater sehnte, und sich nicht so nach ihm sehnte, wie sich ein Lamm nach seiner Mutter sehnt: so möchte ich ihn gleich — siehst du! — nicht erzeugt haben. Jetzt muß er mich noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich so Zeit genug müssen begnügen lassen; wenn nämlich die Natur den Strom seiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet; wenn er selbst Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz!

Philotas. Wer kann auf dich ungehalten werden? — Du hast recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubst, daß ihm ein zärtlicher Sohn bei dieser Gelegenheit muß sagen lassen. Entschuldige meine jugendliche Unbedachtsamkeit, die ihn und sein Reich fast ins Verderben gestürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Versichere ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergessen kann. Beschwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut sagen. — Und besser als ein gelehrter Schwätzer; denn wir sagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß schon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzieh!

Parmenio. Nun? — und welch feierliches Ansehen giebst du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertigt, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieser muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich jetzt, wie gern wollte er noch eher als möglich, wieder um seinen Vater, um seinen geliebten Vater sein; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kann nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erstaune — —

Philotas. Ich sage, du sollst hören und nicht erstaunen. Höre!

Parmenio. Ich erstaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweite Übereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! — Ich habe meine Ursachen, nicht eher ausgelöst zu sein als morgen. Nicht eher als morgen! Hörst du? — Sage also unsrem Könige, daß er sich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewisse Bedenklichkeit, ein gewisser Anschlag nötige den Philotas zu dieser Verzögerung. — Hast du mich verstanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräter! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagei versteht nicht, aber er behält, was man ihm vorsagt. Sei unbesorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! ich untersagte dir zu vernünfteln, und das verdreußt dich. Aber wie bist denn du so verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe gesagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich so empfindlich wäre, als du — —

Parmenio. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorsam heischen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich also um Verzeihung bitten müssen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sei wieder gut, alter Vater! — Du bist freilich klüger als ich. Aber nicht die Klügsten allein haben die besten Einfälle. Gute Einfälle sind Geschenke des Glückes; und das Glück, weißt du wohl, beschenkt den Jüngling oft lieber als den Greis. Denn das Glück ist blind. Blind, Parmenio; stockblind gegen alles Verdienst. Wenn es das nicht wäre, müßtest du nicht schon lange Feldherr sein?

Parmenio. Sieh, wie du zu schmeicheln weißt, Prinz — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willst du mich nicht etwa bestechen? mit Schmeicheleien bestechen?

Philotas. Ich, schmeicheln! Und dich bestechen! Du bist der Mann, der sich bestechen läßt!

Parmenio. Wenn du so fortfährst, so kann ich es werden. Schon traue ich mir selbst nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich also sagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich sagen, als das Glück oft in das albernste Gehirn wirft, so einen habe auch ich jetzo ertappt. Bloß ertappt; von dem Meinigen ist nicht das Geringste dazu gekommen. Denn hätte mein Verstand, meine Erfindungskraft einigen Anteil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber so kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verschwindet, wenn ich ihn mitteile; so zärtlich, so fein ist er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philosoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchste könnte ich dir nur sagen, was er nicht ist. — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindischer Einfall ist, ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, so kann er doch auch nichts schaden. Das weiß ich gewiß; es ist der unschädlichste Einfall von der Welt; so unschädlich als — als ein Gebet. Wirst du deswegen zu beten unterlassen, weil du

nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir immer also meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb hast — Willst du? Kann ich mich darauf verlassen? Willst du machen, daß ich erst morgen ausgewechselt werde? Willst du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirst, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen ist ein unsicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht Schweres aufzulegen hast, mit dem mache es, wie du es jetzt mit mir gemacht hast, und wenn er dir alsdann seinen Gehorsam verweigert — Unmöglich! Er kann dir ihn nicht verweigern! Ich muß auch wissen, was ein Mann verweigern kann.

Philotas. Was Gehorsam? Was hat die Freundschaft, die du mir erweisest, mit dem Gehorsam zu thun? Willst du, mein Freund? —

Parmenio. Hör' auf! Hör' auf! Du hast mich schon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater sagen, daß er dich erst morgen auslösen soll. Warum zwar erst morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch' ich nicht zu wissen! Das braucht auch er nicht zu wissen! Genug, ich weiß, daß du es willst. Und ich will alles, was du willst. Willst du sonst nichts? Soll ich sonst nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felsen herabstürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Jetzt thu' ich dir alles! Sogar — sage ein Wort, und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenstück begehen! Die Haut schaudert mir zwar; aber doch, Prinz, wenn du willst, ich will, ich will —

Philotas. O mein bester, feuriger Freund! O du — wie soll ich dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen Ruhmes! Dir schwöre ich bei allem, was mir am heiligsten ist, bei der Ehre meines Vaters, bei dem Glücke seiner Waffen, bei der Wohlfahrt seines Landes, schwöre ich dir, nie in meinem Leben diese deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergessen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, schwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten. —

Parmenio. Ich schwören? Ich bin zu alt zum Schwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bei meinem Vater geschworen, schwöre du mir bei deinem Sohne. Du liebst ihn doch, deinen Sohn? Du liebst ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willst es, und ich schwöre. Ich schwöre dir, bei meinem einzigen Sohne, bei meinem Blute, das in seinen Adern wallet, bei dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einst bluten wird, bei diesem Blute schwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, so

falle mein Sohn in seiner ersten Schlacht, und erlebe sie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du hast mich zum besten, Alter. In der ersten Schlacht fallen, meine Regierung nicht erleben, ist das ein Unglück? Ist früh sterben ein Unglück?

Parmenio. Das sag' ich nicht. Doch nur deswegen, um dich auf dem Throne zu sehen, um dir zu dienen, möchte ich — was ich sonst durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater ist gut; aber du wirst besser als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachteile meines Vaters! — Ändere deinen Schwur! Komm, ändere ihn so: Wenn du dein Wort nicht hältst, so möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wenn er zwischen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigsten Jahre ungern sterben.

Parmenio. Ich entsetze mich — doch schwöre ich: das mög' er! — Höret den gräßlichsten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut, nun kannst du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug aufgehalten, und fast zu viel Umstände über eine Kleinigkeit gemacht. Denn ist es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu sagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechsle? Und wenn er ja die Ursache wissen will; wohl, so erdenke dir unterwegs eine Ursache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, so alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit gesonnen. Aber doch dir zuliebe, Prinz — Laß mich nur; das Böse lernt sich auch noch im Alter. — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechster Auftritt.

Philotas.

Es soll so viele Betrüger in der Welt geben, und das Betrügen ist doch so schwer, wenn es auch in der besten Absicht geschieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müssen! — Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erst morgen auslöst, und er soll mich gar nicht auszulösen brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! Zeit genug, mich in meinem Vorsatze zu bestärken — Zeit genug, die sichersten Mittel zu wählen. Mich in meinem Vorsatze zu bestärken? — Wehe mir, wenn ich dessen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Teil nicht bist, o so stehe du mir bei, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja es bleibt dabei! es bleibt fest dabei! — Ich fühl' es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du jetzt da stehest, Philotas — (indem er

sich selbst betrachtet.) — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick sein: ein Jüngling gestreckt auf den Boden, das Schwert in der Brust! —

Das Schwert? Götter! o ich Elender! ich Ärmster! — Und jetzt erst werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwert; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelassen, aber Gold war der Heft. — Unseliges Gold, bist du denn immer das Verderben der Tugend!

Kein Schwert? Ich kein Schwert? — Götter, barmherzige Götter, dies einzige schenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erschaffen, ihr könntet mir kein Schwert schaffen, — wenn ihr wolltet? — Was ist nun mein großer, schimmernder Entschluß? Ich werde mir selbst ein bitteres Gelächter —

Und da kömmt er auch schon wieder, der König. — Still! Wenn ich das Kind spielte? — Dieser Gedanke verspricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun sind die Boten fort, mein Prinz. Sie sind auf den schnellsten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters ist so nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du bist also, König, wohl sehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger sein, dich wieder an seine Brust zu drücken? — Laß mich aber, liebster Prinz, deine Gesellschaft genießen. In ihr wird mir die Zeit schneller verschwinden; und vielleicht daß es auch sonst glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder sind schon oft die Mittelspersonen zwischen veruneinigten Vätern gewesen. Folge mir also in mein Zelt, wo die besten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde, dich zu sehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müssen kein Kind bewundern. Laß mich also nur immer hier. Scham und Ärgernis würden mich eine sehr einfältige Person spielen lassen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da seh' ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt sind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, ist auf seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegenteil unwidersprechlich zeigen könntest. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einsicht als die Einsicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeigt einen großen Verstand, seinen Verstand so zu verleugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich also auch vor dir nicht soll rechtfertigen können. — Unseliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unseliger Krieg! — Und wehe seinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das Schwert zuerst gezogen. Ich mag in deine Verwünschung nicht einstimmen. Er hatte sich übereilt, er war zu argwöhnisch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwert zuerst gezogen. Aber entsteht die Feuersbrunst erst dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach schlägt? Wo ist das geduldige, gallose, unempfindliche Geschöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingst mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine stolze verächtliche Antwort du ihm erteiltest, als er — Doch du sollst mich nicht zwingen; ich will nicht davon sprechen! Unsre Schuld und Unschuld sind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beschönigungen fähig. Nur dem untrüglichen Auge der Götter erscheinen wir, wie wir sind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, sprechen ihr Urteil durch das Schwert des Tapfersten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmütig von diesem höchsten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unsre Fäuste schon so müde, daß die geschmeidige Zunge sie ablösen müsse?

Aridäus. Prinz, ich höre dich mit Erstaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erstaunen hören!

Aridäus. Mit Erstaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schicksal zur Krone bestimmt, dich! — Dir will es die Glückseligkeit eines ganzen, mächtigen, edeln Volkes anvertrauen; dir! — Welch eine schreckliche Zukunft enthüllt sich mir! Du wirst dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirst mehr Siege als glückliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirst es ihm schwerlich vergönnen, den Harnisch abzulegen —

Philotas. Beruhige den Vater[1]), o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Rätsel gesprochen? — O verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedacht und Absicht sprechen soll. — Ich wollte nur sagen: Die Frucht ist oft ganz anders, als die Blüte sie verspricht. Ein weibischer Prinz, hat mich die Geschichte gelehrt, ward oft ein kriegerischer König.[2]) Könnte mit mir sich nicht das Gegenteil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieses meine Meinung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne

1) = den Vater in dir.

2) z. B. Friedrich der Große.

habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden lassen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menschen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verschwender des Kostbarsten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen, siehst!

Aridäus. Ja, Prinz; was ist ein König, wenn er kein Vater ist! Was ist ein Held ohne Menschenliebe! Nun erkenne ich auch diese in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müssen hier nicht allein bleiben. Wir sind einer dem andern zu ernsthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor vielen sehen zu lassen? — —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kann nicht, König; ich kann nicht.

Aridäus. Und die Ursache?

Philotas. O die Ursache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um soviel lieber laß sie mich hören. Ich bin ein Mensch und weine und lache gern.

Philotas. Nun so lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwert, und ich möchte nicht gern ohne dieses Kennzeichen des Soldaten unter Soldaten erscheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe im voraus hierauf gedacht, und du wirst sogleich befriedigt werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwert wieder zu schaffen.

Philotas. Also laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdann begleitest du mich doch? —

Philotas. Alsdann werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Aridäus. Gewünscht! da kömmt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato (mit einem Schwerte in der Hand). Aridäus. Philotas.

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwert in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel sich der Soldat weigerte. „Der König, sprach er, muß mir das Schwert nicht nehmen. Es ist ein gutes Schwert, und ich werde es für ihn brauchen. Auch muß ich ein Andenken von dieser meiner That behalten. Bei den Göttern, sie war keine von meinen geringsten! Der Prinz ist ein kleiner Dämon. Vielleicht aber ist es euch nur um den kostbaren Heft zu thun —" Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte seine starke Hand den Heft abgewunden und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da ist er! fuhr er fort. Was kümmert mich euer Gold?"

Aridäus. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier ist eines von deinen Schwertern!

Aridäus. Gieb her! — Willst du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß sehen! — Ha! (beiseite) Habet Dank, ihr Götter! (indem er es lange und ernsthaft betrachtet.) — Ein Schwert!

Strato. Habe ich nicht gut gewählt, Prinz?

Aridäus. Was findest du deiner tiefsinnigen Aufmerksamkeit so wert daran?

Philotas. Daß es ein Schwert ist! — (indem er wieder zu sich kömmt.) Und ein schönes Schwert! Ich werde bei diesem Tausche nichts verlieren. — Ein Schwert!

Aridäus. Du zitterst, Prinz.

Philotas. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz scheinet es mir bei alledem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind ersetzt, was ihm an Eisen abgeht.[1]) — Liebes Schwert! Welch eine schöne Sache ist ein Schwert, zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas anderm gespielt. —

Aridäus (zum Strato). O der wunderbaren Vermischung von Kind und Held!

Philotas (beiseite). Liebes Schwert! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwert an, Prinz, und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch seinen Freund und sein Schwert muß man nicht bloß von außen kennen. (Er zieht es, und Strato tritt zwischen ihn und den König.)

Strato. Ich verstehe mich mehr auf den Stahl als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz, der Stahl ist gut. Der König hat in seinen männlichen Jahren mehr als einen Helm damit gespalten.

Philotas. So stark werde ich nicht werden! Immerhin! — Tritt mir nicht so nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! (indem er zurückspringt und mit dem Schwerte einen Streich durch die Luft thut.) Es hat den Zug, wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, schone deines verwundeten Armes! Du wirst dich erhitzen! —

Philotas. Woran erinnerst du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! — Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bei diesem meinem Schwerte, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater, nein! Heut spart dir ein Wunder das schimpfliche Lösegeld für deinen Sohn; künftig spar' es

---

1) Nach Plutarch: Lacaena dicenti filio, parvum sibi gladium esse: adde, inquit, gradum!

dir sein Tod! Sein gewisser Tod, wenn er sich wieder umringt sieht! — Wieder umringt? — Entsetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo seid ihr? Alle tot? Überall Feinde? — Überall! — Hier durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegener! — Und du das! — Und du das! (um sich hauend.)

Strato. Prinz! was geschieht dir? Fasse dich! (geht auf ihn zu.)

Philotas (sich von ihm entfernend). Auch du, Strato? auch du? — O Feind, sei großmütig! Töte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Nein, ich gebe mich nicht gefangen! Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringt! Doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Bestes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht töten, Grausame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieses mein Schwert, will ich — in diese meine Brust — eher — (er durchsticht sich.)

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt' ich! (zurücksinkend.)

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hilfe! dem Prinzen zu Hilfe! Prinz, welche wütende Schwermut —

Philotas. Vergieb mir, König! ich habe dir einen tödlichern Streich versetzt als mir! — Ich sterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, ist gefangen; und der Sohn meines Vaters ist fre —

Aridäus. Was hör' ich?

Strato. So war es Vorsatz, Prinz? — Aber als unser Gefangener hattest du kein Recht über dich selbst.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freiheit zu sterben, die uns die Götter in allen Umständen des Lebens gelassen haben, sollte diese ein Mensch dem andern verkümmern können? —

Strato. O König! — Das Schrecken hat ihn versteinert! — König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg ist aus, König.

Aridäus. Aus? Das leugst du, Strato! — Der Krieg ist nicht aus, Prinz! — Stirb nur! stirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrner Knabe hast du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibischen Art deines Vaters sind. — Sie sind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkst du, daß er nicht ebensowohl zum Besten seines Vaters sterben kann, als du zum Besten des deinigen? — Er sterbe! Auch sein Tod erspare mir das schimpfliche Lösegeld! —

Strato, ich bin nun verwaist, ich armer Mann! — Du hast einen Sohn; er sei der meinige! — Denn einen Sohn muß man doch haben. — Glücklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich hör' es!

Aridäus. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem toten Körper so viel Unehre, so viel Schmach erzeigen lassen! — Ich will ihn —

Philotas. Den toten Körper! — Wenn du dich rächen willst, König, so erwecke ihn wieder!

Aridäus. Ach! — wo gerat' ich hin!

Philotas. Du dauerst mich! — Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle Tugendhaften Freunde, und alle Tapferen Glieder eines seligen Staates sind, im Elysium sehen wir uns wieder! — Auch wir, König, sehen uns wieder —

Aridäus. Und versöhnt! — Prinz! —

Philotas. O so empfanget meine triumphierende Seele, ihr Götter, und dein Opfer, Göttin des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er stirbt! — Bin ich ein Verräter, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu teuer erkaufe! — Umsonst haben wir Ströme Bluts vergossen; umsonst Länder erobert. Da zieht er mit unsrer Beute davon, der größere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König sein. Glaubt ihr Menschen, daß man es nicht satt wird? — (gehen ab.)

Wieland.

Christoph Martin Wieland wurde als Sohn eines Geistlichen am 5. September 1733 in dem schwäbischen Flecken Oberholzheim bei Biberach geboren. Als Jüngling schwärmte er für die Dichtung Klopstocks, aber seine religiöse Begeisterung wurde bald durch die Neigung zu einem sinnlichen, freien Lebensgenusse verdrängt, die er durch die Lektüre der freigeistigen Aufklärungslitteratur der Engländer und Franzosen gewann. So wurde er ein Lobredner des Vergnügens und der irdischen Glückseligkeit, wußte aber gerade dadurch der für französische Bildung eingenommenen vornehmen Gesellschaft die deutsche Litteratur wieder schmackhaft zu machen. Seit 1769, wo er eine Professur der Philosophie an

der kurmainzischen Universität zu Erfurt erhielt, brach sich in ihm eine ernstere, geläuterte Richtung Bahn. 1772 wurde er von der Herzogin Amalie als Erzieher des Prinzen Karl August nach Weimar berufen und verblieb hier, nach Abschluß der erzieherischen Thätigkeit in Muße der Poesie und dem Studium lebend, als Genosse Goethes, Herders, Schillers und anderer hochbedeutender Männer bis zu seinem Tode. Er starb am 20. Januar 1813. Von den Schriften Wielands verdienen hervorgehoben zu werden: Oberon, ein romantisches Heldengedicht in 12 Gesängen, 1780; die Romane Don Sylvio von Rosalva, eine Nachahmung des spanischen Don Quixote, Agathon und Die Abderiten, zwei Werke in griechischem Gewande; die Prosaübersetzung des Shakespeare, welcher damit zuerst in Deutschland eingeführt wurde, Übersetzungen des Horaz, Lucian u. a.

Seine Verdienste um die deutsche Litteratur bestehen hauptsächlich darin, daß er der deutschen Dichtersprache Glätte und Gefälligkeit gab, dem von Klopstock verworfenen Reim wieder Geltung verschaffte und die Poesie von neuem auf das Gebiet der Romantik[1]) führte. Am meisten prägt sich dies in seiner epischen Dichtung „Oberon" aus, die mit der Strophe beginnt:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

Oberon.

Bei diesem romantischen Gedicht, welches in gereimten Strophen, und zwar in unregelmäßigen Stanzen[2]) abgefaßt ist, dienten Wieland als Vorbilder Shakespeares Sommernachtstraum und der altfranzösische Roman Huon de Bordeaux, so aber, daß drei verschiedene Fabeln meisterhaft ineinander verwebt werden: des Ritters Hüon Abenteuer,

---

1) Unter Romantik versteht man die Darstellung des mittelalterlichen, besonders in den romanischen und orientalischen Ländern hervortretenden und mit dem Wunderbaren eng verbundenen Heldentums.

2) Die Stanze ist eine achtzeilige, aus jambischen Fünffüßlern gebildete Strophe und hat nur drei Reime, meist nach dem Schema abababcc. Die Behandlung der Stanze bei Wieland ist in Zahl und Wahl der Versfüße, in Zahl und Ordnung der Reime sehr willkürlich. Als achtzeilige Strophe heißt die Stanze bei den Italienern auch ottave rime = Achtreim.

seine Liebe zur Kalifentochter Rezia und die Wiederaussöhnung des Elfenkönigs Oberon mit seiner Gemahlin Titania.

Der Sohn des edeln Herzogs Siegewin von Guyenne, Hüon, der von seiner Mutter fleißig in guter Lehre und zu ritterlicher Tugend erzogen war, wurde schon in seinen ersten Jünglingsjahren zum Herzog von Bordeaux erhoben. Aber der Feind seines Hauses, Amory von Hohenblat, schwärzt ihn beim Kaiser Karl dem Großen an. Darauf ladet ihn dieser anscheinend in allen Gnaden zum Empfange seiner Lehen nach Hofe. Unterwegs jedoch lauern der Baron von Hohenblat und der schlimme Sohn Karls, Charlot, ihm auf. Als bei dem Überfall Hüons junger Bruder Gerard von Charlot verwundet wird, wendet sich Hüon, um den Bruder zu retten, gegen Charlot und erschlägt diesen. Nach dem blutigen Strauß setzt Hüon seinen Weg fort, kommt an den kaiserlichen Hof und wird von Karl wohl empfangen; aber als man sich zur Tafel setzen will, läßt Hohenblat den Leichnam Charlots in den Saal tragen und klagt Hüon des Meuchelmordes an. Von wildem Schmerze gefaßt wirft der Kaiser sich neben dem Leichnam des Sohnes nieder und bricht in laute Klagerufe aus. Doch der angeschuldigte Ritter verteidigt sich, indem er der Wahrheit gemäß berichtet, daß er von Charlot meuchlings überfallen worden sei und nur in der Notwehr des Kaisers Sohn erschlagen habe. Karl hört indes nicht auf seine Worte; er reißt einem Knechte die Waffe aus der Hand und stürzt sich auf Hüon, der gleichfalls das Schwert zieht. Da gebietet der Abt von St. Denys, Hüons alter Oheim, Frieden, trennt die Streitenden und trägt, um zu beschwichtigen, dem Kaiser den wahren Verlauf der Angelegenheit vor. Trotzdem die Ritter und Fürsten jetzt Partei für Hüon ergreifen, befiehlt der beleidigte Kaiser, diesen in Haft zu nehmen. Aber die Ritter und der Abt erheben gegen diesen Befehl Einspruch, und so bestimmt endlich Karl, daß ein Zweikampf zwischen Hüon und Hohenblat den Streit entscheiden solle. In diesem ritterlichen Kampfe fällt Hohenblat, und Hüon steht nun durch solches Gottesurteil entsündigt vor dem Volke da. Trotzdem vermag der Kaiser nicht sein Rachegefühl zu unterdrücken, er will den Herzog Hüon auf ewig aus dem Reiche verbannen, sein Land und Gut soll der Krone anheimfallen. Erst den dringlichsten Bitten gelingt es, eine Begnadigung zu erwirken; doch der Kaiser stellt diese Bedingung: Hüon soll alsbald die Heimat verlassen, nach Babylon (Bagdad) ziehen, dort dem, welcher bei Tafel zur Linken des Kalifen sitzt, den Kopf abschlagen, die Erbin des Kalifenthrones dreimal als seine Braut öffentlich küssen und sich vom Kalifen vier seiner Backenzähne und eine Handvoll Haare aus seinem grauen Barte erbitten. Mit diesen Zeichen allein dürfe er zurückkehren, ohne diese sei Hüons Wiederkunft unmittelbarer Tod. Nichts kann den starrsinnigen Kaiser bewegen, dieses Gebot zurückzunehmen, das einem

Todesurteil gleichzukommen scheint, und so macht sich Hüon kühn entschlossen nach Babylon auf.

Erster Gesang, Stanze 12—28.

1. Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er: Kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Oc[1]) was Unerhörtes war.
„Ist dies der nächste Weg nach Bagdad?" fragt er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

2. Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen
Bald links bald rechts den ganzen langen Tag
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen
Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang hau'n.
Er ritt bergan, um freier umzuschau'n.
Weh ihm! der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

3. Was ganz natürlich war, deucht ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwachs'nen Wipfel;
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Zaum
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

4. Die dichte, rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen wiederhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben!

5. Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton

---

1) Die provençalische Sprache, Langued'oc, unterschieden von der nordranzösischen, Langued'oil; oc und oil (oui) = ja.

An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken[1]),
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt übern Rücken.
Allein den Mut, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezognem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.

6. Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und, zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höhn
Zu finden, fährt er fort dem Schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget,
So wie der Pfad sich senket oder steiget.

7. Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

8. Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammengeflickt, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

9. Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Notstand zu entdecken.
„Was hör' ich? ruft entzückt der alte Waldmann aus;
O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

1) erschlaffen.

10. Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirts das Beste thut.
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller."

11. Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs[1]) Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wallet.

12. „Wie ähnlich, ruft er, o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar!" — „Wem ähnlich?" fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus beßrer Zeit, so süß und auch so bitter!
Es kann nicht sein! — und doch, wie Euch dies schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh' ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott, sein Abdruck ganz und gar!
Nur er von breitrer Brust, und Eure Locken gelber.

13. Ihr seid der Sprache nach aus meinem Lande. Vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre weine.
Ach, ihn zu überleben war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen,
Und jetzt ihn wieder in Euch zu sehn, wie wunderbar!"

14. „Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,"
Versetzt der Jüngling. — „Sei es dann,
Fährt jener fort; genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen fühle,
Ist traun kein Wahn, und gönnet ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei Eurem Namen Euch nenne."
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."

---

1) Ein Zauberer.

15. „O, ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
So log mein Herz mir nicht! O tausendmal willkommen
In diesem einsamen, unwirtbar'n Teil der Welt!
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerten Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteu'r in Schimpf[1]) und Ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

16. Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieses Land verschlagen?"

17. Herr Hüon läßt am Feuerherd
Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn beschert,
Und etwas Honigseim gestärket,
Beginnt er seine Geschichte dem Wirt erzählen, der sich
Nicht satt an ihm sehen kann und stets noch was bemerket,
Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.

Nachdem Hüon dem aufmerksam lauschenden Waffengenossen seines Vaters von den Vorgängen, die ihn zur Fahrt ins Morgenland getrieben, erzählt hat, erbietet sich Scherasmin, ihn nach Babylon zu begleiten und in aller Not und Gefahr ihm zur Seite zu stehen. Sie brechen auf, und drei Tage sind sie schon unterwegs, als sie von einer Horde Araber überfallen werden, die aber von Hüon und Scherasmin überwältigt die Flucht ergreifen müssen. Auf ihrer weiteren Fahrt gelangen die beiden in einen Zauberwald; dort erblicken sie ein Schloß, aus dessen goldnen Thüren ein mit Leoparden bespannter Silberwagen ihnen entgegengefahren kommt, darin ein wunderschöner Knabe, der einen Lilienstab trägt. Erschreckt ergreift Scherasmin die Flucht und zieht Hüon mit sich fort. Da bricht ein fürchterliches Unwetter los; es donnert, kracht und braust rings um sie her, als ob der ganze Wald in Splitter geschlagen werden sollte. Der Geist des Waldes ruft Hüon zurück und klagt: „Was fliehst du mich? Du fliehst vor deinem Glück." Aber Scherasmin hält Hüon von der Umkehr ab und reißt ihn aufs neue zur Flucht fort. Plötzlich

1) Kurzweil, Spiel, Scherz.

hemmt eine Klostermauer die beiden auf ihrem Wege. Ohne langes Besinnen dringen sie in den Klosterhof ein, wo gerade das Namensfest der heiligen Agathe gefeiert wird. Da tritt mitten in das bunte Treiben der schöne Knabe, den sie im Walde gesehen haben; in dessen Gestalt birgt sich Oberon, der König der Elfen. Er bläst in ein elfenbeinernes Horn, und auf diese Töne hin beginnen sofort alle mit Ausnahme Hüons in leidenschaftlichem, tollem Tanze sich zu drehen und können nicht eher aufhören, als bis auf des Ritters Bitten Oberon seinen Lilienstab schwingend Einhalt thut. Der Zaubertanz ist eine Züchtigung des leichtfertigen Klostervolkes. Während dieses beschämt davon schleicht, wendet sich Oberon mit freundlichen Worten an Hüon und Scherasmin. Er kennt den Auftrag Hüons, und da er ihm seine Gunst und Hilfe zuwenden will, schenkt er dem Ritter sein Horn und einen goldenen Becher. Sobald er in Gefahr komme, solle er das Horn mit sanftem Hauche ertönen lassen, dann müßten alle tanzen, bis sie erschöpft zu Boden fielen; lasse er jedoch das Horn mit starkem Schalle erklingen, dann werde Oberon selbst zu seiner Hilfe herbeieilen. Der Becher aber werde sich stets mit Wein füllen, wenn ihn ein Guter an die Lippen bringe; in der Hand eines Bösewichts dagegen werde er leer bleiben, erglühen und dem Bösen Brandwunden zufügen. Mit der Mahnung, daß Hüons Herz sich nie durch Schwäche entehren möge, nimmt Oberon von seinem Schützling Abschied.

Hüon besteht darauf mit seinem Gefährten eine Reihe von Abenteuern; er besiegt den Riesen Angulaffer, bemächtigt sich des schützenden Zauberringes, den dieser dem Elfenkönig geraubt, und befreit Angela, die Braut des Prinzen von Libanon, sowie fünfzig andere Jungfrauen aus der Gefangenschaft, in der sie von Angulaffer in einem eisernen Turme gehalten wurden. Den Weiterziehenden bietet am Abend ein prächtiges, von Oberon hingezaubertes Zelt eine willkommene Ruhestätte. Im Traume sieht Hüon ein Mädchen von herrlicher Schönheit und wird von heftiger Liebe zu dieser Traumerscheinung ergriffen. Auf der weiteren Wanderung erlegt Hüon mit Hilfe der Kraft des Zauberringes einen Löwen, der einen Sarazenen zu zerreißen droht. Der befreite Fremdling wird aber als ein böser Mensch erkannt, indem der Becher Oberons, den Hüon ihm darbietet, in seiner Hand leer bleibt und glühend wird, worauf der Sarazene wuterfüllt schleunigst auf Hüons Pferd entflieht. Endlich kommt Hüon auf seines Begleiters Roß und Scherasmin auf einem Maultiere, das sie im nächsten Dorfe gekauft, am Ziele der Reise, in Bagdad an. Dort finden sie in der Hütte eines alten Mütterchens Unterkunft und hören, daß am folgenden Tage Rezia, die Tochter des Sultans, mit dem Drusenfürsten Babekan vermählt werden solle. Aber Rezia habe im Traume einen herrlichen Jüngling mit blauen Augen und langem gelben Haar, in Ritterschmuck, an der Seite eines Zwerges,

der einen blühenden Lilienstengel trug, gesehen und wolle von dem ihr bestimmten Bräutigam nichts wissen. Dabei erfährt Hüon, daß der Löwe, den er erlegt hat, ein Ungeheuer war, das Babekan, der Bräutigam Rezias, um dieser seine Tapferkeit zu beweisen, bekämpfen sollte, und daß der Sarazene, den Hüon befreite, eben dieser Babekan war. Am andern Morgen teilt die Alte, welche Hüon und Scherasmin beherbergt, der Prinzessin Rezia mit, daß der Ritter, von dem diese geträumt habe, in Bagdad weile. An demselben Tage soll die Hochzeit Rezias mit Babekan glänzend gefeiert werden, und als die Geladenen alle beim festlichen Mahle sitzen, tritt Hüon mit edlem ritterlichen Anstand in den Saal.

Fünfter Gesang, Stanze 34—80.

1. Schon tönen Zimbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitssaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunst doppelt schwer,
Und freier schon beginnt die Freude auszuschweifen;
Der Braut allein teilt sich die Lust nicht mit,
Die in des Bräutigams Augen glühet:
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,
Herr Hüon in den Saal mit edler Freiheit tritt.

2. Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ihrer Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernsten Blick gesenkt;
Auch der Kalif, den Becher just zu leeren
Beschäftigt, läßt sich nicht in seinem Opfer stören;
Nur Babekan, den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen Hals.

3. Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,
Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken selbst der Straf' entgegenbieget.
Rasch, wie des Himmels Flamme, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden flieget,
Und hoch aufbrausend überspritzt
Sein Blut den Tisch und den, der ihm zur Seite lieget.

4. Wie der Gorgone furchtbar's Haupt
In Perseus' Faust den wild empörten Scharen
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,

So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht zum Felsen hingebannt:

5. So stockt auch hier, beim Anblick solcher kecken,
Verräterischen That, des frohen Blutes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren all zuhauf,
Als säh'n sie ein Gespenst, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert. Allein gelähmt vom Schrecken,
Erschlafft im Ziehn der Arm, und jedes Schwert blieb stecken;
Ohnmächt'gen Grimm im starren Blick,
Sank sprachlos der Kalif in seinen Stuhl zurück.

6. Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerei;
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach sei;
Und wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
„Sie ist's! sie ist's!" ruft er und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

7. „Er ist's!" beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im Angesicht der Tafelrunde
Sie liebeskühn in seine Arme nahm
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine Büste
Sich zwischen Lieb' und jungferlichem Gram
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küßte!

8. Schon hatt' er sie zum zweiten Mal geküßt.
Wo aber nun den Trauring herbekommen?
Zum Glücke, daß der Ring an seinem Finger ist,
Den er im Eisenturm dem Riesen abgenommen.
Zwar wenig noch mit dessen Wert vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlechtste kaum geringer;
Doch steckt er ihn aus Not jetzt an des Fräuleins Finger
Und spricht: „So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!"

9. Er küßt mit diesem Wort die sanft bezwungne Schöne
Zum dritten Mal auf ihren holden Mund.
„Ha! schreit der Sultan auf und knirscht und stampft den Grund
Vor Ungeduld, ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist Verrat!
Und tropfenweis erpreßt versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!"

10. Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh' sie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von Lieb' und Angst entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild
Der seinigen — der andre Arm bemeistert
Sich seines Schwerts. „Zurück, Verwegne!" schreit sie wild.

11. „Zurück! es ist kein Weg zu diesem Busen
Als mitten durch den meinen!" ruft sie laut;
Und ihr, noch kaum so sanft wie Amors holde Braut,
Giebt die Verzweiflung jetzt die Augen von Medusen.
„Vermeßne, haltet ein! ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O schone sein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O, spart mein Blut in euer beider Leben!"

12. Umsonst! des Sultans Wut und Dräu'n
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schrein
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen,
Noch übrig als sein Horn von Elfenbein?
Er setzt es an den Mund und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

13. Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen
Der Emirn Hände sich zu tänzerischen Ringen;
Ein lautes Hussa schallt bacchantisch durch den Saal,
Und jung und alt, was Füße hat, muß springen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl;
Nur Rezia, bestürzt, dies Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

14. Der ganze Diwan dreht im Kreis
Sich schwindelnd um; die alten Bassen[1]) schnalzen
Den Takt dazu, und wie auf glattem Eis
Sieht man den Imam selbst mit einem Hämling[2]) walzen.
Noch Stand, noch Alter wird gespart;
Sogar der Sultan kann der Lust sich nicht erwehren,
Faßt seinen Großwesir beim Bart
Und will den alten Mann noch einen Bocksprung lehren.

1) Bassa = Pascha. 2) Haremswächter.

15. Die nie erhörte Schwärmerei
Lockt bald aus jedem Vorgemache
Der Kämmerlinge Schar herbei,
Sodann das Frauenvolk und endlich gar die Wache.
Sie all' ergreift die lust'ge Raserei:
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frei;
Die Gärtner selbst in ihren bunten Schürzen
Sieht man sich in den Reihn mit jungen Nymphen stürzen.

16. Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Atems fast beraubt.
„Welch Wunder! ruft sie aus, und just in dem Momente,
Wo nichts als dies uns beide retten könnte!"
„Ein guter Genius ist mit uns, Königin,"
Versetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen
Der Tanzenden sein treuer Scherasmin
Mit Fatmen gegen sie gelaufen.

17. „Kommt, keucht er, lieber Herr! Wir haben keine Zeit,
Dem Tanzen zuzusehn; die Pferde stehn bereit,
Die ganze Burg ist toll, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt als wie ein lastbar Tier."
„Sei ruhig, spricht der Held, noch ist's nicht Zeit, zu gehen,
Erst muß das Schwerste noch geschehen."

18. Die schöne Rezia erblaßt bei diesem Wort,
Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:
„Warum verziehn? warum am steilen Bord
Des Untergangs verziehn? O laß mit Flügelschritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer Feinde Sinnen bind't!"
Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

19. Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;
Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und in der atemlosen Brust
Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken.
Zur Marter ward die unfreiwill'ge Lust.
Durchnäßt, als stieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf seine Ottomane.

20. Mit jedem Augenblick fällt, starr und ohne Sinn,
Da, wo rings um die Wand sich Polster schwellend heben,
Ein Tänzer nach dem andern hin.
Emirn und Sklaven stürzen zappelnd neben
Göttinnen des Serails, so wie's dem Zufall deucht,
Als ob ein Wirbelwind sie hingeschüttelt hätte,
Sodaß zugleich auf einem Ruhebette
Der Stallknecht und die Favoritin keucht.

21. Herr Hüon macht die Stille sich zu nutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht,
Läßt seine Königin nah bei der Thür im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner Hut
Zu sein gebeut, giebt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein und naht sodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch schwach und matt,
Auf einen Polsterthron sich hingeworfen hat.

22. In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln
Leis atmend die Erwartung ringsumher.
Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel schwer,
Bestreben sich die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehen, der sich, nach solcher That,
Mit unbewehrter Hand und bittenden Gebärden
Dem stutzenden Kalifen langsam naht.
„Was, denkt man, wird aus diesem allen werden?"

23. Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,
Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden
Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu sagen hart,
Doch meinem Herrn den Mund so wie den Arm zu lehnen,
Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Handvoll Haar aus deinem Silberbart."

24. Er spricht's und schweigt und steht gelassen,
Des Sultans Antwort abzupassen.
Allein wo nehm' ich Atem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern?
Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestüm
Er auf vom Throne springt? wie seine Augen glotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern strotzen?

25. Er starrt umher, will fluchen, und die Wut
Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.
„Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihm Glied für Glied, zapft sein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! Weg mit ihm in die Flammen!
Die Asche streut in alle Winde aus!
Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

26. Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüstet,
Und wagt's, sie selber auszuziehn?" —
„Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig sein, versetzt ein alter Khan;
So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimal hunderttausend Mann."

27. „Kalif von Bagdad, spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, laß alles schweigen hier
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter.
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

28. Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gutzumachen;
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entschließe dich, von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

29. Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,
Der mehr vermag als alle deine Scharen.
Wähl' jetzt das beste Teil, wofern du weise bist!"

30. Indes an Kraft und Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich der jugendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft spricht, so mutig dar sich stellt,
Beugt Rezia von fern, mit glühend roten,
Entzückten Wangen, liebevoll
Den schönen Hals nach ihm, doch schaudernd, wie der Knoten
Von all den Wundern sich zuletzt entwickeln soll.

31. Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,
So fängt der alte Schach wie ein Besessner an
Zu schrein, zu stampfen und zu pochen,
Und sein Verstand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräu'n,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

32. Doch Hüon, eh' sie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,
Schlägt um sich her damit als wie mit einer Keule
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die Wand.
Ein großer goldner Napf, vom Schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln viel' am Boden um ihn her,
Die seinem Grimm zu nah gekommen.

33. Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im Schlachtgedräng zu sehn und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der süßen Augenweide;
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angstgeschrei; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das Hifthorn an
Und bläst, als läg' ihm ob, die Toten aufzublasen.

34. Die ganze Burg erschallt davon und kracht,
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht;
Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
Und unter stetem Donner schwankt
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln Trunknen gleich; Gehör, Gesicht vergehen,
Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und Speer,
Und gruppenweis liegt alles starr umher.

35. Der Sultan, übertäubt von so viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm ist nervenlos, sein Atem schwer,
Sein Puls schlägt matt und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Liliendust,
Und wie ein Engelsbild ob einer Totengruft
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen.

36. Ein lauter Schrei des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.

37. „Gut, Hüon, spricht der Geist, du hast dein Ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank ist dir dies schöne Weib beschieden!
Doch eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließet,
Eh' sie vielleicht mit unfruchtbarer Reu'
Die rasche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schicksal frei.

38. So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren ward,
Um sich auf ungewisse Fahrt
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen,
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals Schläge tragen,
(Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau zu fragen.

39. Noch, Rezia, wenn dich die Wage schreckt,
Noch steht's bei dir, den Wunsch der Liebe zu betrügen:
Sie schlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, sobald mein Stab sie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Verzeihn, trotz dem, was er dabei verlor,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller Welt sich angebetet sehen."

40. Hier schwieg der schöne Zwerg. Und bleicher als der Tod
Steht Hüon da, das Urteil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der grausame, bedroht.
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu bestechen,
Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltnem Schmerz
Und läßt nicht einen Blick zu seinem Vorteil sprechen.

41. Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuß,
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig deucht ihr noch, was sie verlassen muß,
Um alles, was sie liebt, in Hüon zu besitzen!
Von Scham und Liebe rot bis in die Fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenguß
In seinem Arm, indem hoch schlagend von Entzücken
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

42. Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündnis legen,
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebesschwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,
Euch sicher an den Strand von Askalon zu bringen."

43. Er sprach's, und eh' des letzten Wortes Laut
Verklungen war, entschwand er ihren Augen.
Wie einem Traum entwacht, steht Hüons schöne Braut,
Den süßen Duft begierig aufzusaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der wie in Todesschlummer
Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmutsvoller Kummer
Mischt Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

44. Sie hüllt sich ein. Herr Hüon, dem die Liebe
Die Sinne schärft, sieht nicht so bald
Ihr Herz beklemmt, ihr schönes Auge trübe,
So drückt er sie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,
Zum Saal hinaus. „Komm, spricht er, eh' die Nacht
Uns überrascht und jeder Arm erwacht,
Den uns zu lieb der Geist mit Zauberschlag gebunden.

45. Komm, laß uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht
Ein neuer Feind vielleicht zu sperren sucht,
Und sei gewiß, sind wir nur erst geborgen,
Wird unser Schützer auch für diese Schläfer sorgen."
Dies sprechend trägt er sie mit jugendlicher Kraft
Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer Flucht verschafft;
Und eine süßre Last hat nie ein Mann getragen.

46. Die ganze Burg ist furchtbar still und leer
Wie eine Gruft, und Leichen ähnlich liegen
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht, der Wagen wird bestiegen;
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht allein,
Mit Scherasmin steigt auch die Amme hastig ein.
Sie, die zum ersten Mal so viele Wunder siehet,
Die arme Frau weiß nicht, wie ihr geschiehet.

47. Wie wird ihr, da sie rückwärts schaut
Und sieht an Pferde Statt vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! Wie schaudert ihr die Haut,
Da sie emporgelupft und durch die Luft getragen
Sich fühlt, und kaum zu atmen sich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuschlagen,
So schwer bepackt der Wagen sich erhebt
Und, steter als ein Kahn, auf leichten Wolken schwebt!

So hat Hüon des Kaisers Befehle gemäß den Tischnachbar des Kalifen getötet und des letzteren Tochter Rezia zur Braut gewonnen; Oberon aber bringt ihm in einem Kästchen die geforderten Backenzähne und Barthaare des Kalifen, die einer seiner dienstbaren Geister dem Herrscher von Bagdad, während er erstarrt im Lehnstuhl lag, unbehindert ausgezogen hatte. Hüon und Rezia, begleitet von Scherasmin und Fatme der Amme Rezias, treten nunmehr auf Oberons Befehl die Fahrt nach Lepanto, Salerno und Rom an. Unterwegs führt Hüon seine Braut in das Christentum ein, Rezia wird getauft und nimmt als Christin den Namen Amanda an. Während der Seefahrt erzählt Scherasmin, wie sich Oberon und seine Gemahlin Titania entzweit haben, weil diese eine ungetreue Frau in ihren Schutz nahm. Infolgedessen habe Oberon gelobt, sich nicht eher mit Titania zu versöhnen, als bis er ein getreues Paar gefunden habe, das eher den Tod in Flammen wähle, als daß es seiner Liebe untreu werde.

Nach glücklicher Fahrt wird Griechenland erreicht und von Lepanto aus Scherasmin zu Kaiser Karl abgesandt, um diesem des Kalifen Zähne

und Barthaare zu überbringen, während Hüon mit Rezia und Fatme nach Salerno weitersegelt. Da aber Hüon ein Gelübde verletzt, das er Oberon abgelegt hat, läßt der Elfenkönig in seinem Zorn einen furchtbaren Sturm losbrechen und Hifthorn und Becher von Hüons Seite verschwinden. Und als der Hauptmann des Schiffes vorschlägt, zu losen, was für ein Opfer der Himmel verlange, der vielleicht um der Schuld eines einzigen willen das ganze Schiff verfolge, zieht Hüon das Todeslos. Freudig bereit, sein Leben zum Opfer zu bringen, stürzt Hüon sich in das Meer, doch mit ihm zugleich springt die treue Rezia hinab in die Fluten. Der Zauberring aber läßt sie nicht untergehen, sie werden von den Wogen auf ein ödes Felseneiland getragen. Dort verleben sie eine lange Zeit der größten Not, bis sie in der Hütte des Einsiedlers Alfonso eine Zuflucht finden. Unter Entbehrungen, aber doch glücklich in ihrer Liebe bringen sie hier ihre Tage in strenger Arbeit hin. Ein Sohn wird ihnen geboren, und allmählich gestaltet sich ihre Lage infolge ihrer Thätigkeit und ihres Fleißes besser. Aber die Zufriedenheit und das Glück, das sie hier zu finden scheinen, wird bald wieder gestört, indem Amanda, als sie ihr plötzlich verschwundenes Kind sucht, von Seeräubern ergriffen und an den Sultan von Tunis verkauft wird. Hüon bemüht sich zwar, Amanda den Seeräubern zu entreißen, wird aber an einen Baum gebunden und so seinem Schicksal überlassen. Doch Titania beschützt die Liebenden. Auch Oberon vermag noch ein einziges für Hüon zu thun, indem er durch einen seiner Geister die Stricke lösen und Hüon nach Tunis entführen und auf eine Steinbank legen läßt, die vor der Thür des alten Ibrahim steht, des Aufsehers über die Gärten des Serails. Dort trifft der Ritter unvermutet mit Scherasmin zusammen, der ebenso wie Fatme in Diensten Ibrahims steht. Scherasmin hat das Kästchen noch bei sich; seltsame Schicksale haben ihn nach Tunis verschlagen, wo er mit Fatme zusammentraf. Hier erfährt Hüon, daß das Schiff der Seeräuber, die Amanda entführten, untergegangen und nur Amanda gerettet worden ist; die Sultanin Almansaris hat sich ihrer angenommen, und in einem Sommerhause derselben ist ihr ein Gemach zur Wohnung angewiesen worden. Um Amanda wiederzugewinnen, tritt Hüon als Gärtner in Ibrahims Dienste. Amanda lebt am Hofe des Sultans Almansor und seiner Gemahlin unter dem Namen Zoradine, während Hüon als Gärtner und Neffe Ibrahims den Namen Hassan erhält. Bald wird die Fürstin Almansaris von einer heftigen Liebe zu Hüon erfaßt, klagt diesen aber, da er Amanda unerschütterlich treu bleibt, bei Almansor an, daß er sie mit seiner Liebe verfolge. Infolgedessen wird Hüon von Almansor zum Feuertode verurteilt, und als Amanda dem Sultan bekennt, daß Hüon ihr Gatte sei, und flehentlich um dessen Leben bittet, wird auch sie von dem erzürnten Herrscher dem Flammentode überantwortet. Schon steht der gräßliche Scheiterhaufen aufgetürmt, schon

ist das liebende Paar an einen Marterpfahl gebunden, da schwebt plötzlich Oberons Horn wieder an Hüons Halse. So nahe dem furchtbaren Tode plötzlich freudig überrascht und von neuer Lebenshoffnung erfüllt, läßt dieser es sofort ertönen, sodaß die Knechte, die eben den Holzstoß anzünden wollen, sowie alle, die herbeigeströmt sind, das schreckliche Schauspiel zu sehen, wie von einem tollen Taumel ergriffen tanzen müssen. Durch Scherasmin und Fatme werden die Liebenden von ihren Banden befreit, und plötzlich kommt der Wagen Oberons durch die Wolken herab und entführt sie nach Oberons Palast. Durch die auch im Angesichte des Todes nicht wankende Treue Hüons und Rezias sind Oberon und Titania wieder versöhnt worden, und das getreue Paar wird von dem Elfenkönig und seiner Gemahlin mit einem Myrtenkranze gekrönt. Zugleich giebt ihnen, um ihr Glück voll zu machen, Titania ihr Kind wieder, das sie einstweilen in ihren Schutz genommen hatte. Darauf verschwindet das Schloß Oberons, und Hüon und die Seinen sehen sich plötzlich in die Heimat, ins Frankenland, versetzt. Alsbald eilt Hüon mit Rezia an den Hof Karls, um dem Kaiser des Sultans Barthaare und Zähne zu überbringen und Rezia, die Erbin des Sultans, vor Karls Thron zu führen. Der Kaiser, hocherstaunt, empfängt den edeln aus allen Fährlichkeiten glücklich wiedergekehrten Herzog freundlich, der alte Groll in seiner Brust stirbt, und indem er liebevoll Hüons Hand schüttelt, spricht er:

„Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!"

Gottfried August Bürger.

Er wurde 1747 zu Molmerswende am Harz geboren, besuchte das Pädagogium in Halle und bezog daselbst 1764 die Universität, um Theologie zu studieren. Wegen seines wüsten Lebens, in welches er wohl aus Abneigung gegen dieses Studium geraten war, wurde er von seinen Angehörigen veranlaßt, nach Göttingen überzusiedeln, um dort die Rechte zu studieren. Hier machte er die Bekanntschaft Boies, der sein ausgezeichnetes Dichtertalent erkannte. Er nahm sich seiner an, führte ihn in den „Dichterbund" ein und verschaffte ihm später die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen. Doch bald ließ sich Bürger als Docent an der Universität Göttingen nieder, wo er über Ästhetik und deutschen Stil las und 1789 Professor wurde. Nach einem Leben, reich an Verirrungen, Sorgen und Leiden, starb er hier 1794 in tiefer Reue über sein verfehltes Dasein.

Das größte Verdienst erwarb sich Bürger auf dem Gebiete der Ballade[1]), welche er nach englischem Muster umgestaltete und so von

1) Die Ballade ist ähnlich der Romanze ein Lied erzählender Art und entlehnt ihren Stoff vielfach der Volkssage.

neuem in die deutsche Litteratur einführte, indem er die bis dahin übliche bänkelsängerische Sprache mit einer echt volksmäßigen und doch poetischen und würdigen vertauschte. Seine schönsten Balladen sind: „Der Kaiser und der Abt" (II, 246), „Das Lied vom braven Mann" (III, 258), „Der wilde Jäger" sowie besonders seine 1774 erschienene „Lenore", welcher eine in Nord- und Mitteldeutschland heimische Volkssage von dem in der Schlacht gefallenen und die Geliebte im nächtlichen Ritte bei Mondenschein zum Grabe abholenden Bräutigam zu Grunde liegt. (Vergl. „Der nächtliche Reiter" S. 148.) Neben den Balladen sind noch seine in volkstümlichem Tone gehaltenen Lieder sowie seine Sonette („An das Herz" u. a.) hervorzuheben, welch letztere zu dem Besten, was wir in dieser Form haben, gehören. — „Der Schatzgräber" I, 214.

1. Lenore.

1. Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?" —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!" rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!" manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Gebärde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?" —
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!" —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohl gethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr von nöten." —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern." —

„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben.“ —

8. „Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann,
Im fernen Ungarlande,
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.“ —

9. „O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk an Gott und Seligkeit;
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.“ —

11. „O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.“ —

12. So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Thu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?“ —
„Ach, Wilhelm, du? .... So spät bei Nacht? ....
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?“ —

15. „Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen.“ —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“ —

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.

Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen." —

17. „Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut ins Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen." —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Toten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette." —

18. „Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?" —
„Weit, weit von hier!.... Still, kühl und klein!....
Sechs Bretter und zwei Brettchen!" —
„Hat's Raum für mich?" — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." —

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände;
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch?.... Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach nein!.... Doch laß die Toten!" —

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?..
Horch Glockenklang! horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!...
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!" —

23. Still Klang und Sang.. die Bahre schwand...
Gehorsam seinem Rufen
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!

Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach! laß sie ruhn, die Toten!" —

25. Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sa sa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

26. Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch?.. Der Mond scheint hell!
Hurra! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„O weh! Laß ruhn die Toten!" —

28. „Rapp'! Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft..
Bald wird der Sand verrinnen..
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft..
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle." —

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! ha sieh! im Augenblick —
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

2. Der wilde Jäger.

1. Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Hallo, hallo zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

3. Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horrido und Hussasa.
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbers Blinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht;
Graß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz' vom Aug' wie Ungewitter.

5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt."
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmet deines Hornes Klang,
Sprach der zur Rechten sanftes Muts,
Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!" —

7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!
Fiel rasch der linke Ritter drein.
Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenem nicht bethören!" —

8. „Ha! wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn!
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!" —

9. Und hurre, hurre, vorwärts ging's,
Feldein und aus, bergab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen!"

11. Das Wild duckt sich ins Ährenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!"

12. Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

13. „Hinweg, du Hund! schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an.

Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Hallo, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!" —

14. Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feldein und aus, bergab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

16. Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!"

18. Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

19. „Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst
Und jede Vettel noch dazu!

So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

20. Hallo, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!" —
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf;
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

22. Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horrido und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

23. „Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!"

24. Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das, ruft er, macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!"

26. Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Hallo, Gesellen, drauf und dran!“
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann,
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Totenstille.

27. Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

28. Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer wie ein Grab.
Dumpf rauscht es wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme
Dies Urtel eine Donnerstimme:

29. „Du Wütrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

30. Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt,
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu fronen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!“ —

31. Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub.
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

32. Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!

Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft sich auf durch Wald und Feld
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

Johann Heinrich Voß.

Zu Sommersdorf in Mecklenburg 1751 geboren, besuchte Voß die Schule zu Neubrandenburg, 1772 die Universität Göttingen. Er war der Mitbegründer und die eigentliche Seele des Hainbundes und übernahm bald von Boie die Herausgabe des Musenalmanachs. Später wirkte er als Rektor in Otterndorf und Eutin, dann in Jena, wo er mit Goethe und Schiller zusammentraf, und endlich in Heidelberg, wo er als badenscher Hofrat 1826 starb. Er war eine nüchterne, aber gutmütige und herzliche Natur, dabei von einer Festigkeit, die sich sogar zu erbitterter Schroffheit

steigerte, wie das spätere Verhältnis zu den Stolbergs beweist. Als Dichter versuchte er sich in allen Arten der Lyrik; besonders ist er berühmt durch seine Idyllen[1]), — Der siebzigste Geburtstag, Luise — von denen er auch einige in plattdeutscher Mundart schrieb. Dadurch gab er die erste Anregung zur Dialektdichtung. Das höchste Verdienst aber erwarb er sich durch seine klassischen Verdeutschungen antiker Dichter, von denen hervorzuheben sind: Übersetzung der Odyssee (1781), der Ilias (1793) und des Vergil. Durch sie brach er der in der Weltlitteratur einzig dastehenden Übersetzungskunst der Deutschen Bahn und förderte einerseits Sprache und Verskunst, andrerseits, was noch bedeutender war, die Kenntnis und Aufnahme der klassischen Werke des Altertums auch außerhalb der gelehrten Kreise.

1. Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille[2]) gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchts voll schwellender Haare geziert war, —
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster,
Der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis,
Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Murmeln
10 Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener[3]) Jacke,
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebeten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirche, mit Not vollendet die Laufbahn
20 Durch die lateinische Schul' und die teuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz
Und seit kurzem vermählt mit der wirtlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags

1) Die Idylle oder das Idyll (griech. eidyllion = Bildchen) ist eine poetische Erzählung, welche ihren Stoff dem schlichten täglichen Leben entnimmt, die auf geringes Maß beschränkte Handlung ohne ernstliche Störung verlaufen läßt und zur lebendigen Veranschaulichung mit Vorliebe sich der Kleinmalerei bedient.

2) Predigtbuch. 3) von Kalmank oder wollenem Atlas.

Edlen Tabak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
30 Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nennten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter.
„Gutes gewollt mit Vertraun und Beharrlichkeit führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste, solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weintest: Frau, nur geduldig!
Bet' und vertrau! Je größer die Not, je näher die Rettung!
40 Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kömmt an!"
Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirtung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter,
Hatte gefegt und geuhlt[1]) und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
50 Mit rotblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke[2]) von Messing,
Desem[3]) und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
60 Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing,
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)

1) uhlen = mit der Uhle (Kehreule), einem Besen aus Borsten, abstäuben.
2) Feuerkieke = ein blechernes Feuerkästchen zum Wärmen der Füße.
3) Desem = Schnellwage, von decem.

Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
70 Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und der hüpfenden Krähn Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:
„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
80 Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kömmt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf. Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz. Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urteil!"
Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
90 Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis, an der anderen Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blechene Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims enthob sie ein paar Thonpfeifen mit Posen,[1])
100 Grün und rot, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür' halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,

1) Federspulen.

Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
110 Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Auftau'n."
Und der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
120 Nur ein wähliges[1]) Paar, wie das unsrige, dammelt[2]) hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog und leckten die Hand und ließen sich krauеln."
Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feu'rung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Über der Glut in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein würzig
130 Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele[3]) durchräuchernd
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der Linken und drehete munter den Knopf um
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
140 Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht, sonst geht ihm der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankömmt!"

1) wohlgemut, munter. 2) schlendert. 3) Hausflur.

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
150 Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes,
Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzlige Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor."
Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlinglad' hin:
160 „Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher denn not ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelig zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, — siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
170 Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
„Mutter, es kömmt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Unter ihr bebten die Knie, und sie lief mit klopfendem Herzen,
Atemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die mutigen Ross' in den Hofraum,
Blankgeschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben beschneit und dampfend die Renner.
180 Mütterchen rief: „Willkommen, daher! Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch? und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?" Dann, für sich selber
Nur zu sorgen, ermahnt: „Laßt, Kinderchen! sprach sie; dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters.
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's; und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack
Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,

190 Zog dann beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken;
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!"
Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
200 Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz, willkommen noch einmal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmütigen Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht rot glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich duze dich, weil du es forderst.
210 Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!"
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos'te die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb; ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rotes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
220 Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag!"
Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leise die Thür' und ließ die Kinder hineingehn.
230 Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

2. Der Herbstgang.

1. Die Bäume stehn der Frucht entladen,
Und gelbes Laub verweht ins Thal;
Das Stoppelfeld in Schimmerfaden
Erglänzt am niedern Mittagsstrahl.
Es kreist der Vögel Schwarm und ziehet;
Das Vieh verlangt zum Stall und fliehet
Die magern Au'n, vom Reife fahl.

2. O, geh am sanften Scheidetage
Des Jahrs zu guter Letzt hinaus
Und nenn' ihn Sommertag und trage
Den letzten, schwer gefundnen Strauß!
Bald steigt Gewölk, und schwarz dahinter
Der Sturm und sein Genoß, der Winter,
Und hüllt in Flocken Feld und Haus.

3. Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet
Die Freuden im Vorüberfliehn,
Empfängt, was kommt, unüberraschet,
Und pflückt die Blumen, weil sie blühn.
Und sind die Blumen auch verschwunden,
So steht am Winterherd' umwunden
Sein Festpokal mit Immergrün.

4. Noch trocken führt durch Thal und Hügel
Der längst vertraute Sommerpfad.
Nur rötlich hängt am Wasserspiegel
Der Baum, den grün ihr neulich saht.
Doch grünt der Kamp[1]) von Winterkorne,
Doch grünt, beim Rot der Hagedorne
Und Spillbeer'n[2]), unsre Lagerstatt!

5. So still an warmer Sonne liegend,
Sehn wir das bunte Feld hinan
Und dort, auf schwarzer Brache pflügend
Mit Lustgepfeif', den Ackermann;
Die Krähn in frischer Furche schwärmen
Dem Pfluge nach und schrein und lärmen,
Und dampfend zieht das Gaulgespann.

1) Ein mit Graben oder Zaun eingefaßtes Stück Feld.
2) Die roten Beeren des Spillbaums, Pfaffenhütlein genannt.

6. Natur, wie schön in jedem Kleide!
Auch noch im Sterbekleid wie schön!
Sie mischt in Wehmut sanfte Freude
Und lächelt thränend noch im Gehn.
Du, welkes Laub, das niederschauert,
Du, Blümchen, lispelst: Nicht getrauert!
Wir werden schöner auferstehn!

---

3. Neujahrslied.

1. Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag:
Trinkt, Brüder, in die Runde,
Und wünscht ihm Segen nach.
Zu jenen grauen Jahren
Entfliegt es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel
Und führt' uns näher an das Ziel.

2. In stetem Wechsel kreiset
Die flügelschnelle Zeit:
Sie blühet, altert, greiset,
Und wird Vergessenheit;
Kaum stammeln dunkle Schriften
Auf ihren morschen Grüften.
Und Schönheit, Reichtum, Ehr' und Macht
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.

3. Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle strebend,
Mit Freunden fröhlich war?
Ach, mancher ist geschieden
Und liegt und schläft in Frieden!
Klingt an, und wünschet Ruh hinab,
In unsrer Freunde stilles Grab.

4. Wer weiß, wie mancher modert
Ums Jahr, versenkt ins Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menschen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter
Wehn oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt, wünscht dem Freund
Im stillen Grabe Ruh und weint.

5. Der gute Mann nur schließet
Die Augen ruhig zu;
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh.
Er schlummert kurzen Schlummer
Nach dieses Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne seiner bessern Welt.

6. Auf, Brüder, frohes Mutes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut ist, findet Gutes
Im Leben und im Tod!
Dort sammeln wir uns wieder
Und singen Wonnelieder.
Klingt an, und: Gut sein immerdar!
Sei unser Wunsch zum neuen Jahr!

Ludwig Hölty.

Hölty wurde 1748 zu Mariensee im Hannöverschen geboren, war wie Voß Mitbegründer des Hainbundes, erkrankte aber bald nach Vollendung seiner Studien und starb noch nicht 28 Jahre alt in Hannover 1776.

Er war eine infolge seines unheilbaren Leidens eigentümlich geartete Natur, in der sich mit der Lust und Freude an einem reinen, ungetrübten Dasein tiefe Schwermut verband. Seine Lieder, welche sich durch Einfachheit in der Form auszeichnen, sind daher Ausdrücke froher Gefühle, süßer Träume und wehmütiger Ahnungen; am bekanntesten ist Der alte Landmann an seinen Sohn: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" Vergl. Frühlingslied, Teil I, 260.

1. Das Landleben.

1. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2. Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

3. Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frührot
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

4. Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

5. Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus,
Trinkt den Atem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.

6. Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.

7. Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

8. Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Totenkranz

9. Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

10. Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

2. Mailied.

1. Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüten keimen
Den Gartenbäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

2. Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz
Auf grünen Auen,
Ihr schönen Frauen,
Pflückt einen Kranz
Und haltet Tanz.

3. Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Daß wir des Maien
Uns nicht mehr freuen,
Wer weiß, wie bald
Sie, leider, schallt.

4. Drum werdet froh,
Gott will es so,
Der uns das Leben
Zur Lust gegeben.
Genießt die Zeit,
Die Gott verleiht.

3. Aufmunterung zur Freude.

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4. Noch tönt der Busch von Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh!

5. O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

4. Lebenspflichten.

1. Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

2. Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe,
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.

3. Ungewisser, kurzer Dau'r
Ist dies Erdenleben,
Und zur Freude, nicht zur Trau'r
Uns von Gott gegeben.

4. Gebet Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei frohem Becherklang
Unter grünen Linden.

5. Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauschet summen.

6. Fühlt, solang' es Gott erlaubt,
Wonn' im Saft der Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt sie euch zu rauben.

---

5. Elegie[1]) bei dem Grabe meines Vaters.

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh.

2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

3. Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

4. Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehovahs Throne,
Und Jehovah höret dich.

5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

6. Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

7. Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.

---

1) Die Elegie, vom griech. elegeia, élegos Klagelied, Trauergesang, ist das Lied der ernsten Betrachtung oder wehmütigen Klage über die Vergänglichkeit des Irdischen und besteht entweder aus Distichen, dem eigentlich elegischen Versmaße, welches aus einem Hexameter und Pentameter gebildet ist, oder aus langen Strophen und langen reimenden Versen. Pentameter: ⏑⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑⏑.

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n!
Schlummre, wie im stillen Heiligtume,
Hingesäetes Gebein!

---

6. Auftrag.

1. Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

2. Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

3. Oft, sagt er staunend, tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten leise, wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten.

Matthias Claudius.

Claudius, 1740 in Holstein geboren, lebte fast ausschließlich in Wandsbeck bei Hamburg. Er schloß sich eng an die Mitglieder des Hainbundes an, obgleich er nicht in Göttingen, sondern in Jena studiert hatte, gab unter dem Namen Asmus den „Wandsbecker Boten", eine volkstümliche Wochenschrift, heraus, wurde Revisor der holsteinischen Bank und starb 1815 in Hamburg.

In seinen Gedichten drückt sich neben inniger Frömmigkeit schalkhafter Humor und volksmäßige Naivetät aus, sodaß viele von ihnen zu Volksliedern geworden sind; seine Prosa ist leicht und gefällig.

Abendlied eines Bauersmanns Teil I, 257. Ein Lied hinterm Ofen zu singen I, 272. Sonnenaufgang im Mai II, 296. Abendlied II, 297. Deutsches Weihelied II, 312.

1. Rheinweinlied.

1. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Ungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wär' so stille,
Und doch voll Kraft und Mut!

4. Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle wert.

5. Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6. Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Koboltkuchen
Und etwas Lausegold.

7. Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

8. Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

9. So trinkt ihn denn, und laßt uns allewege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

---

2. Am ersten Maimorgen.

1. Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

2. Denn er kommt mit seiner Freuden Schar
Heute aus der Morgenröte Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

3. Und sein Antlitz ist ihm rot und weiß,
Und er träuft von Tau und Duft und Segen —
Ha! Mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.

---

3. Zufriedenheit.

1. Ich bin vergnügt. Im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch, nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

2. Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
Des Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alledem,
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

3. Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug;
Wer klug ist, wünscht nicht sehr.
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

4. Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf,
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

5. Recht thun und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Mut
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

6. Ich bin vergnügt. Im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch, nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

---

4. Bei dem Grabe meines Vaters.

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken. — Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

5. Von der Freundschaft.

Ich habe dir in der vorigen Lektion die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sei überall; der andere: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund, und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunderfreundschaften" zu nennen! Wenn du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl, und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse,[1]) da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's not ist, und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul,

1) Empfindsamkeit, Zartgefühl.

sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund; ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärest du denn sein Freund? das soll ja jeder wildfremde, unparteiische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum salis[1]) versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müsse.

Es giebt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde; nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie, und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein. Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postskript. Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

---

6. An meinen Sohn Johannes.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wiederkommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

1) „Ein Körnchen Salz“ bedeutet ein wenig Verstand oder Urteilskraft, verständige Einschränkung eines aufgestellten Satzes.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rat geben und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht besteht.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur: alle andern Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn vergebliche Mühe und thue dir kein Leid und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannegießer.

Scheue niemand so viel als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirn und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend rc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue

nicht flugs und allerdings; denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es giebt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf deiner Hut; denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will; sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das Deine, und brich deinen Willen und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint (Sache des Geistes), und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinander fließen; sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare; doch wenn du recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation und gebärde dich schlecht und recht.

Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke dich darum nicht weniger.

Sage nicht alles, was du weißt; aber wisse immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn du Not hast, so klage sie dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinne. —

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater.

Herder.

Johann Gottfried Herder, Sohn eines Lehrers, wurde am 24. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren. Er erfuhr in seiner von der Armut verkümmerten Jugend freundliche Unterstützung und widmete sich in Königsberg dem Studium der Theologie und Philosophie. Hier empfing er die reichste Anregung durch den berühmten Philosophen Immanuel Kant und den tiefen Denker Hamann, welch letzterer ihn auf Shakespeare, den altschottischen Sänger Ossian und die Volksdichtung als die „Urpoesie" hinwies. Nachdem er sodann mehrere Jahre in Riga als Lehrer und Prediger thätig gewesen war, machte er eine Reise nach Frankreich, die von wesentlichem Einfluß auf ihn wurde, lernte auf einer weiteren Reise in Hamburg Lessing und in Straßburg den jungen Goethe kennen und erhielt eine ehrenvolle Anstellung als Hofprediger in Bückeburg. 1776 wurde er als Generalsuperintendent nach Weimar

berufen, wirkte hier segensreich insbesondere für das Schulwesen, besuchte mit der Herzogin Amalie 1788 Italien, wurde vom Kurfürsten von Bayern in den Adelsstand erhoben und schied als erster des Weimarer Dichterkreises am 18. Dezember 1803 aus dem Leben.

Herder war ein bedeutender Genius, der auf den verschiedensten Gebieten wirkte; seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf Religion und Theologie, Philosophie, Philologie, Geschichte und Poesie, überall anregend und belebend. Als Dichter ist er selten ganz originell, gestaltet aber alles Fremde, namentlich das der ausländischen Volksdichtung, nach eigenem Geiste und mit dichterischem Schwunge und eröffnete das Verständnis für wahre, natürliche Poesie. Zu seinen poetischen freien Nachbildungen gehört jene klassische Sammlung vorzüglicher Volkslieder der verschiedensten Zeiten und Zungen: Stimmen der Völker in Liedern, wodurch die zeitgenössische Lyrik beeinflußt und bereichert wurde, und der spanische Romanzencyklus, welchen er hauptsächlich nach einem französischen Prosawerke schuf, der Cid[1]).

Von seinen selbständigen Gedichten, deren Form vielfach hart und ungelenk ist, seien genannt: Lieder, z. B. Die Lerche (IV, 2. 370), Herbstlied, Der Regenbogen, — Legenden[2]): Die Ameise, Der Schiffbruch, Der gerettete Jüngling, Die wiedergefundenen Söhne — Fabeln: Wind und Sonne (II, 234). Prosaische Dichtungen sind seine Parabeln[2]), wie Der Weinstock, Die drei Freunde (II, 158, 160), Der Schlaf, Nacht und Tag u. a. Fernere Prosawerke: Fragmente zur deutschen Litteratur, Kritische Wälder, Vom Geiste der hebräischen Poesie, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, sowie Schulreden.

---

1) Dieses in kurzen trochäischen Versen verfaßte und erst im Todesjahre des Dichters vollendete Romanzenwerk besingt das Leben und die Thaten des spanischen Nationalhelden Don Rodrigo Diaz, Grafen von Bivar (1040—1099), welcher von den Christen Campeador, d. i. Kämpfer, von den Mauren Cid oder Cid el battal, d. i. Herr der Schlacht, genannt wurde. Nachdem Rodrigo die seinem greisen Vater Don Diego angethane Schmach durch den Tod des Beleidigers Don Gormaz gerächt, gewinnt er durch seine Ritterlichkeit die Tochter desselben, die schöne Ximene, zur Gemahlin, dient drei kastilianischen Königen, Ferdinand I., Sancho II. und Alfons VI., mit großer Treue und vollbringt wundersame Heldenthaten im Kampfe gegen die Mauren. Von Alfons mit Undank belohnt und schmählich im Stich gelassen, wirbt er mit Hilfe seines Vermögens neue Scharen zum Kampfe gegen die Feinde und erreicht es, daß nach der Einnahme von Valencia ihm von seiten des Königs Begnadigung und die Statthalterschaft über diese Stadt zu teil wird, in der er nach sechs Jahren stirbt. Sein Leichnam wird auf das Schlachtroß Babieça gesetzt, der Held schreckt auch im Tode noch die stürmenden Mauren und wird dann zur Bestattung ins Kloster von Cardeña geführt. Der Cid erscheint in dem Gedicht als ein Muster aller ritterlichen Tugend, der Tapferkeit, Frömmigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue und Freiheitsliebe.

2) Die Legende (legenda) ist eine schlichte erbauliche Erzählung. Die Parabel (griech. parabolé), der Fabel verwandt, ist ein lehrhaftes Gleichnis von edler Sprache.

Aus: Stimmen der Völker (1—5).

1. Das Hagelwetter.

(Skaldisch.)

1. Ich hört' in Norden
Ein Wetter aufstehn;
Hagel rasselt
Auf Helmen hart!
Wolkensteine
Stieben im Wetter
In der Streiter Augen
Vom scharfen Sturm.

2. Es hagelt Schloßen,
Jed' ein Lot schwer!
Blut ins Meer,
Blut aus Wunden
Rötet den Speer.
Die Leichen lagen,
's war harter Kampf,
Das Heer der Grafen
Steht dem Kampf!

3. Der Sturmgeist grimmig
Schleudert spitzige
Pfeile von den Fingern
Den Fechtern ins Gesicht.
Die mächt'gen Fechter
Im harten Gewitter,
Dem Sturme stehend,
Wichen nicht!

4. Bis daß am Ende
Dem tapfern Grafen,
Geschwächt an Kräften,
Der Mut erlag.
Zog ab die Flotte,
Befahl den Seinen,
Segel zu spannen!
Die Wellen schlugen;
In die hohlen Segel
Der Sturmwind blies.

---

2. Edward.

(Schottisch.)

1. Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot,
Und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geier tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geier tot,
Und keinen hab' ich wie er — O!

2. Dein's Geiers Blut ist nicht so rot,
Edward, Edward!
Dein's Geiers Blut ist nicht so rot,
Mein Sohn, bekenn' mir frei — O!
O ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rotroß tot,
Und 's war so stolz und treu — O!

3. Dein Roß war alt und hast's nicht not,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht not,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
Und weh, weh ist mein Herz — O!

4. Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern übers Meer — O!

5. Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall',
Mag nie es wieder sehn — O!

6. Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drin,
Ich seh' sie nimmermehr — O!

7. Und was willt du lassen deiner Mutter teu'r?
Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter teu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn Ihr, Ihr rietet's mir! — O!

3. Erlkönigs Tochter.

1. Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut';

2. Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

3. „Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir!"

4. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

5. „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne schenk' ich dir.

6. Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

7. „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."

8. „Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

9. „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."

10. „Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

11. Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

12. Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein wert!"

13. Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

14. „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

15. „Und sollt' sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich."

16. „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

17. „Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund."

18. Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschar.

19. Sie schenkten Met, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

20. „Herr Oluf, er ritt in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

21. Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Oluf, und er war tot.

4. Schlachtgesang.

(Deutsch.)

Kein sel'grer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen;
Im engen Bett da ein'r allein
Muß an den Todesreihen;
Hier aber find't er G'sellschaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Maien.

Ich sag' ohn' Spott,
Kein selig'r Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid',
Ohn' Klag' und Leid!
Mit Trommeln-Klang
Und Pfeifen-G'sang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unsterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute.

---

5. Fabellied.

(Deutsch.)

1. Einmal in einem tiefen Thal
Der Kuckuck und die Nachtigall
Eine Wett' thäten anschlagen,
Zu singen um das Meisterstück:
Wer's gewönn' aus Kunst oder aus Glück;
Dank sollt' er davontragen.

2. Der Kuckuck sprach: „So dir's gefällt,
Hab der Sach' einen Richter erwählt,"
Und thät den Esel nennen.
„Denn weil der hat zwei Ohren groß,
So kann er hören desto baß,
Und was recht ist, erkennen!"

3. Als ihm die Sach' nun ward erzählt
Und er zu richten hat Gewalt,
Schuf er, sie sollten singen.
Die Nachtigall sang lieblich aus;
Der Esel sprach: „Du machst mir's kraus;
Ich kann's in Kopf nicht bringen."

4. Der Kuckuck fing auch an und sang,
Wie er denn pflegt zu singen:
Kuckuck, Kuckuck! lacht fein darein,
Das gefiel dem Esel im Sinne sein,
Er sprach: „In allen Rechten
Will ich ein Urteil sprechen.

5. Hast wohl gesungen, Nachtigall!
Aber Kuckuck singt fein Choral
Und hält den Takt fein innen.
Das sprech' ich nach meinem hohen Verstand,
Und ob es gölt' ein ganzes Land,
So laß ich's dich gewinnen."

---

6. Der Regenbogen.

1. Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Über schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung!

2. Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Über grauer Dämmrung.

3. Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felsenboden.

4. Weh! der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

5. Aber seht! der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig,
Und die Auen duften.

6. Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte!

7. Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

---

7. Die Ameise.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn und hört' der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?
Sprach er. Wohlan! so sei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anschaun und Gesang!"

8. Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?'
Riefen sie. Er war des Schiffes Priester.

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! sprach er von dem Borde,
Meine Pflicht beginnt, die eure endet."

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
10 Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

*

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

---

9. Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Patmos[1])
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
10 Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut! Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine!"

---

1) Insel bei Samos, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt wurde.

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
20 Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammlet' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
30 War: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben!"
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."
„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?"
„Auf dem Berge dort!"
— „Ich muß ihn sehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen; eben dieses wollt' er.
40 „Führet, sprach er, mich zu eurem Führer!"

Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis! Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
50 Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,

Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
60 Miteinander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes' schöne Seele.

*

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt=Johannes=Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

---

10. Das Kind der Sorge.

1. Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes[1]) Bild.

2. „Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott!"

3. „Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4. Mein Finger hat es gebildet" —
„Und ich gab Leben dem Thon",
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus[2]) hinan.

5. „Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan, sprach Jupiter, wartet!
Dort kommt ein Entscheider, Saturn."

6. Saturn sprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

7. Du, Tellus, seine Gebeine
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8. Du wirst, solang es nur atmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab."

9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

---

1) Von Lehm oder Thon. 2) Die Erdgöttin.

11. Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten miteinander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe Tag fing an zu streiten.

„Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getötet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlafftest, rege ich auf."

„Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidene, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoß; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neigt sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Tau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahl nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne."

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoß. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

---

12. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein? sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst und badete sich im Glanz der schönsten Abendröte; beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Scharen? Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Philomele, beneide ich sie, wenn ich, wie festgehalten durch dieselbe, langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne, dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!"

Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Phöbus. „Holdes, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest, und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel

Apollos; aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft wie seine Gestalt war das harmonische Lied; lange Wellen zog er daher in süßen entschlummernden Tönen, bis er sich — in Elysium wieder fand, am Fuß des Apollo, in seiner wahren himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte; denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollos und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklagt. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an: das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

---

13. Von der Ausbildung der Schüler in Rede und Sprache.

Schulrede.

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Tier unterscheidet, so giebt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht, als die Rede zwischen Tieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden, ein Hauptgeschäft der Schulen sein müsse.

Wenn wir auf die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur tierische Laute. Manche Völker und Menschen verfolgen diese tierischen Laute durchs ganze Leben. Man stelle sich in eine Entfernung, in der man zwar den Schall der Stimme und die Accente, aber den Sinn der Worte nicht vernimmt, so hört man bei einigen Menschen den Truthahn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Pfau, die Rohrdommel und bei affektierenden Schönlingen den natürlichen Kanarienvogel, nur nicht eben eine menschliche Stimme. Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, ineinandergezogne Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Tierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her sein, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine menschliche, natürliche, charakter- und seelenvolle Sprache zu bekommen, und von ihrer bäuerischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gackeln und Krächzen, das

Verschlucken und Ineinanderschleppen der Worte und Silben abdanken und statt der Tier- die Menschensprache reden. Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten. Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine ältern Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer auch im Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, solange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir frühe hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten, meistens sprechen wir so zeitlebens. Die suavitas oris ac sermonis, die suavitas, quae exit ex ore, ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unseres Lebens; Jünglinge, von denen man sagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia sagte: filios non tam in gremio educatos, quam in sermone matris, haben an diesem mütterlichen Geschenk einer angenehmen, deutlichen, sanft überredenden Sprache eine schöne Anlage zu Vernunft und Kultur geerbt.

Wem dies Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten, bei noch biegsamen Organen seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigener Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft und mit Liebe; ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie dort den Agamemnon, da er vom Traum erwachte, Nestors Stimme umschallte:

Jetzo erwacht' er vom Schlaf, noch umtönt von der göttlichen Stimme.
(Ilias II, 41.)

Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimmen andrer Vögel nachahmt, unverständig und knechtisch nach. Junge Leute, die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affektierte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnasium besuchen, andere, die es vordem besucht haben, die sich einen erzwungen feinen Ton der Stimme, den die Italiener voce finta nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und feine Fibern oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut, Knochen hat und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ist's nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulce loquentem Lalagen hören, dulce ridentem, sondern einen jungen Mann,

der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue, Wahrheit, Herzlichkeit, Rechtschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Gebärden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es giebt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Überzeugung und der gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affekte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüt anderer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unsern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis: „wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über". Wie die Musik eine Tonleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß, so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele u. s. f., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, natürlichste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu thun vermöge, dazu gehört Übung; denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel als in der Tonkunst. In dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden, zusamt den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. L e s e n heißt diese Übung, aber ein Lesen mit Verstande und Herz, ein Lesen im Vortrage jeder Art, und neben ihm e i g e n e K o m p o s i t i o n und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größten, die geschäftreichsten und wichtigsten Männer hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redeübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf diese Weise wurden sie kultivierte Nationen und schrieben ihre Kultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht gethan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, solange wir nicht unsere Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrags, Erzählung, Fabeln, Geschichte, Gespräch, Selbstgespräch, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart anderer oder mit andern, ohne Zwang, in der natürlichsten Art, giebt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Märchen an, durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Übersetzungen haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelernt werden.

Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Britten ihrem edelsten Teil nach zu gebildeten Nationen worden. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Sprache, den Homer,* nicht in der Schule hatte; und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klingt für unsere neuen barbarischen Zeiten beinah wie ein altes Märchen. In Italien weiß der gebildete Teil der Nation ihre klassischen Dichter fast auswendig; in englischen neuen Schriften werden sie zur Zeit und Unzeit angeführt und mit brittischem Stolz gepriesen; wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was sie sind, worden. Sie ehrten die Musen, sie schätzten im Umgange sowohl als in Schriften vorzügliche Talente; darum standen ihnen auch die Musen bei und haben gewiß zu der unglaublichen Übermacht, die jetzt[1]) ganz Deutschland in Schrecken setzt, mitgeholfen. Wir Deutsche hingegen sind hierin sehr nachgeblieben; unser Schul- und Kanzelstil und unser Kanzleistil, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen, oft nicht einmal geformte hölzerne Stile, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind tot schlagen werden. Unsere edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsere besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang versüßen und erheitern sollten. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte bloß in unsern deutschen Büchern und Bibliotheken stehen oder makulaturweise in unsern Buchläden liegen, sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht und in Herz und Seele befestigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winckelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Britten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihrer Schriftsteller

1) Die Rede wurde 1796 gehalten.

kennen und ehren? Dies laute Lesen, Auswendiglernen, Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein und weckt eigene Gedanken; es giebt dem Gemüt Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerst diese und die alten Schriftsteller und die ersten Schriftsteller fremder Nationen las. Kaum reicht in meinen spätern Jahren etwas an diese Freude, an dies süße Erstaunen. In der Jugend ist die Seele der Biene gleich, die in den ersten schönen Frühlingstagen an jedem Kelch der jungen Blumen hängt und ihren ambrosischen Honig saugt; im Herbste des Lebens geht man über gemähte Wiesen oder gar über gebrachte und Stoppelfelder.

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört notwendig eigene Komposition, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, teils stellenweise, teils nach dem ganzen Plan des Buchs und seiner Anordnung, dies sind die Zellen, die sich die fleißige Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nun nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf oder berichtige dieselben oder excerpiere oder komponiere, in welcher Übung es auch sei. Der Griffel, d. i. bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig. Nulla dies sine linea!

Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet; und leider wir Deutsche nutzen den Umgang zu Bildung unserer Sprache und Rede fast gar nicht; daher heißen wir bei andern Nationen so oft stumme oder ungeschickt sprechende, grobe Barbaren. Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und poliert. Auch im Umgange sollte man sich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildeten Stände in andern Nationen sprechen im Umgange ihre Sprache korrekt; nur der einzige Deutsche nicht, der spricht und erzählt etwa wie die Amme in Shakespeare. Junge Leute sollten sich untereinander aufgeben, zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ist keine Pedanterie, sondern setzt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmäßig guten Ausdrucks. Noch mehr sollte man sich befleißigen, jedesmal aufs beste und anständigste zu reden; wenn man gefragt wird, aufs bestimmteste und gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs anmutigste zu erzählen; oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs bescheidenste und würdigste

zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen. Das ist der wahre Atticismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle wohlgesitteten bürgerlichen Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll; erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zu hinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschiebseln und Parenthesen, sodaß man nie zum Zweck kommt und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken und dem unsinnigen Aberwitz von Wortspielen und Lächerlichkeiten, über die niemand lacht, so läuft man Gefahr, ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzet", sagt Paulus. Es giebt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe oder unzeitig spitze und fein geschliffene, dumme Zunge.

Um zu dieser Nüchternheit in Reden des Umgangs und zu einem guten Stil der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nötig: 1) Man falle niemanden in die Rede! Ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem niemand viel zutraut. Im Buch Hiob war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte; er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, ans Ende. 2) Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeiniglich zur Unzeit wiederholt! Fast niemand kann ihnen ganz entgehen; insonderheit haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie so viel möglich ein! Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter! Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheiten man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sich merkt. 3) Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und seinen Gesprächen! Despoten im Umgang sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Diskurs verderbt, eine Antwort gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem er nicht zufrieden

sein könnte. Zu Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsere Rede ganz sei und was Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbiert außerordentlich gern und hält sich niederträchtigerweise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie die Unteroffiziere mit dem Knüttel: Hum! ham! ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde; oder wir sprechen wie dienstbare Lakaien — komplimentenvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Komplimenten, an seiner Anrede oder Antwort, am Ton seiner Unterredung; entweder sei er ein Grobian oder ein schleichender Hofierer, oft beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz, bestimmt und doch artig, höflich zu sagen und ein Ende in seiner Rede finden zu können, das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umgangs. Er ist wie ein schönes Edelgestein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmut, voll inneren Wertes, klein und kostbar.

Goethe.

Johann Wolfgang Goethe wurde am 28. August 1749 in der alten freien Reichsstadt Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater als wohlhabender Privatmann mit dem Titel Kaiserlicher Rat lebte. Dieser weckte in dem Knaben frühzeitig den Sinn für das Schöne, die Kraft des Willens und die Liebe zu ernster Thätigkeit, während die frohsinnige junge Mutter, die Tochter des Stadtschultheißen Textor, mit ihrer lebhaften Phantasie und Erzählergabe auf ihn zu wirken wußte. Unterricht wurde ihm durch seinen feingebildeten Vater und einige Lehrer im Elternhause erteilt, und so erhielt der im Lesen der mannigfachsten Bücher und im Lernen verschiedener Sprachen unermüdliche Knabe schon früh eine vielseitige Bildung, welche sich bald in kleinen selbständigen Arbeiten kundgab. Vielerlei bedeutsame Eindrücke, das Leben in der alten Handels- und Meßstadt, ihre denkwürdigen Bauten (das Rathaus „der Römer"), ihre reiche geschichtliche Vergangenheit, die infolge des siebenjährigen Krieges und der langen Besetzung der Stadt durch die Franzosen so lebhaft bewegte Gegenwart, die glanzvolle Kaiserkrönung Josephs II., dies alles verschaffte dem geistesfrischen Knaben die mannigfachsten Anregungen und eine nicht geringe Erweiterung des Gesichtskreises. Der von ihm mit Vorliebe gepflegte Umgang mit Erwachsenen, Einblicke in kunstgewerbliche Thätigkeit, Wanderungen in die schöne Main- und Rheinlandschaft, welche zum Zeichnen nach der Natur veranlaßten, trugen das Ihrige dazu bei, den Knabengeist zu einer frühen Reife zu bringen. Ja selbst für das von dem Vater bestimmte Studium der Rechtswissenschaft erhielt der

junge Goethe eine Vorbildung im elterlichen Hause. So mit einem für sein Alter außerordentlich reichen Wissen ausgestattet und mit einem für alles Gute und Schöne offenen und empfänglichen Geiste ausgerüstet, siedelte der sechzehnjährige Jüngling im Herbste 1765 nach Leipzig über.

Wurden schon im Vaterhause unter so reichen Eindrücken die ersten dichterischen Versuche gemacht, ohne indessen den jungen Feuergeist zu befriedigen, so widmet er sich in dem neuen ihm aufgehenden Leben um so eifriger poetischer Thätigkeit, zumal die juristischen Vorlesungen ihn nicht zu fesseln vermochten. Der jugendliche Student versucht sich in den ersten dramatischen Arbeiten (Die Laune des Verliebten, Die Mitschuldigen), die, weil aus seinen Lebenserfahrungen geschöpft, allerdings eigenartig sich gestalten, aber in der Form doch an das Hergebrachte sich anschließen und in gereimten Alexandrinern erscheinen. Zur Poesie gesellt sich die Beschäftigung mit der Kunst; er pflegt und übt das Zeichnen und Malen, versucht sich im Kupferstich, besucht die Dresdner Gemäldesammlung und hat seine Freude an Theater und Musik. Lebhafte Anregung erfährt er durch Lessings neue Meisterwerke, Laokoon und Minna von Barnhelm. Besonders wichtig aber für seine Entwickelung als Dichter wird die jetzt gewonnene Erkenntnis, daß er für alle seine Dichtungen den besten Stoff nur in seinem Innern, dem Selbsterlebten und Selbstempfundenen finden dürfe.

Von Leipzig kehrte Goethe infolge einer heftigen Krankheit als Halbgenesender nach Frankfurt Ende des Sommers 1768 zurück. Das juristische Studium hatte er noch nicht abgeschlossen, und so wurde der Besuch von Straßburg in Aussicht genommen. In der Zwischenzeit, während er im Elternhause seine Genesung abwartete, beschäftigte er sich mit alchimistischen Schriften und chemischen Versuchen, und manches damals Gelernte findet sich in seinem Faust verwertet. Im Frühjahr 1770 ging er nach Straßburg, wo neue bedeutende Einflüsse auf ihn einwirkten. Die Erhabenheit des Straßburger Münsters lenkte seinen Blick auf die große deutsche Vergangenheit, der Verkehr mit anregenden Lehrern und Freunden — unter den letzteren Reinhold Lenz, Franz Lerse, Jung Stilling — förderte seine geistige Entwickelung; den größten Einfluß aber übte auf ihn die Bekanntschaft mit Herder, welcher ihn auf das Volkslied, auf den altschottischen Sänger Ossian und den Britten Shakespeare hinwies und in seine Ideen von echter volkstümlicher Dichtung einführte. Ihm blieb Goethe, dessen Dichtergeiste sich so eine ganz neue Welt aufthat, dankbar für das ganze Leben. Auf seinen Streifereien durch das schöne Elsaß lernte er in dem nahe bei Straßburg gelegenen Sessenheim des Pfarrers Brion Tochter Friederike kennen, und der Liebe zu ihr entsproßten seine herrlichen Lieder an Friederike, die zu dem Vollendetsten in unsrer deutschen Lyrik gehören.

Nachdem Goethe seine juristischen Studien durch die Promotion ab-

geschlossen, kehrt er Ende August 1771 ins Elternhaus zurück und verbleibt daselbst, als Advokat thätig, bis 1775; unterbrochen wird dieser Aufenthalt nur durch eine mehrmonatliche Wirksamkeit am Reichskammergericht in Wetzlar 1772. Während dieser Jahre entfaltet sich seine dichterische Thätigkeit reicher, und die ersten bedeutenden Werke, das Schauspiel Götz von Berlichingen und der Roman Werthers Leiden begründen seinen Dichterruhm. So empfängt er denn auch im Elternhause die Besuche bedeutender Männer, wie Klopstocks, der beiden Grafen Stolberg u. s. w. Am folgenreichsten aber für ihn wurde die Bekanntschaft mit dem jungen Erbprinzen Karl August von Weimar[1]), mit dem er zuerst in Frankfurt Ende 1774 und dann in Karlsruhe zusammentraf, als der Dichter mit den Grafen Stolberg eine Reise in die Schweiz unternahm (1775).

Der Einladung des Fürsten folgend, der inzwischen zur Regierung gelangt war, siedelte Goethe am 7. November 1775 nach Weimar über, das nun seine zweite Heimat werden sollte. Hier wurde er rasch der vertraute Freund des jungen Herzogs, der ihn 1776 zum Legationsrat, 1779 zum Wirklichen Geheimrat und 1782 zum Kammerpräsidenten ernannte. In demselben Jahre wurde er in den erblichen Adelsstand erhoben. Er wurde der geistige Mittelpunkt des Weimarer Fürsten- und Dichterhofes und trat in engen Verkehr und Gedankenaustausch mit Wieland, der schon vor ihm an den Hof gekommen, mit Herder, den er 1776 dahin berufen, und andern hochbedeutenden Männern. Allerdings waren die mannigfaltigen Berufsgeschäfte, denen er sich unterziehen mußte, zunächst seiner dichterischen Thätigkeit nicht förderlich, und auch die Hoffestlichkeiten, die er durch dichterische Gaben zu schmücken hatte, wirkten zerstreuend auf seinen Geist. So kam es, daß das schon in Frankfurt begonnene Drama Egmont noch immer nicht vollendet wurde, und daß die neuen dramatischen Arbeiten, Iphigenie und Torquato Tasso, nur Prosaentwürfe blieben. Das Bedürfnis geistiger Erholung und geschäftlicher Entlastung trieb den Dichter nach dem Lande vieljähriger Sehnsucht. Unter alleinigem Mitwissen seines Herzogs trat er unter fremdem Namen Ende des Sommers 1786 eine Reise nach Italien an. Über den Brenner gelangt er in freudiger Stimmung dahin, verweilt in den Städten Oberitaliens und in Florenz, dann längere Zeit in Rom, geht nach Neapel und Sicilien, um zu neuem längerem Aufenthalte wieder nach Rom zurückzukehren. Überall versenkt er sich mit begeisterter Seele in die Betrachtung der reichen Kunstschätze, der herrlichen Natur, der Eigenart des Volkslebens, und gleichzeitig lenkt er seinen Blick auf die Dichtung des klassischen Altertums, die sein eigenes poetisches Schaffen hebt und belebt. Iphigenie erhält in Italien die klassisch vollendete Form,

1) Geb. 1757, gest. 1828.

Egmont wird abgeschlossen, Tasso umgestaltet und fast beendet, und auch die Arbeit am Faust schreitet fort. Nur schweren Herzens trennt sich der Dichter von Rom und kehrt im Frühjahr 1788 nach Weimar zurück, „befreit und genesen". Seine amtliche Thätigkeit beschränkt er fortan wesentlich, und zwar auf die Oberleitung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten, und so findet sein Geist Muße zu neuem poetischen Schaffen. 1792 nimmt er in des Herzogs Gefolge teil an dem preußischen Feldzuge gegen Frankreich, 1793 an der Belagerung von Mainz. Anfang 1789 war auf Goethes Befürwortung Schiller als Professor an die benachbarte Universität Jena berufen worden, doch kam es zwischen den beiden Dichtern infolge der Verschiedenheit ihrer Lebenslage und geistigen Richtung jahrelang zu keiner Annäherung. Erst 1794 traten sie einander näher und schlossen nunmehr ein inniges Freundschaftsbündnis, das in engem elfjährigen Zusammenwirken und lebhaftester gegenseitiger Anregung die herrlichsten dichterischen Früchte zeitigen sollte, zumal als 1799 Schiller nach Weimar selbst übersiedelte. Goethe arbeitete mit am Musenalmanach, an den Horen, verfaßte in Gemeinschaft mit Schiller die Xenien, vollendete Wilhelm Meisters Lehrjahre, schuf klassische Balladen und das epische Meisterwerk Hermann und Dorothea, arbeitete weiter am Faust und an anderen künstlerischen und wissenschaftlichen Unternehmungen. Ein schönes Zeugnis von dem gemeinsamen Wirken beider Dichter ist ihr Briefwechsel. Durch Schillers frühen Tod im Jahre 1805 tief erschüttert, widmete sich der Überlebende vorwiegend Natur- und archäologischen Studien, und die aufregungsvollen Jahre der Napoleonischen Herrschaft und der Freiheitskriege hielten den alternden Dichter fern von dem Getriebe der Welt in strenger Zurückgezogenheit und ließen ihn zumal in die Vergegenwärtigung seiner Jugendzeit sich versenken, die er in Dichtung und Wahrheit darstellte. 1814 und 1815 unternahm er eine Reise an den Rhein, Main und Neckar, die ihn wieder zu dem deutschen Standpunkte seiner Jugend hinführte, wie ihn die italienische Reise zum klassischen Altertum geleitet hatte. In den Jahren des Alters entstanden noch die Wahlverwandtschaften, der westöstliche Divan, Wilhelm Meisters Wanderjahre, und seine Vollendung erfuhr der zweite Teil des Faust 1831. Am 22. März 1832 starb der große Dichter, nach einem für das gesamte deutsche Geistesleben reichgesegneten Wirken.

Bewundernswert ist es, wie Goethe alle Gebiete geistiger Thätigkeit umfaßte und in allen gleiche Meisterschaft an den Tag legte. Sein Dichtergenius schuf Mustergiltiges im einfachen Lied und der Ode, in der Ballade und Romanze, im Epigramm und der Satire, im Drama, Epos und Roman. Während die Jahre vor der Weimarer Zeit als die Sturm- und Drangperiode Goethes erscheinen, beginnt die eigentlich klassische Periode in seiner dichterischen Wirksamkeit mit der italienischen

Reise. Iphigenie und Torquato Tasso in der auf italienischem Boden empfangenen Gestalt kündigen das klassische Zeitalter der deutschen Litteratur an, und den vollendetsten Ausdruck erhält das Goethisch-deutsche Geistesleben in dem Lebenswerke des Dichters, in dem zweiteiligen Drama Faust.

Die wichtigsten Werke Goethes sind:

A. Dichtungen.

1. Lyrisches und Didaktisches. Die Höllenfahrt Christi 1765 (ältestes Gedicht). Die Lieder an Friederike. Römische Elegieen. Xenien 1796. Westöstlicher Divan 1814—1819, und zahlreiche andere Lieder und Gedichte.

2. Episches. Reineke Fuchs 1793. Hermann und Dorothea 1797.

3. Dramatisches. Die Laune des Verliebten 1767. Die Mitschuldigen 1767. Götz von Berlichingen 1773. Clavigo 1774. Faust, erste Scenen 1774, erster Teil 1808, zweiter Teil 1831. Egmont 1787. Iphigenie auf Tauris, in Prosa 1779, in Versen 1786. Torquato Tasso 1789.

4. Romane. Leiden des jungen Werther 1774. Wilhelm Meisters Lehrjahre 1795 und 1796. Wilhelm Meisters Wanderjahre 1821. Die Wahlverwandtschaften 1809. Außerdem zahlreiche Erzählungen, Novellen und Märchen.

B. Wissenschaftliches.

Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären 1790. Beiträge zur Optik 1791—92. Zur Farbenlehre 1810. Zur Morphologie 1817—24. Außerdem zahlreiche Aufsätze über Poesie, Malerei, Baukunst &c.

C. Biographisches.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. 4 Teile, bis 1775 reichend. Briefe aus der Schweiz, 1775, 1779 und 1797. Italienische Reise, 1786—1788. Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz 1792/93. Reise am Rhein, Main und Neckar 1814—1815. Annalen oder Tag- und Jahreshefte, welche die Jahre 1749—1822 umfassen.

Von Goethe enthalten die früheren Bände folgendes:

Gedichte: Die Frösche I, 221. — Heidenröslein I, 264. — Die Nektartropfen III, 240. — Legende vom Hufeisen III, 245. — Erlkönig III, 247. — Johanna Sebus III, 261. — Der Sänger III, 271. — Der Fischer IV, 1. 246. — Der König in Thule IV, 1. 247. — Am Ostertage IV, 2. 369. — Mignon IV, 2. 378. — Sprüche: I, 284. II, 318. III, 347 f. IV, 1. 325.

Prosa: Aus der „Italienischen Reise": Volksleben in Neapel IV, 1. 236 f. — Aus Dichtung und Wahrheit: Die Krönung Josephs II. IV, 1. 101 f. — Goethes Jugend IV, 2. 160 f.

1. Auf dem See.

(1775.)

1. Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

2. Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

3. Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

---

2. Mailied.

(1775.)

1. Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

2. Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

3. Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

4. O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

5. Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

6. O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

7. So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

8. Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

9. Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

---

3. Gesang der Geister über den Wassern.

(1779.)

1. Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

2. Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

3. Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

4. Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

5. Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

6. Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

---

4. An den Mond.

(1788.)

1. Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

2. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh= und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

4. Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß',
Und die Treue so.

5. Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

6. Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu,

7. Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

8. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

9. Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

---

5. Wanderers Nachtlied.

(1776.)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

---

6. Ein gleiches.

(1783.)

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

---

7. Beherzigung.

(Um 1789.)

1. Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

2. Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

3. Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

---

8. Ein gleiches.

(1777.)

1. Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

2. Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

---

9. Meeres Stille.

(1795.)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche ringsumher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

---

10. Glückliche Fahrt.

(1795.)

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

---

11. Seefahrt.

(1776.)

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günst'ger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.
Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
10 Lieb' und Preis dir.
Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,

Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.
Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
20 Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.
Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.
Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
30 Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.
Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
40 Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!
Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

---

12. Adler und Taube.

(1774.)

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang;

Zuletzt heilt ihn
10 Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfnis nach
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
20 Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt mutwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Über goldnen Sand am Bach
Und ruckt einander an;
Ihr rötlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
30 Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
„Du trauerst, liebelt er,
Sei guten Mutes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht 40
Die Brust entgegenheben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Tau,
Pflückst aus dem Überfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug." 50
„O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du redst wie eine Taube!"

13. Der Zauberlehrling.
(1797.)

1. Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

2. Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach! er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach, und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!
Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen. Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

14. Der Schatzgräber.

(1797.)

1. Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

2. Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

3. Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

4. Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

5. Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.

---

15. Hochzeitlied.

(1804.)

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

2. Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.

Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte die raschle, solange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

8. Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.

Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

16. Römische Elegien.

VII. (Um 1789.)

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
10 Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius,[1]) mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrtums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
20 Teilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirtliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich?" — Vergieb mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal[2]) vorbei, leise zum Orkus hinab.

17. Epigramme.

1.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.

1) Der Gastliche, Schützer der Gastfreundschaft. 2) Ein berühmtes Grabdenkmal, nahe dabei der protestantische Friedhof; C. Cestius lebte im Zeitalter des Augustus.

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien' deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
10 Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.[1])
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und er war mir August und Mäcen.

2. Gesellschaft.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie seid Ihr zufrieden gewesen?
„Wären's Bücher, sagt' er, ich würd' sie nicht lesen."

3. Demut.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

4. Keins von allen.

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir schlecht;
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Und bleibst du endlich, wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

5. Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen,
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

---

1) Werther. Dieser wurde 1779 ins Englische übersetzt.

6. **Nativität.**

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter.

---

18. Sprichwörtlich.

1. Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

2. Wenn jemand sich wohl im Kleinen deucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

3. Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

4. Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

5. Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

6. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

7. Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

8. Was giebt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden.

9. Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort;
Verein' und leite! Beßrer Hort.

10. Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu danken, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

11. Was räucherst du nun deinen Toten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

12. Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

---

19. Xenien.

1.

Nur das feurige Roß, das mutige, stürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß schreitet der Esel daher.

2.

Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?

3.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

4. Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

5. Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

6. Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

7. Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert.

8. Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht.
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

9. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

10. Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren,
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

20. Reineke Fuchs.

(1793.)

Erster Gesang.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.
Nobel[1]), der König, versammelt den Hof, und seine Vasallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lütke der Kranich und Markart der Häher und alle die Besten.
10 Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt sie berufen
Alle miteinander, so gut die Großen als Kleinen.
Niemand sollte fehlen, und dennoch fehlte der Eine,
Reineke Fuchs, der Schelm, der vielbegangenen Frevels

1) Tiernamen in der Tierfabel: König Nobel, der Löwe = frz. le noble, der Edle. — Lupardus der Leopard. — Braun der Bär. — Reineke der Fuchs, niederdeutscher Verkleinerungsname aus Reginhart d. i. im Rate tüchtig, schlau, daher frz. renard. Seine Höhlenburg Malepartus, frz. malpertuis = lat. malum pertusum, böses Loch. — Ermelyn die Füchsin, althochd. Frauenname Ermelina. — Reinhart und Rossel die jungen Füchse, jenes das oben genannte Reginhart, dies wohl = der Rote. — Isegrim der Wolf = ahd. Pers. N. Isangrim, vielleicht im Sinne von: wie Eisen grimmig. — Gieremund die Wölfin = mit gierigem Rachen. — Eitelbauch und Nimmersatt die jungen Wölfe, ersteres = Leerbauch, dessen Bauch nimmer gefüllt und befriedigt werden kann, also mit Nimmersatt gleichbedeutend. — Bellyn der Widder, frz. Belin = frz. bélier Widder. — Boldewyn der Esel = Baldwin, Balduin, d. i. kühner Freund (scherzhaft). — Grimbart der Dachs, wohl = Pers. N. Grimbert, d. i. helmglänzend. — Lampe der Hase, niederdeutscher Name, gekürzt aus Lamprecht, ahd. Land-beraht eig. im Lande, hier auf dem Lande, dem Felde glänzend. — Ryn die Dogge = der Renner. — Wackerlos der Hund = wachsam. — Hermen der Bock = Hermann. — Metke die Ziege, niederdeutscher Name Mettke, Metke = der Ehrenvolle. — Martin der Affe. — Rückenau die Äffin. — Hinze der Kater, vom ahd. Namen Heimezo, d. i. das Heim, Haus liebend. — Bockert der Biber, niederd. für Burkhart, d. i kühn für die Burg. — Bartolt der Storch = Berthold, d. i. der glänzende Herrscher. — Lütke der Kranich, ahd. Pers. N. Liudiko von liut Volk. — Markart der Häher, Pers. N. = an der Mark, der Grenze kühn. — Pflückebeutel der Rabe, auf sein Diebsgelüst anspielend? — Quackeler der junge Rabe = Schreier. — Henning der Hahn, ahd. Name Hagining = in der Umhegung, auf dem Hofe lebend. — Kratzefuß die Henne, das Junge des Hahns = mit dem Fuße kratzend und scharrend. — Adelheid, Alheid die Gans, d. i. von edler Art, hier in scherzhaftem Sinne. — Tybbke die Ente, niederdtsch. Name Tiwweke, Tiepcke, Verkleinerungsform zu Tybe, Tibbe, aus diet Volk.

Halben des Hofs sich enthielt. So scheuet das böse Gewissen
Licht und Tag, es scheute der Fuchs die versammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimbart den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont' er.

Isegrim der Wolf tritt vor des Königs Gericht als der erste Ankläger auf. Er beschuldigt Reineke, daß er ihm sein Weib Gieremund verhöhnt und seine Kinder verletzt habe. Alle die Drangsal, die ihm der Bube bereitet, könne er selbst nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen. Ebenso klagte Wackerlos das Hündchen Reineke an, und der Panther erzählte, wie sich der Fuchs einmal fromm gestellt und Lampe den Hasen das Credo gelehrt, ihn aber plötzlich beim Kragen gefaßt habe und ihm sicher das Leben genommen hätte, wenn er dem Bedrängten nicht zu Hilfe geeilt wäre. Nur Grimbart der Dachs verteidigte den Fuchs in längerer Rede. Aber gerade, als er geendigt hatte, kam Henning der Hahn wehklagend mit den Seinen daher; auf einer Bahre trugen sie die Leiche der Henne Kratzefuß, deren Blut Reineke vergossen hatte. Wie Henning erzählte, war Reineke als Klausner verkleidet zu ihm gekommen und hatte ihm Brief und Siegel des Königs vorgezeigt; in dem Briefe stand geschrieben, daß forthin Friede zwischen allen Tieren und Vögeln herrschen solle. Als infolgedessen die ganze Familie des Hahns, der Furcht vor dem Fuchse ledig, sorglos im Freien sich erging, da war der tückische Reineke aus dem Gebüsch hervorgesprungen und hatte fast alle Kinder Hennings getötet. Auf Befehl des Königs wurde nun Kratzefuß, die Tochter Hennings, feierlich bestattet, und im Rate des Königs wurde wegen all der Missethaten beschlossen, Braun den Bären als Boten zu Reineke zu entsenden, um diesen an den Hof des Königs zu bringen, wo er sich auf dem nächsten Versammlungstage verantworten solle.

Zweiter Gesang.[1])

Also wandelte Braun, auf seinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Mutes dahin, durch eine Wüste, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen;
Selbst noch Tages zuvor hatt' er sich dorten erlustigt.
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reineke schöne Gebäude. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beste.
Reineke wohnte daselbst, sobald er Übels besorgte.
10 Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er davor und besann sich ein wenig;

1) Vergl. Teil II, S. 1 f.

Endlich rief er und sprach: „Herr Oheim, seid Ihr zu Hause?
Braun der Bär ist gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geschworen, Ihr sollet bei Hofe
Vor Gericht Euch stellen; ich soll Euch holen, damit Ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es soll Euch das Leben kosten; denn bleibt Ihr dahinten,
Ist mit Galgen und Rad Euch gedroht. Drum wählet das Beste,
Kommt und folget mir nach; sonst möcht' es Euch übel bekommen."

20 Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte still und dachte: Wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Kompan die stolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses; denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang und mancherlei Thüren zum Öffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Not. Erfuhr er, daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern[1])
30 Arme Tiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sei einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus und sagte: „Wertester Oheim,
Seid willkommen! Verzeiht mir, ich habe Vesper gelesen;
Darum ließ ich Euch warten. Ich dank' Euch, daß Ihr gekommen;
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe; so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der Euch die Reise befohlen;
40 Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel, wie Ihr erhitzt seid!
Eure Haare sind naß und Euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt' es wohl sein zu meinem Vorteil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet.
Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speise gegessen,
50 Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe."
Braun versetzte darauf: „Was war es, Oheim?" Der andre

1) Windungen, gewundene Gänge

Sagte dagegen: „Was könnt' es Euch helfen, und wenn ich's erzählte!
Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig;
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Not; nun bin ich geschwollen.
Wider Willen schluckt' ich das Zeug; wie sollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen."

60 „Ei! was hab' ich gehört! versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet Ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich Euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll Euch nicht reuen!
Dienen werd' ich Euch wieder." „Ihr spottet," sagte der andre.
„Nein wahrhaftig! verschwur sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen."
„Ist dem also, versetzte der Rote, da kann ich Euch dienen.
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! gewiß mit allem Eurem Geschlechte
Saht Ihr niemal so viel beisammen." Da lüstet' es Braunen
70 Übermäßig nach dieser geliebten Speise. „O führt mich,
Rief er, eilig dahin, Herr Oheim, ich will es gedenken!
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde."
„Gehen wir, sagte der Fuchs; es soll an Honig nicht fehlen.
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich Euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie Euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herrentage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
80 Honigsatt mach' ich Euch heute, soviel Ihr immer nur tragen
Möget." Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor, und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs, ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu teil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden, und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
90 Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,

Und er sagte: „Mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als Ihr vermutet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief Ihr möget. Nur rat' ich,
Nehmt nicht gierig zu viel, es möcht' Euch übel bekommen."
„Meint Ihr, sagte der Bär, ich sei ein Vielfraß? mit nichten!
Maß ist überall gut, bei allen Dingen." Und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
100 Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt, es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.
Was es wäre, dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.

110 Braun befand sich indes in großen Ängsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
„Braun, wie steht es? Mäßiget Euch und schonet des Honigs!
Sagt, wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will Euch bewirten;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen; es mag Euch bekommen!"
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Feste.
Aber Rüsteviel kam, und als er den Bären erblickte,
120 Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beisammen
Schmauseten. „Kommt! so rief er; in meinem Hofe gefangen
Hat sich ein Bär; ich sage die Wahrheit." Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der andre,
Und der dritte, der vierte, mit Spieß und Hacke bewaffnet,
Kamen gesprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüstet.
Ja, der Pfarrer und Küster, sie kamen mit ihrem Geräte.
Auch die Köchin des Pfaffen (sie hieß Frau Jutte, sie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine) blieb nicht dahinten,
130 Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem sie am Tage gesessen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöten,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume.

Nein! kein kläglicher Tier hat jemand gesehen! es rieselt'
Über die Ohren das Blut. Was half ihm, das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken; da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er raste sinnlos, die Klauen
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
140 Leider schmeckte dies nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht; die Reise war übel geraten,
Eine sorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht stehen,
Konnte nicht kriechen noch gehn. Und Rüsteviel eilte zu schlagen;
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen;
Ihn zu töten war ihr Begehr. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und schlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er sich hin und her, es drängt' ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
150 Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, sie schlugen drauf los und riefen und schlugen,
Daß er vor schmerzlicher Angst in eignem Unflat sich wälzte.
Alle setzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten.
Der krummbeinige Schloppe mit dem breitnasigen Ludolf
Waren die schlimmsten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwischen den krummen Fingern; ihm stand sein Schwager zur Seite,
Kückelrei war es, der dicke; die beiden schlugen am meisten.
Abel Quack und Frau Jutte dazu, sie ließen's nicht fehlen;
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
160 Und nicht diese Genannten allein; denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären. . . .
Nun sprang Rüsteviels Bruder hervor und schlug mit dem langen,
Dicken Knüttel den Bären aufs Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die untereinander
Taumelten, fielen und schrien, und einige stürzten ins Wasser;
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
„Sehet, da unten schwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Rocken ist hier! O helft, ihr Männer! Ich gebe
170 Bier zwei Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade."
Alle ließen für tot den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern ans Wasser, man zog aufs Trockne die fünfe.
Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär ins Wasser vor großem Elend und brummte
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht und hoffte sogleich das Leben zu enden.

Wider Vermuten fühlt' er sich schwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Wasser hinab; es sahen ihn alle die Bauern,
180 Riefen: „Das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen."
Und sie waren verdrießlich und schalten über die Weiber:
„Besser blieben sie doch zu Hause! Da seht nun, er schwimmet
Seiner Wege." Sie traten herzu, den Block zu besehen,
Und sie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen: „Du kommst uns
Sicher wieder; behalten wir doch die Ohren zum Pfande!"
So verhöhnten sie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Übel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geschlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße,
190 Fluchte Reineken, der ihn verriet. Mit solchen Gebeten
Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit fast eine Meile hinunter;
Und da kroch er ans Land am selbigen Ufer und keichte.
Kein bedrängteres Tier hat je die Sonne gesehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu sterben und rief: „O Reineke, falscher Verräter!
Loses Geschöpf!" Er dachte dabei der schlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Listen.

Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
200 Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu schaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort und schnappte sich eines,
Lief und schleppte die Beute behend am Flusse hinunter.
Dann verzehrt' er sie gleich und eilte nach andern Geschäften
Immer am Flusse dahin und trank des Wassers und dachte:
O wie bin ich so froh, daß ich den tölpischen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüsteviel hat ihm
Wohl das Beil zu kosten gegeben. Es zeigte der Bär sich
Stets mir feindlich gesinnt; ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun ist er am Baume
210 Tot geblieben; des will ich mich freun, solang ich nur lebe.
Klagen und schaden wird er nicht mehr! — Und wie er so wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
„Rüsteviel, rief er, du lässiger Wicht! du grober Geselle!
Solche Speise verschmähst du? die fett und guten Geschmacks ist,
Die manch ehrlicher Mann sich wünscht, und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen! Doch hat für deine Bewirtung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen!" So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte,

220 Endlich rief er ihn an: „Herr Oheim, find' ich Euch wieder?
Habt Ihr etwas vergessen bei Rüsteviel? sagt mir! ich lass' ihm
Wissen, wo Ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt Ihr gewiß dem Manne gestohlen,
Oder habt Ihr ihn redlich bezahlt? wie ist es geschehen?
Ei! wie seid Ihr gemalt? das ist ein schmähliches Wesen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu selbigem Preise
Steht noch mancher zu Kauf! Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt Ihr Euch wohl so kürzlich gewidmet,
Daß Ihr ein rotes Barett auf Eurem Haupte zu tragen
230 Anfangt? Seid Ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte Euch schor, nach Euren Ohren geschnappet;
Ihr verloret den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wo habt Ihr sie hängen gelassen?"
Und so mußte der Braune die vielen spöttischen Worte
Hintereinander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht raten noch helfen. Und um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Wasser zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er,
Krank und elend, und jammerte laut und sprach zu sich selber:
240 „Schlüge nur einer mich tot! Ich kann nicht gehen und sollte
Nach des Königes Hof die Reise vollenden, und bleibe
So geschändet zurück von Reinekens bösem Verrate.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß dich soll es gereuen!"
Doch er raffte sich auf und schleppte mit gräßlichen Schmerzen
Durch vier Tage sich fort, und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in seinem Elend erblickte,
Rief er: „Gnädiger Gott! erkenn' ich Braunen? Wie kommt er
So geschändet?" Und Braun versetzte: „Leider erbärmlich
Ist das Ungemach, das Ihr erblickt; so hat mich der Frevler
250 Reineke schändlich verraten!" Da sprach der König entrüstet:
„Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den sollte Reineke schänden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone! das schwör' ich,
Alles soll Reineke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, so trag' ich kein Schwert mehr, ich will es geloben!"

Und der König gebot, es solle der Rat sich versammeln,
Überlegen und gleich der Frevel Strafe bestimmen.
Alle rieten darauf, wofern es dem König beliebte,
Solle man Reineken abermals fordern, er solle sich stellen,
260 Gegen Anspruch und Klage sein Recht zu wahren. Es könne

Hinze der Kater sogleich die Botschaft Reineken bringen,
Weil er klug und gewandt sei. So rieten sie alle zusammen.

Und es vereinigte sich der König mit seinen Genossen,
Sprach zu Hinzen: „Merket mir recht die Meinung der Herren!
Ließ' er sich aber zum dritten Mal fordern, so soll es ihm selbst und
Seinem ganzen Geschlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Ist er klug, so komm' er inzeiten. Ihr schärft ihm die Lehre;
Andre verachtet er nur, doch Eurem Rate gehorcht er."

Aber Hinze versetzte: „Zum Schaden oder zum Frommen
270 Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie soll ich's beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es, aber ich dächte,
Jeden andern zu schicken ist besser, da ich so klein bin.
Braun der Bär ist so groß und stark und konnt' ihn nicht zwingen;
Welcher Weise soll ich es enden? O! habt mich entschuldigt!"

„Du beredest mich nicht, versetzte der König; man findet
Manchen kleinen Mann voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seid Ihr auch gleich kein Riese gewachsen,
Seid Ihr doch klug und gelehrt." Da gehorchte der Kater und sagte:
„Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
280 Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen."

Hinze der Kater machte sich nun auf den Weg, Reineke zu holen. Dieser aber führte ihn in die Scheune des Geistlichen, damit sich der Kater dort Mäuse zum Schmause fangen solle. Hinze folgte ihm dahin, geriet jedoch in eine Schlinge, die des Pfarrers Sohn gelegt hatte, um Reineke, den Hühnerdieb, zu fangen. Der Kater empfing nun derbe Prügel von den Bewohnern des Pfarrhauses und entging nur mit Mühe dem Tode. Als er dem König Nobel Bericht über Reinekes erneute Hinterlist erstattet hatte, drohte der Löwe in seinem Zorne dem Verräter ohne Gnade den Tod. Grimbart der Dachs aber nahm sich in seiner Rede wiederum Reinekes an und wußte es durchzusetzen, daß ein dritter Bote und zwar er selbst an Reineke abgesandt würde, um diesen zu holen. Ihm gelang es endlich, den Fuchs zum Gehorsam gegen des Königs Gebot zu bewegen. Reineke nahm Abschied von seiner Gattin Ermelyn und seinen beiden Söhnchen Reinhart und Rossel, die in Malepartus zurückblieben. Dann machte er sich mit Grimbart auf den Weg und legte ihm unterwegs eine Beichte aller seiner hinterlistigen Thaten ab.

Vierter Gesang.

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte sich jeder heraus, ihn zu sehn, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich gesinnt; fast alle hatten zu klagen.
Aber Reineken deuchte, das sei von keiner Bedeutung;

Wenigstens stellt' er sich so, da er mit Grimbart dem Dachse
Jetzo dreist und zierlich die hohe Straße daherging.
Mutig kam er heran und gelassen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja, so trat er vor Nobel, den König, und stand im Palaste
10 Mitten unter den Herren; er wußte sich ruhig zu stellen.

„Edler König, gnädiger Herr, begann er sprechen,
Edel seid Ihr und groß, von Ehren und Würden der erste;
Darum bitt' ich von Euch, mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat Eure fürstliche Gnade
Je gefunden als mich, das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eure Freundschaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie sie es wünschen, Euch glaublich erschienen;
Aber glücklicherweise bedenkt Ihr jeglichen Vortrag,
20 Hört den Beklagten so gut als den Kläger; und haben sie vieles
Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt Ihr genug; sie bringt mir Verfolgung."

„Schweiget! versetzte der König; es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln;
Euer Frevel ist laut, und Euch erwartet die Strafe.
Habt Ihr den Frieden gehalten, den ich den Tieren geboten?
Den ich geschworen? Da steht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falscher, leidiger Dieb! eins nach dem andern entrissen.
Und wie lieb Ihr mich habt, das wollt Ihr, glaub' ich, beweisen,
Wenn Ihr mein Ansehn schmäht und meine Diener beschädigt.
30 Seine Gesundheit verlor der arme Hinze! Wie langsam
Wird der verwundete Braun von seinen Schmerzen genesen!
Aber ich schelt' Euch nicht weiter; denn hier sind Kläger die Menge,
Viele bewiesene Thaten. Ihr möchtet schwerlich entkommen."

„Bin ich, gnädiger Herr, deswegen strafbar? versetzte
Reineke. Kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er sich doch und wollte vermessen
Rüsteviels Honig verzehren; und kamen die tölpischen Bauern
Ihm zu Leibe, so ist er ja stark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und schimpften sie ihn, eh' er ins Wasser gekommen,
40 Hätt' er als rüstiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirtet, sich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, so sehr ich ihn treulich verwarnte,
Sich bei Nacht geschlichen und dort was Übels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thöricht gehandelt?

Eurer fürstlichen Krone geschähe das wahrlich zu nahe!
Doch Ihr möget mit mir nach Euerm Willen verfahren,
Und so klar auch die Sache sich zeigt, beliebig verfügen,
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.
50 Soll ich gesotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden oder geköpft, so mag es eben geschehen!
Alle sind wir in Eurer Gewalt, Ihr habt uns in Händen.
Mächtig seid Ihr und stark; was widerstünde der Schwache?
Wollt Ihr mich töten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn sein.
Doch es komme, was will; ich stehe redlich zu Rechte."

Da begann der Widder Bellyn: „Die Zeit ist gekommen;
Laßt uns klagen!" Und Isegrim kam mit seinen Verwandten,
Hinze der Kater und Braun der Bär und Tiere zu Scharen.
Auch der Esel Boldewyn kam und Lampe der Hase,
60 Wackerlos kam, das Hündchen, und Ryn die Dogge, die Ziege
Metke, Hermen der Bock, dazu das Eichhorn, die Wiesel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben ersah man die Tiere der Wildnis,
Als den Hirsch und das Reh und Bockert den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber, und alle drängten einander.
Bartolt der Storch und Markart der Häher und Lütke der Kranich
Flogen herüber; es meldeten sich auch Tybbke die Ente,
Alheid die Gans, und andere mehr mit ihren Beschwerden.
Henning, der traurige Hahn, mit seinen wenigen Kindern
70 Klagte heftig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Tiere so viel; wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe; sie hofften, die Frevel
Nun zur Sprache zu bringen und seine Strafe zu sehen.
Vor den König drängten sie sich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geschichten
Brachten sie vor. Man hatte noch nie an einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron so viele Beschwerden gehöret.
Reineke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen;
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
80 Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit;
Alles wußt' er beiseite zu lehnen und alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt,
Ja, er hatte noch übriges Recht und vieles zu klagen.
Aber es standen zuletzt wahrhaftige, redliche Männer
Gegen Reineken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rate des Königs mit einer Stimme beschloß man:

Reineke Fuchs sei schuldig des Todes! So soll' man ihn fahen,
Soll' ihn binden und hängen an seinem Halse, damit er
90 Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reineke selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urteil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urteil und Recht gebunden Reineke dastand,
Seine Feinde sich regten, zum Tod ihn eilend zu führen,
Standen die Freunde betroffen und waren schmerzlich bekümmert,
Martin der Affe mit Grimbart und vielen aus Reinekens Sippschaft.
Ungern hörten sie an das Urteil und trauerten alle,
100 Mehr als man dächte. Denn Reineke war der ersten Baronen
Einer und stand nun, entsetzt von allen Ehren und Würden
Und zum schmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören! Sie nahmen alle zusammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, so viele sie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn so viele
Ritter verließen. Es zeigte sich nun die Menge Verwandten,
Die sich mit Reinekens Tod sehr unzufrieden entfernten.
Und der König sprach zu einem seiner Vertrauten:
„Freilich ist Reineke boshaft, allein man sollte bedenken,
110 Viele seiner Verwandten sind nicht zu entbehren am Hofe."

Aber Isegrim, Braun und Hinze der Kater, sie waren
Um den Gebundnen geschäftig, sie wollten die schändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,
Führten ihn hastig hinaus und sahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erbost zum Wolfe zu sprechen:
„Nun bedenket, Herr Isegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie seinem Hasse gelungen,
Euern Bruder am Galgen zu sehn! Wie zog er so fröhlich
Mit ihm hinaus! Versäumet ihm nicht die Schuld zu bezahlen!
120 Und gedenket, Herr Braun, er hat Euch schändlich verraten,
Euch in Rüstevíels Hofe dem groben, zornigen Volke,
Männern und Weibern, treulos geliefert und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die allerorten bekannt ist.
Habet acht und haltet zusammen! Entkäm' er uns heute,
Könnte sein Witz ihn befrei'n und seine listigen Ränke,
Niemals würd' uns die Stunde der süßen Rache beschert sein.
Laßt uns eilen und rächen, was er an allen verschuldet!"

Isegrim sprach: „Was helfen die Worte? Geschwinde verschafft mir
Einen tüchtigen Strick! wir wollen die Qual ihm verkürzen."
130 Also sprachen sie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reineke hörte sie schweigend; doch endlich begann er:
„Da ihr so grausam mich haßt und tödliche Rache begehret,
Wisset ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wohl Rat zu einem tüchtigen Stricke;
Denn er hat ihn geprüft, als in des Pfaffen Behausung
Er sich nach Mäusen hinabließ und nicht mit Ehren davonkam.
Aber, Isegrim, Ihr, und Braun, ihr eilt ja gewaltig,
Euern Oheim zum Tode zu bringen; ihr meint, es gelänge."

Und der König erhob sich mit allen Herren des Hofes,
140 Um das Urteil vollstrecken zu sehn; es schloß an den Zug sich
Auch die Königin an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen strömte die Menge der Armen und Reichen;
Alle wünschten Reinekens Tod und wollten ihn sehen.
Isegrim sprach indes mit seinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete sie, ja fest aneinander geschlossen
Auf den gebundenen Fuchs ein wachsam Auge zu haben;
Denn sie fürchteten immer, es möchte der Kluge sich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf besonders: „Bei deinem
Leben! siehe mir zu und hilf den Bösewicht halten!
150 Käm' er los, wir würden es alle gar schmählich empfinden."
Und zu Braunen sagt' er: „Gedenket, wie er Euch höhnte;
Alles könnt Ihr ihm nun mit reichlichen Zinsen bezahlen.
Hinze klettert und soll uns den Strick da oben befesten;
Haltet ihn und stehet mir bei, ich rücke die Leiter;
Wenig Minuten, so soll's um diesen Schelmen gethan sein!"
Braun versetzte: „Stellt nur die Leiter, ich will ihn schon halten."

„Seht doch! sagte Reineke drauf, wie seid ihr geschäftig,
Euern Oheim zum Tode zu bringen! Ihr solltet ihn eher
Schützen und schirmen, und wär' er in Not, euch seiner erbarmen.
160 Gerne bät' ich um Gnade; allein was könnt' es mir helfen?
Isegrim haßt mich zu sehr, ja seinem Weibe gebeut er,
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu vertreten.
Aber soll es nun über mich gehn, so wollt' ich, es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in schreckliche Nöten,
Doch am Ende ging es geschwind. Es begleiteten freilich
Nicht so viele den sterbenden Mann. Doch wolltet ihr länger
Mich verschonen, es müßt' euch gewiß zur Schande gereichen."
„Hört ihr, sagte der Bär, wie trotzig der Bösewicht redet?
Immer, immer hinauf! Es ist sein Ende gekommen."

170 Ängstlich dachte Reineke nun: „O, möcht' ich in diesen
Großen Nöten geschwind was glücklich Neues erfinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben schenkte und diese
Grimmigen Feinde, die drei, in Schaden und Schande gerieten!
Laßt uns alles bedenken, und helfe, was helfen kann! Denn hier
Gilt es den Hals, die Not ist dringend; wie soll ich entkommen?
Alles Übel häuft sich auf mich. Es zürnet der König,
Meine Freunde sind fort und meine Feinde gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke des Königs,
Seiner Räte Verstand wahrhaftig wenig geachtet;
180 Vieles hab' ich verschuldet und hoffte dennoch, mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur, zum Worte zu kommen,
Wahrlich, sie hingen mich nicht; ich lasse die Hoffnung nicht fahren."

Und er wandte darauf sich von der Leiter zum Volke,
Rief: „Ich sehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich euch alle, so viele mich hören,
Um ein weniges nur, bevor ich die Erde verlasse.
Gerne möcht' ich vor euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letzten Mal öffentlich sprechen und redlich bekennen
Alles Übel, das ich gethan, damit nicht ein andrer
190 Etwa dieses und jenes von mir im stillen begangnen,
Unbekannten Verbrechens dereinst bezichtiget werde;
So verhüt' ich zuletzt noch manches Übel, und hoffen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken."

Viele jammerte das. Sie sprachen untereinander:
„Klein ist die Bitte, gering nur die Frist!" Sie baten den König,
Und der König vergönnt' es. Da wurd' es Reineken wieder
Etwas leichter ums Herz; er hoffte glücklichen Ausgang.
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und sagte:

„Spiritus Domini helfe mir nun! Ich sehe nicht einen
200 Unter der großen Versammlung, den ich nicht irgend beschädigt.
Erst, ich war noch ein kleiner Kompan und hatte die Brüste
Kaum zu saugen verlernt, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Herde
Sich im Freien zerstreuten; ich hörte die blökenden Stimmen
Gar zu gerne; da lüstete mich nach leckerer Speise,
Lernte hurtig sie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Leckte das Blut, es schmeckte mir köstlich, und tötete weiter
Vier der jüngsten Ziegen und aß sie und übte mich ferner;
Sparte keine Vögel, noch Hühner, noch Enten, noch Gänse,
210 Wo ich sie fand, und habe gar manches im Sande vergraben,
Was ich geschlachtet, und was mir nicht alles zu essen beliebte.

Dann begegnet' es mir, in einem Winter am Rheine
Lernt' ich Isegrim kennen; er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich versichert' er mir, ich sei aus seinem Geschlechte;
Ja, er wußte mir gar die Grade der Sippschaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir schlossen ein Bündnis
Und gelobten einander, als treue Gesellen zu wandern;
Leider sollt' ich dadurch mir manches Übel bereiten.
Wir durchstrichen zusammen das Land; da stahl er das Große,
220 Stahl ich das Kleine. Was wir gewonnen, das sollte gemein sein;
Aber es war nicht gemein, wie billig: er teilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Hälfte, ja Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb sich geraubt, sich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Überfluß sitzen ihn fand, er eben die Ziege,
Frisch geschlachtet, verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte, grinst' er mich an und stellte sich grämlich,
Trieb mich knurrend hinweg; so war mein Teil ihm geblieben.
Immer ging es mir so, es mochte der Braten so groß sein,
Als er wollte. Ja, wenn es geschah, daß wir in Gesellschaft
230 Einen Ochsen gefangen, wir eine Kuh uns gewonnen,
Gleich erschienen sein Weib und sieben Kinder und warfen
Über die Beute sich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, sie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt. Das sollte mir alles gefallen!
Aber Gott sei gedankt, ich litt deswegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem herrlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an sicherer Stätte
Heimlich verwahre; des hab' ich genug. Es schafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er siebenmal führe."

240 Und es horchte der König, da von dem Schatze gesagt ward,
Neigte sich vor und sprach: „Von wannen ist er Euch kommen?
Saget an! ich meine den Schatz." Und Reineke sagte:
„Dieses Geheimnis verhehl' ich Euch nicht; was könnt' es mir helfen?
Denn ich nehme nichts mit von diesen köstlichen Dingen.
Aber wie Ihr befehlt, will ich Euch alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Möcht' ich wahrhaftig das große Geheimnis nicht länger verhehlen;
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur selbigen Stunde
250 Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.
Merket es, gnädiger Herr! denn Euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn stahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöten, es bracht' ihn

Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu Euerm Nutzen geschah es!"

Und die Königin hörte bestürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimnis von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrat, vom Schatz, und was er alles gesprochen.
„Ich vernahm' Euch, Reineke, rief sie; bedenket, die lange
260 Heimfahrt steht Euch bevor; entladet reuig die Seele!
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde!"
Und der König setzte hinzu: „Ein jeglicher schweige!
Reineke komme nun wieder herab und trete mir näher —
Denn es betrifft die Sache mich selbst — damit ich sie höre."

Reineke, der es vernahm, stand wieder getröstet; die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgesinnten herunter;
Und er nahte sich gleich dem König und seiner Gemahlin,
Die ihn eifrig befragten, wie diese Geschichte begegnet.

Nun berichtete Reineke, daß von seinem Vater einst mit Braun, Isegrim, Grimbart und Hinze eine Verschwörung gegen das Leben des Königs ins Werk gesetzt worden wäre. Sein Vater hätte den Schatz des Königs Emmerich gefunden und mit diesem Gelde ein Heer ausrüsten wollen, durch das Braun der Bär als König auf den Thron erhoben werden sollte. Reineke aber habe den Schatz geraubt und in einer Wüste im Osten von Flandern verborgen. Dadurch sei die Ausrüstung des Heeres unmöglich und die Verschwörung zunichte gemacht worden. Auf die Frage des Königs, wo der Schatz verborgen liege, bezeichnete Reineke den Brunnen Krekelborn in dem Busch Hüsterlo als die Stätte, wo er den Schatz vergraben habe. Reineke sollte nun den König nach diesem Orte geleiten, aber um Ausflüchte nicht verlegen entschuldigte er sich damit, daß er sich im Banne befinde und eine Wallfahrt nach Rom und über das Meer unternehmen müßte, um vom Banne gelöst zu werden; daher könne er den König nicht selbst an die Stätte bringen. König Nobel billigte die Gründe Reinekes; er begnadigte den Fuchs und gab ihm Urlaub zu seiner Wallfahrt.[1])

Bellyn der Widder, der Kaplan des Königs, mußte den Reisesegen über Reineke sprechen, und von Lampe und Bellyn begleitet trat der Fuchs seine angebliche Pilgerfahrt an. Er begab sich aber zunächst nach seiner Wohnung Malepartus; dort lockte er den Hasen in seine Höhle, erwürgte ihn und verzehrte ihn mit seiner Familie. Den Widder Bellyn, der unterdes vor der Höhle gewartet hatte, schickte Reineke darauf mit einem Ränzel, in dem sich Briefe befinden sollen, an den König zurück,

1) Vergl. Teil II, S. 6 f.

während er selbst nicht daran dachte, die Wallfahrt fortzusetzen, sondern in seiner Höhle Malepartus blieb. Als der König durch seinen Notar Bockert den Biber und Hinze den Kater den Knoten des Ränzels lösen ließ, das die Briefe Reinekes enthalten sollte, fanden sie darin den Kopf des ermordeten Hasen. Da erkannte der König, daß er aufs neue betrogen war; zürnend berief er wiederum einen Hoftag, auf dem beschlossen wurde, die Feste Malepartus zu stürmen und den Fuchs zu strafen. Aber Grimbart eilte zu Reineke und bewog ihn, der Erstürmung seiner Burg Malepartus dadurch zuvorzukommen, daß er sich zu seiner Verteidigung an den Hof des Königs begäbe. So wanderte Reineke aufs neue mit Grimbart nach Hofe und beichtete unterwegs wiederum dem Dachse seine Sünden.

Vor dem Könige und den versammelten Tieren wußte Reineke, durch Grimbart ermutigt, den erhobenen Anklagen gegenüber sich schlau zu rechtfertigen und erklärte, daß er Bellyn und Lampe köstliche Kleinode übergeben habe, diese dem Könige zu überbringen; sei der Hase tot, so habe Bellyn ihn ermordet und die Schätze geraubt. Er beschrieb die Kleinode: einen Ring mit kostbarem Edelstein, einen Kamm und Spiegel, die aufs kunstvollste gearbeitet wären und viele Wunderkräfte besäßen; er erinnerte den König an die Dienste, die er und sein Vater dem Löwen geleistet, und so gelang es ihm, den König aufs neue für sich zu gewinnen. Als Isegrim sah, daß sich die Angelegenheit wiederum zu Gunsten des Fuchses wendete, trat er mit neuen Anklagen gegen Reineke auf und erbot sich, durch einen Kampf mit dem Fuchse den Streit zu entscheiden. Seiner List vertrauend, erklärte Reineke sich bereit, mit dem Wolfe zu kämpfen. Durch Anwendung hinterlistiger Kunstgriffe ging er aus dem Zweikampfe mit dem Wolfe als Sieger hervor und erwies sich so in den Augen seiner Richter als schuldlos. Reineke wurde nun hoch geehrt und vom Könige zum Kanzler des Reiches ernannt.

---

21. Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Goethe schildert seine Kindheit und Jugend bis zur Übersiedelung nach Weimar. (Vergl. IV, 2. 160 f., IV, 1. 101 f.) In dem dritten Buche erzählt er, wie im siebenjährigen Kriege die Franzosen unter Soubise obgleich mit Österreich und den Reichstruppen verbündet, von der freien Reichsstadt Frankfurt gewaltsam Besitz nahmen, angeblich weil sie für ihre militärischen Unternehmungen eines festen Stützpunktes am Main bedürften. Bei dieser Gelegenheit kam der Königslieutenant[1]) Graf Thorane in Goethes Vaterhaus.

1) Lieutenant du roi, ein Offizier mit richterlichem Amte.

Der Königslieutenant.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Türmer des Hauptturms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassieren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschierten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die „Zeile" hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakierten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemanden konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen, und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, ohnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen: es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut französisch sprach und im Leben sich wohl mit Würde und Anmut betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königslieutenant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagre, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen, und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche teils abgegeben werden, teils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen.

Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen, was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Teil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdies täglich offne Tafel hielt: so gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber sehr ernsten und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner, wohlbeleibter, heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut französisch sprach, sich in alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemütszustande ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue, noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie, und was sich alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben, sodaß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntnis des Italienischen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüßigten Augenblick

schenkte (denn er wohnte grade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe, welches denn zum besten geriet. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern, geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältnis, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen, was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgeteilt. Bei dieser Gelegenheit muß ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne.

Außer diesen Leckereien, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen lernten, deuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu sein. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Ratsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens stellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines solchen Mannes im Hause, unter den gegebenen Umständen, eine wahre Wohlthat sei, daß ein ewiger Wechsel, es sei nun von Offizieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige schien ihm so unerträglich, daß ihn sein Unmut ein Schlimmeres, das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er sonst hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das, was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königslieutenants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besondern

Reiz, daß er einen eignen Wert darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht; die Art, wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er schien sich den Herzog von Ossuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetscher nicht eine oder die andere solche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen, ohne im Gedächtnis ein Besonderes wiederzufinden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war sich selbst seiner Eigenheiten aufs deutlichste bewußt, und weil er gewisse Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmut, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon nennen soll, überfiel, so zog er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen verlängerten, in sein Zimmer zurück, sah niemanden als seinen Kammerdiener, und war selbst in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines Kammerdieners, Saint Jean, eines kleinen hagern Mannes von muntrer Gutmütigkeit, konnte man schließen, daß er in frühern Jahren von solcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet, und sich nun vor ähnlichen Abwegen, bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle, zu hüten ernstlich vornehme.

Es fehlte von dem ersten Tage der Besitznehmung unserer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche zogen unsere Aufmerksamkeit hin und her. Die letztern besonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserm Hause verschaffte uns den Vorteil, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen, und besonders die ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen, leutseligen Herrn; am deutlichsten aber des Marschalls von Broglio als eines jüngern, nicht großen, aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliierten seien im

Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle preußisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug, einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Übel leicht mit einem großen Ungemach vertauscht werden könne; denn es zeigte sich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegengehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Verteidigung der Stadt, wäre es auch nur, um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: sie solle ganz ruhig sein, es sei nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen[1]) Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das andere Mal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Karwoche, 1759 der Karfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht[2]) begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Gebärden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazarett umgewandelte Liebfrauen-Kloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brot, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf

1) Marktflecken bei Frankfurt. 2) Bei Bergen.

blessierte und gefangene Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es schien, als wollte jeder sich von allem entblößen, was er nur Bewegliches besaß, um seinen bedrängten Landsleuten beizustehen.

Diese Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliierten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegenzugehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten, nach den Grenzsteinen zu schießen, sodaß dem neugierigen Wanderer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für geratner, zurückzugehen, und erfuhr, bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuerns hätte klar machen sollen, daß alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmut, geriet er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutschen sollten sie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schicksal Freunde und Feinde zusammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wort gebaut und deshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel ihres Schatzkästleins[1]) durch einen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung, wir schmeichelten ihm, was wir konnten, wir baten ihn, etwas Speise zu sich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unsre Liebkosungen und jeden Genuß und begab sich auf sein Zimmer. Unsre Freude ward indessen nicht gestört; die Sache war entschieden; der Königslieutenant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück; seine Gegenwart zu Hause war nötiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, küßten seine Hände und bezeigten ihm unsre Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl! sagte er freundlicher als sonst, ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!“ Er befahl sogleich, uns Zuckerwerk, süßen Wein, überhaupt das Beste zu reichen, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

---

1) Ein Erbauungsbuch. Die durch die Nadel bezeichnete Stelle galt den frommen Frauen jener Zeit als Orakel.

Wir hielten nun eine köstliche Kollation, bedauerten den guten Vater, der nicht teil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbei zu rufen; sie aber, klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben sein würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrot zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben beiseite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dies geschah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ — „Keineswegs! versetzte mein Vater mit Ingrimm; ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wut auf: „Dieses sollt Ihr büßen! rief er; Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefügt haben!“

Der Vater war indes gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher und fing an zu essen. Wir freuten uns darüber und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät, und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innere Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendste Geschäft lieber

einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Mut an einem Unschuldigen gekühlt und eine seiner Würde nachteilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zugute thut, oft genug wiederholt, sodaß ich sie aus dem Gedächtnis wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt das Kabinett zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung, die höchst verpönt war. „Was wollt Ihr? rief ihm der Graf zornig entgegen. Hinaus mit Euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als Saint Jean."

„So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean," versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwei machen noch nicht einen, wie Ihr seid. Entfernt Euch!"

„Herr Graf, Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen, und an die appelliere ich."

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es Euch gelingen werde."

„Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns, die Gesinnungen anderer anzuhören."

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehen."

„Nicht alle!"

„Sehr viele! Was! diese Städter, Reichsstädter wollen sie sein? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft, wenn er glücklicherweise getreue Alliierte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vorteil verwenden, so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Teil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemütigt werde."

„Freilich kennt Ihr diese Gesinnungen schon lange und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den Ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, wenige nur, Ihr wißt es!"

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet, sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen sein, soviel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem kühnen Repräsentanten gestraft werden und sich merken, was sie zu erwarten haben."

„Nur Aufschub, Herr Graf!"

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren.“

„Nur einen kurzen Aufschub!“

„Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll Euch nicht gelingen.“

„Weder verleiten will ich Euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; Euer Entschluß ist gerecht, er geziemt dem Franzosen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane seid.“

„Der hat hier nicht mitzusprechen.“

„Man sollte den braven Mann doch auch hören.“

„Nun was würde er denn sagen?“

„Herr Königslieutenant! würde er sagen; Ihr habt so lange mit so viel dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königslieutenant! und jedermann wird Euch deswegen loben und preisen.“

„Ihr wißt, daß ich Eure Possen manchmal leiden kann, aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal sein? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir verteidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt Ihr, daß der Feind die Hände in den Schoß gelegt hätte? Er wirft Granaten, und was er bei der Hand hat, und sie zünden, wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wohl eine Feuerkugel, und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Pekingtapeten ich geschont, mich geniert habe, meine Landkarten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen.“

„Wie viele haben das gethan!“

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen, den Generalen und Offizieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt dessen verdirbt mir der Gift[1]) dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!“

„Es ist ein Parteigeist; aber Ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in

---

1) Gift früher Maskulinum.

ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie Euch recht geben, dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren seid."

„Ich habe Euch schon zu lange angehört; macht, daß Ihr fortkommt!"

„So hört nur noch dieses! Bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu sein; aber die Hausfrau ist allen Euren Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet Ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich kann wohl sagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch so oft über Eure Fassung bewundert, Herr Graf! gebt mir diesmal Gelegenheit, Euch anzubeten. Ein Krieger ist ehrwürdig, der sich selbst in Feindes Haus als einen Gastfreund betrachtet; hier ist kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!"

„Das müßte wunderlich zugehen," versetzte der Graf mit einem Lächeln.

„Nur ganz natürlich, erwiderte der Dolmetscher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füßen geschickt; denn ich weiß, daß Euch solche Scenen verdrießlich sind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie Euch danken; ich will sie Euch schildern, wie sie sich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von Eurer Großmut an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Fremden ihr Interesse für Euch einzuflößen wissen: eine Handlung dieser Art kann nicht untergehen!"

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das ist meine Sorge. Wir haben schon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, die ich verschone!"

Der Dolmetsch, durch diesen unerwartet glücklichen Ausgang überrascht und bewegt, konnte sich der Thränen nicht enthalten und wollte dem Grafen die Hände küssen; der Graf wies ihn ab und sagte streng und ernst: „Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann!" Und mit diesen Worten trat er auf den Vorsaal, um die andringenden Geschäfte zu besorgen und das Begehren so vieler wartenden Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen, bei den Überbleibseln der gestrigen Zuckergeschenke, das Vorübergehen eines Übels, dessen Androhen wir glücklich verschlafen hatten.

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens

hat er bei der Wiedererzählung derselben niemals variiert. Genug, dieser Tag dünkte ihm so wie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens.

Wie sehr übrigens der Graf alles falsche Ceremoniell abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in seinen heitern Stunden immer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugnis ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abstrusen einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: „Excellenz!" Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, so wie die Excellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend, als der Titel sei zu gering, bückte er sich tiefer und sagte: „Monseigneur!" — „Mein Herr, sagte der Graf ganz ernsthaft, wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen." — Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren, der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?" — „Spangenberg," versetzte jener. — „Und ich, sagte der Graf, heiße Thorane. Spangenberg, was wollt Ihr von Thorane? Und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan sein."

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Gebärden aufgeführt.

---

22. Briefe aus der Schweiz.

1. Ausflug in den Jura. Besteigung der Dôle.

Genf, den 27. Oktober 1779.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind — das La Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hieße

Den 24. Oktober ritten wir in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genannt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallisgebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigny ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter; es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf, und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan und sahen den See in Duft und den Widerschein des Mondes darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunterzubringen. Wir waren wohl drei Stunden gestiegen, als es hinterwärts sachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten, unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitteninne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, das gepflastert war, übrigens ringsherum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrat und Gerätschaften in schöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. morgens war helles, kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den untern Teil des Thales ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen Noir Mont. Gegen acht ritten wir ab, und, um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Teil des Thals, an dem wir hinritten, besteht in abgeteilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich teils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, teils sind sie in Dörfern näher zusammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wodurch wir kamen, war Le Sentier. Wir sahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem

See stand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, Le Lieu genannt; die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahebei ist ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf, und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der, indem er sich westwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm unter einer Brücke weg seinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt Le Pont. Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte; nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führet. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiser auf La Dent. Die Sonne schien heiß, es war zwischen elf und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen und weiter her bis zu unsern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften, die man oben unterscheiden könnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heiteren Himmel sichtbar, alle niederen Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, die sie schön rötete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Kantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt; zur Linken in der weitesten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchatel, gleich vor uns einige Häuser von Vaulion, dahin die Dent gehört und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden, waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied. Geradab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns giebt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen; gleich drüber liegt das Thal,

Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch L'Abbaye de Joux, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen vier langten wir in unserm Wirtshaus an und fanden ein Essen, wovon uns die Wirtin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sei, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dôle, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das herrlichste anließ, und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brot und Wein auf und ritten gegen acht ab. Unser Weg ging nun durch den oberen Teil des Thals in dem Schatten des Noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen sehr große Haufen zusammengelesen; wieder ist er einesteils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruiniert; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen, Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Kanonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen. Doch ist auch dieser Teil des Thales sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts und waren nunmehr von unserm Thale geschieden; der kahle Gipfel der Dôle lag vor uns, wir stiegen ab, unsere Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergues, und wir stiegen die Dôle hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß; aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir

eigentlich heraufstiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des oberen Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner See hatte sich der Nebel schon zurückgezogen, wir sahen den nächsten Teil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zu geht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog; jeder entdeckte etwas oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevey und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischeninne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel; aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vouache, wo das Fort l'Ecluse inneliegt, zog er sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburger See links liegt, woraus wir seine Lage mutmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks; man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht; man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, daß das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen, wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig daliegen! Man giebt da gern jede

Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares, bewohntes Land; der Boden, worauf wir standen, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Tiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden vor unsern Augen für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergues. Auch näher am Thal waren unsere Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten roten Seiten gegen uns; nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer rot herüber glänzte und zuletzt uns noch einen rötlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Cergues, und daß nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indes unterwegs unsere angespannten Sinne sich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirtshauses den breit schwimmenden Widerglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

2. Chamouny.

Chamouny, den 4. Nov. 1779. Abends gegen neun.

Wir ließen Sallanches in einem schönen, offenen Thale hinter uns; der Himmel hatte sich während unserer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns; das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, teils in der Tiefe, teils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Berges kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkeren und mächtigeren Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluten die Länge des Berges

hinab zerreißen und wieder füllen, von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan; die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouny näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nacheinander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum standen, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breiteren zusammenhängenderen Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höheren Sphäre zu gehören, und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen, der's sähe, und einen, der's beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thales, Le Prieuré genannt, wohl logiert in einem Hause, das eine Witwe den vielen Fremden zu Ehren vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein aus der Vallée d'Aost besser schmecken als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. 1779. Abends.

Das Thal Chamouny, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich wie eine Mulde sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unsere

Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen beizeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andere ein älterer und sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit achtundzwanzig Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum ersten Male so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinaufbringe, und doch sollten wir alles ebenso gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen; denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehen, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehen. In der Gegend, wo wir standen, ist die kleine von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfnis der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklicheren Ort etwas weiter hinauf erbauen lassen, wo man, am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendikular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet, und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegensieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen; wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem

schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund, als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirtshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins (Albinos) vorbei — Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rote und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt wie der Sohn eines großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Von unsern Diskursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mitteile. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein, und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

3. Reise im Wallis von Münster auf den St. Gotthard.

Realp, den 12. November 1779. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden, und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzweigeschnitten. Eh' ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurückmachen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen, und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach neun trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirtshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahrszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre. Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Teil des Winters drüber gingen; ob wir aber hinüberkommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter, starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten indessen unserm Mauleseltreiber seinen

Lohn, den wir mit seinem Tiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brot, tranken ein Glas roten Wein und waren sehr lustig und wohlgemut, als unser Führer wiederkam und noch einen größern und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunter-ging; bald aber verlor sich dieser, und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald; wir hatten die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thale unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Thale die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her ab-genommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eis-klippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin; er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem mulden-förmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr; alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen, ununterbrochenen Flächen uns ent-gegenwiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unseren Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete, in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, einförmigen, schnee-bedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußstapfen tritt, und wo in der ganzen glattüberzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat.

Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmählich hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg; allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hintereinander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache traktierten, erhielt auch unsern guten Mut; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sei. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursener Thales im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen; allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursener Thal. Wir gingen schärfer, und nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirtshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich; doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht wie die auf dem Gotthard ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten roten Wein und besseres Essen als im Wirtshaus finden. Wir schickten einen deswegen voraus, daß er die Patres disponieren und

uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer, ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andere, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brot und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umständen alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältnis hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. „Wir haben, sagte er, kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherren und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung." Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seien, am Ende eines einsamen, von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sei sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelawine einen Teil des Dorfes bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet, da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Den 13. November 1779. Oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt und, mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging. ...

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg; ja, es ist die größte Lust, sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Öfen von steinernen Platten zusammengesetzt sind, gar wohl

angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hierher.

Noch gestern abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo alles auf einen sehr kleinen Platz zusammengestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestand, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, gerade nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und schieden sehr zufrieden voneinander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff, den lieblichen gestrigen Weg wieder zurückzumachen, schienen es als Epoche anzusehen und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu gute thun könnten, und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Ursener Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. In anderthalb Stunden waren wir in Hospital, ein Örtchen, das noch im Ursener Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum ersten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Mauleseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der größte Teil war schon vor uns aufgestiegen und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überfahren, um den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich in den Ritzen und auf den Flächen Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Krystalladern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maultiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie durch einen sonderbaren Instinkt unten an einem steilen Ort

erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinaufschreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf geraden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber oder durch die nachfolgenden Tiere vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei und gewinnt über solche ganze Reihen den Vorteil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden heraufzuschleppen haben und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst.

Der Pater ist von Airolo heraufgekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als italienisch, und wir fanden hier Gelegenheit, von den Übungen, die wir uns das Frühjahr in dieser Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wohl für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir morgen fortgehen, und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündner Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Abend drängt sich

durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an den Gotthard heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstätter See ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

---

23. Italienische Reise.

1. Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig Euer gedenke in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmutung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen, einsamen Weg zu machen und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswert, ja um desto wünschenswerter, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt. Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu teil ward.

Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig

und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweis in= und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), seh' ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: Ich bin's! — wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moralisch heilsam ist mir es dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das so viel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurteilt, den er mitbringt! Ich verzeihe jedem, der sie tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig.

Den 10. November nachts.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer, merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius[1]) und abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehen. Hievon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hie und da etwas

1) C. Cestius war einer der sieben Epulonen oder Marschälle, welche den feierlichen Göttermahlen vorstanden. Goethe erwähnt dieses Denkmal auch in den römischen Elegieen; s. S. 292.

Scheltenswertes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat teil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich aufraffen, wie es kommen will! Die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Den 22. November, am Cäcilienfeste abends.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mitteilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein[1]) nach dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Kapelle[2]), die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke von Michel Angelo teilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehen, verließen wir dieses Heiligtum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Teilen hell und klar erschien. Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu ekeln und zu verständigen Geschmack uns diesmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urteil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehn nach), Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel

1) Ein berühmter Maler, der seit 1781 in Rom lebte.
2) Im Vatikan, berühmt durch die Gemälde Michel Angelos (1474—1564).

und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castel Gandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite, mit ihren Bergpalästen, Kuppeln rc. Es rührte sich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß wie in einem Treibhause. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen der Kuppel, des Tambours[1]) und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Teile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein fröhliches, frugales Mahl und setzten unsern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architektur mehr. Die Säulen waren mit rotem Samt überzogen und mit goldenen Tressen umwunden. Die Kapitäle mit gesticktem Samt in ungefährer Kapitälform, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zweihundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, sodaß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre ebenso geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel zwei Gerüste, auch mit Samt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo[2]). Es wird nachts zugeschlossen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die

1) Die Laterne, worin sechzehn Pfeiler auf herumlaufendem Postament sind.
2) Das Kolosseum, das von Vespasian und Titus erbaute große Amphitheater, welches gegen 80 000 Zuschauer faßte.

ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu, der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als andererorten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehen.

2. Besteigung des Vesuvs.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Wir fuhren auf zwei Kaleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: „Platz, Platz!" damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Kaleschen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches[1]) hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse, und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, sodaß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugnis gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich; denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe auf seinen eigenen Füßen desto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma[2]). Ein Blick westwärts über die Gegend nahm wie ein heilsames Bad alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. Solange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu

---

1) Wirkungen des unterirdischen Feuers.

2) Der Rest eines Kraterwalles, welcher wahrscheinlich bei dem Ausbruch im Jahre 79 zusammenstürzte.

Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die andern, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwerern und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringern klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten. Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich ratschlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräten erquickten. Der Jüngere getraute sich das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuern Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war versäumt; wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei: wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleinern Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den ältern und neuern Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Ältere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen; neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeitlang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von

Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Glutströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

3. Sicilien.

Palermo, Dienstag den 3. April.

Wir fuhren Donnerstag den 29. März mit Sonnenuntergang von Neapel und landeten erst nach vier Tagen um 3 Uhr im Hafen von Palermo. Ich habe nie eine Reise so ruhig angetreten als diese, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beständigen Gegenwind sehr verlängerten Fahrt, selbst auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die ersten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit stark angriff. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entscheidend war, so ist es diese Reise.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältnis zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben auf dieser kurzen Fahrt mancherlei Abwechselungen und gleichsam die Schicksale der Seefahrer im kleinen gehabt. Übrigens ist die Sicherheit und Bequemlichkeit des Packetboots nicht genug zu loben. Der Kapitän ist ein sehr braver und recht artiger Mann. Die Gesellschaft war ein ganzes Theater, gut gesittet, leidlich und angenehm. Mein Künstler, den ich bei mir habe, ist ein munterer, treuer, guter Mensch, der mit der größten Accuratesse zeichnet; er hat alle Inseln und Küsten, wie sie sich zeigten, umrissen; es wird Euch große Freude machen, wenn ich alles mitbringe. Übrigens hat er mir, die langen Stunden der Überfahrt zu verkürzen, das Mechanische der Wasserfarben-Malerei (Aquarell), die man in Italien jetzt sehr hoch getrieben hat, aufgeschrieben: versteht sich den Gebrauch gewisser Farben, um gewisse Töne hervorzubringen, an denen man sich, ohne das Geheimnis zu wissen, zu Tode mischen würde. Ich hatte wohl in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zusammenhange. Die Künstler haben es in einem Lande ausstudiert, wie Italien, wie dieses ist. Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrains

und habe Hoffnung, auch dereinst in Norden aus meiner Seele Schatten=bilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche so rein daraus weggewaschen als die Kleinheit der Stroh=dächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen sehen, was diese Königin der Inseln thun kann.

Wie sie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit frischgrünenden Maulbeerbäumen, immergrünendem Oleander, Citronen=hecken u. s. w. In einem öffentlichen Garten stehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer; und diesen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt! Verzeiht, wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tuschmuschel, aus der mein Gefährte die Umrisse nachzieht, dieses hinkritzele. Es kommt doch wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indes ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sag' ich nicht; wann Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen. —

Dieses Blatt sollte nun, meine Geliebten, Euch des schönsten Ge=nusses, insofern es möglich wäre, teilhaft machen; es sollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Wassermasse umfassenden Bucht über=liefern. Von Osten herauf, wo ein flacheres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen schroffen, wohlgebildeten, waldbewachsenen Felsen hin bis an die Fischerwohnungen der Vorstädte herauf, dann an der Stadt selbst her, deren äußere Häuser alle nach dem Hafen schauen, wie unsere Wohnung auch, bis zu dem Thore, durch welches wir hereinkamen. Dann geht es westwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen, an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt sich nun, sämtliche Fahr=zeuge zu schützen, in Westen der Monte Pellegrino in seinen schönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das sich bis zum jenseitigen Meer erstreckt, zwischen sich und dem eigentlichen festen Land gelassen.

Palermo, Mittwoch den 4. April.

Nachmittags besuchten wir das fruchtreiche und angenehme Thal, welches die südlichen Berge herab an Palermo vorbeizieht, durchschlängelt von dem Flusse Oreto. Auch hier wird ein malerisches Auge und eine geschickte Hand gefordert, wenn ein Bild soll gefunden werden; und doch erhaschte Kniep einen Standpunkt, da, wo das gestemmte Wasser von einem halbzerstörten Wehr herunterfließt, beschattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Thal hinaufwärts, die freie Aussicht und einige landwirtschaftliche Gebäude.

Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Frucht=barkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze

Thal, welches mir der ungeschickte Führer durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte, umständlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert, und was für ungeheure Kriegsthaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sei schlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elefanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufschrecken. Er verwunderte sich sehr, daß ich das klassische Andenken an so einer Stelle verschmähte, und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer solchen Vermischung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Mute sei.

Noch wunderlicher erschien ich diesem Begleiter, als ich auf allen seichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen suchte und die verschiedenen Arten derselben mit mir forttrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man sich von einer gebirgigen Gegend nicht schneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Gesteinarten untersucht, die in den Bächen herabgeschoben werden, und daß hier auch die Aufgabe sei, durch Trümmer sich eine Vorstellung von jenen ewig klassischen Höhen des Erdaltertums zu verschaffen.

Auch war meine Ausbeute aus diesem Flusse reich genug; ich brachte beinahe vierzig Stücke zusammen, welche sich freilich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das meiste war eine Gebirgsart, die man bald für Jaspis oder Hornstein, bald für Thonschiefer ansprechen konnte. Ich fand sie teils in abgerundeten, teils unförmigen Geschieben, teils rhombisch gestaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaspis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geschieben von Muschelkalk.

Palermo, Sonnabend den 7. April.

In dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Reede brachte ich im stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse; Citronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend roten nelkenhaften Blüten, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachstum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste

Röhren verbergen, bald wieder scharenweis, durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald bläulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmut verlieh, war ein starker Duft, der sich über alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hintereinander entfernt, sich entschiedener hellblau voneinander absetzten, sodaß ihre eigentümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten.

Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entferntern Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen erteilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasieren auseinander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtnis. Ich eilte, sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Übersetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

4. Überfahrt von Sicilien nach Neapel.

Auf der See, Sonnabend den 12. Mai.

Meine Hoffnung, diesmal schneller nach Neapel zu gelangen oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten; allein der Genuß eines so mannigfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelsbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schar Delphine begleitete das Schiff; schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich deucht, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde; einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber

ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steurer verständen ihr Handwerk; jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Wert so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter; denn alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen und dadurch wechselseitig ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt, eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich essen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung teilnehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht wie auf der Korvette, über die vortreffliche Kost triumphierend, meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr diesmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

Sonntag den 13. und Montag den 14. Mai.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Capo Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig; wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein; denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Capo Minerva mit den daran stoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indes die Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Kap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrento hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgetürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, sodaß wir den stärksten Ausbruch vermuten konnten. Links lag Capri, steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläu-

lichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Den Übergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke sowie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Über diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermanne bittere Vorwürfe, daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos. „Wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist."

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff schwankend und schwippend sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken; Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt aneinander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Kapitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für teures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manövers beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die ohne Kenntnis der Schiffkunst sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun durch Unfähigkeit und

Ungeschicklichkeit alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr ebenso viel Gemütsruhe als den Vögeln von Malcésine[1]). Ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, sodaß sie weder denken noch sich untereinander verständigen könnten. „Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch selbst zurück, und dann wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hilflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist."

Diese Worte thaten die beste Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich schon früher über sittliche und geistliche Gegenstände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé![2]) Und wirklich fingen sie, da sie ohnehin schon auf den Knieen lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunst leidenschaftlich zu beten an. Sie konnten dies mit desto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel versuchten, das wenigstens in die Augen fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer fassen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben.

Gebet und Klagen wechselten ab, und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrieen, du unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverständliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen sich so drohend

1) Erinnerung an ein Erlebnis bei den Leuten dieses Ortes unweit Verona.

2) Wohl der Name eines frommen Einsiedlers.

nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußersten käme, damit von den Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen und alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Kajüte zu steigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien; denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich-sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltsames Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte. Dies gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet sei; der gelindeste Windshauch habe sich erhoben; in dem Augenblick sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Überfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war, sodaß ich also auf einer längern Seereise wahrscheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Kastelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilippo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie sich denn Neapel zu Konstantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: „Auch dieses ist eine Stadt!"

Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Gerätschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten; und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logieren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, sodaß wir ihnen durch die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitanischen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

Schiller.

Während dem Dichterfürsten Goethe ein durchaus vom Glück begünstigtes und wohlgeebnetes Leben beschieden war, stand Schiller, der ihm ebenbürtige Geistesheld, fast sein Lebenlang unter dem harten Drucke des Zwanges und der Not, der indes ihn gerade zu geistigen Höhen sich emporschwingen und zum feurigen Sänger aller idealen Güter des Menschen werden ließ. Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren. Sein Vater, ursprünglich Wundarzt, stand damals als Leutnant in württembergischen Diensten; seine Mutter war die Tochter des Bäckermeisters Kodweis, eine Frau voll Sanftmut und warmer Empfindung. Während der Feldzüge des siebenjährigen Krieges war der Vater meist fern von den Seinen, wurde zum Hauptmann befördert und dann Anfang 1764 als Werbeoffizier nach Lorch versetzt, wo er sich endlich seiner Familie widmen konnte. Hier, im Angesichte des „Hohenstaufen" und des altschwäbischen Klosters Lorch mit seinen Kaisergräbern, lenkte sich die Wißbegier des Knaben Fritz auf Geschichte und Sage und erfreute sich sein Sinn an der freien, herrlichen Natur. Im Hause des ehrwürdigen Pfarrers Moser genoß er den ersten Unterricht. Das Beispiel des von ihm verehrten Lehrers und der Einfluß der gottesfürchtigen Mutter, welche den Kindern häufig aus der Bibel und aus Gellerts Schriften vorlas, mochte in ihm den Wunsch wecken, Theologie zu studieren; da die Eltern die Neigung des Knaben guthießen, wurde er nach der Ende 1766 erfolgten Versetzung seines Vaters nach Ludwigsburg, sieben Jahre alt, in die dreiklassige lateinische Schule geschickt, die er sechs Jahre lang besuchte. Er erwarb sich gute Kenntnisse in dem vorzugsweise getriebenen Latein, versuchte sich dichterisch hierin wie in der Muttersprache und lernte auch schon das Theater kennen, welches für den herzoglichen Hof einen besondern Glanz zu entfalten hatte. Nach Beendigung des

Kursus hätte Schiller nun in eine Klosterschule eintreten sollen; allein der Herzog Karl Eugen von Württemberg, bestrebt, der von ihm auf dem Schloß Solitude nahe bei Stuttgart gegründeten militärischen Pflanzschule begabte Schüler zuzuführen, bestimmte Schillers Vater, den Knaben in diese Anstalt eintreten zu lassen. (Siehe Teil IV, 1. 138 f.) Die Berufsarten, zu denen die Zöglinge in derselben vorgebildet wurden, waren zwar sehr mannigfaltig, jedoch die Vorbildung für den von Schiller erwählten Predigerberuf war ausgeschlossen, und so entschied sich der Knabe, der im Januar 1773 in die Anstalt aufgenommen worden war, für das Studium der Jurisprudenz. Daneben wußte er aber auch, trotz der strengen militärischen Disziplin der Anstalt, die Neigung für die deutsche Poesie zu befriedigen. Er las Klopstocks Messias und Oden, Goethes Götz von Berlichingen, und versuchte sich selbst schon in Dichtungen. Je mehr er sich dieser auf der Anstalt verbotenen Lieblingsbeschäftigung hingab, desto mehr steigerte sich der Widerwille gegen das ihm aufgedrungene Berufsstudium. Die an den Herzog gerichtete Bitte, sein Glück dadurch zu begründen, daß er ihm gestatte, Theologie zu studieren, blieb unerfüllt. Dieser Umstand bestimmte den Jüngling, als die militärische Pflanzschule 1775 unter dem Namen Karlsakademie von der Solitude nach Stuttgart verlegt war und auch eine Abteilung für das Studium der Medizin erhalten hatte, die Jurisprudenz aufzugeben und in die neue medizinische Abteilung einzutreten. Indes setzte Schiller die ihm lieb gewordenen Bestrebungen heimlich fort, las Shakespeare in der Übersetzung Wielands, das Drama Julius von Tarent von Leisewitz, Herders und Lessings Schriften, Rousseau und Voltaire, und begann neben anderem vielleicht im Jahre 1777 schon sein Drama „Die Räuber“.

Nachdem Schiller die medizinische Prüfung bestanden, trat er 1780 aus der Anstalt aus und wurde als Regimentsmedikus beim Grenadierregiment in Stuttgart angestellt. In diesem Amte vollendete er neben kleineren Gedichten, die er in einer „Anthologie“ veröffentlichte, auch die „Räuber“, und dieses Drama wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und auf dem Mannheimer Theater, das von dem Freiherrn v. Dalberg geleitet wurde, im Januar 1782 aufgeführt. Während Schiller bereits damit beschäftigt war, „Die Verschwörung des Fiesko“ als Tragödie zu bearbeiten, traf ihn das strenge Verbot des mit der Entwickelung seines ehemaligen Zöglings unzufriedenen Herzogs, bei Strafe des Arrests irgend etwas anderes als Medizinisches drucken zu lassen. Dieses Verbot bewog Schiller, sich durch eine Flucht dem lästigen Zwange zu entziehen, und er verließ daher in der Nacht des 17. September 1782 mit seinem Freunde Streicher heimlich Stuttgart (s. Teil IV, 2. 169) und begab sich nach Mannheim, in der Hoffnung, an dem Theater als Dramaturg eine Anstellung zu finden. Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und so folgte Schiller, der inzwischen den „Fiesko“ vollendet hatte,

der Aufforderung der ihm schon früher bekannt gewordenen Frau v. Wolzogen, deren Söhne zu seinen Freunden auf der Karlsschule gehörten, und fand auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen eine Zufluchtsstätte. Hier arbeitete er an dem Drama „Kabale und Liebe", und auch „Don Karlos" beschäftigte ihn bereits. Nun erst erhielt Schiller von Dalberg den Antrag einer Anstellung als Theaterdichter in Mannheim und kehrte im Juli 1783 dahin zurück. Seine bedrängte äußere Lage wurde aber durch diese Anstellung kaum gebessert. In trüber Stimmung, als seiner dichterischen Thätigkeit Schwierigkeiten sich entgegenstellten, Krankheit und Geldnot ihn niederdrückten, erhielt er aus Leipzig von unbekannten Händen eine ihn hocherfreuende Huldigung und begeisterten Dank für seine Dichtergaben, und bald folgte diesem Zoll der Bewunderung wirkliche Hilfe. Der Edle, der die Sendung veranstaltet hatte, Konsistorialrat Körner (der Vater Theodor Körners), lud den Dichter ein, seinen Aufenthalt in Leipzig zu nehmen. Dieses hochwillkommene Anerbieten nahm Schiller an, verließ im Frühjahr 1785 Mannheim und sah sich nun in Leipzig durch Körner, der inzwischen nach Dresden versetzt war, im Kreise edler Freunde aller Sorge für die nächste Zukunft entrückt. Im Sommer wohnte der Dichter in dem nahen Gohlis und arbeitete hier an „Don Karlos" weiter, folgte dann seinem Freunde Körner nach Dresden und vollendete auf einer Besitzung desselben in Loschwitz das Drama, das in der Zeitschrift „Thalia" erschien. Aus dem frohen Freundeskreise schied er mit erfrischtem und erhobenem Herzen im Sommer 1787 und wählte als neue Heimat Thüringen. Schon früher mit dem Herzog Karl August bekannt geworden, nahm er seinen Wohnsitz in Weimar. Von hier aus besuchte er seine in Meiningen verheiratete Schwester und wurde auf der Rückreise in Rudolstadt in die Familie der Frau v. Lengefeld eingeführt, deren jüngere Tochter Charlotte später seine Gattin werden sollte. Um mehr in der Nähe dieser Familie zu leben, nahm Schiller 1788 seinen Aufenthalt in Volkstädt nahe bei Rudolstadt. Wie in Gohlis und Loschwitz, so benutzte Schiller auch die Ruhe dieses ländlichen Aufenthalts zu reger litterarischer Thätigkeit. In der Lengefeldschen Familie wurde er auch Goethe vorgestellt, ohne daß sich die beiden Dichter damals schon näher getreten wären.

Inzwischen hatte Schiller durch seine „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" in Weimar große Aufmerksamkeit erregt. Auf des Ministers Voigt und Goethes Befürwortung berief ihn daher der Herzog von Weimar 1789 an die Universität Jena als Professor der Geschichte. Freilich war dies ein Amt ohne alle Besoldung, ja der Dichter hatte zu der Sorge, durch schriftstellerische Arbeiten seinen Lebensunterhalt zu erwerben, auch noch die Mühe auf sich genommen, sich auf ein ihm neues Lehramt vorzubereiten. Der Sorge entriß ihn die Gewährung eines Gehalts von 200 Thalern, die Schiller ausreichend

erschienen, einen eignen Hausstand zu gründen; 1790 verheiratete er sich mit Charlotte v. Lengefeld. Obgleich er bei dem geringen Einkommen zu einer angestrengten Thätigkeit gezwungen war, hätte der Dichter doch getrost der Zukunft entgegengesehen, wenn nicht eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, diese frohen Aussichten in die Zukunft getrübt und neue Bekümmernis auf sein Gemüt gehäuft hätte. Nach seiner Herstellung unternahm er 1793 eine Reise in die Heimat und verweilte dort bis zum Mai 1794. Während zuvor hauptsächlich historische Arbeiten den Dichter beschäftigt hatten (er hatte 1792 die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" vollendet), treten jetzt philosophisch-ästhetische Arbeiten in den Vordergrund (Über die tragische Kunst — Über naive und sentimentalische Dichtung — Briefe über ästhetische Erziehung u. a.).

Erst die in Jena 1795 neugeknüpfte Bekanntschaft mit Goethe, die zu einer innigen, bis zum Tode des Dichters dauernden Freundschaft führte, sollte ihn der poetischen Thätigkeit wieder zurückgeben. Er gewann Goethe zur Mitarbeit an der Zeitschrift „Die Horen", neben welcher Schiller auch noch einen „Musenalmanach" herausgab, und in dieser Zeitschrift veröffentlichten die beiden Dichter im Unmut über die ungünstige Aufnahme der „Horen" die unter dem Namen „Xenien" bekannten Epigramme. Neben einer großen Zahl kleinerer Dichtungen (die Balladen, die Glocke u. a.) entstand in jener Zeit die „Wallensteintrilogie", und der Erfolg derselben bestimmte den Dichter, von Jena, wo er überdies schon länger infolge der Kränklichkeit seine Vorlesungen eingestellt hatte, Ende des Jahres 1799 nach Weimar überzusiedeln, um seine Thätigkeit ganz dem Theater zu widmen. In Anerkennung seiner bedeutenden Verdienste erhob ihn Kaiser Franz II. 1802 in den Adelsstand. In Weimar, wo er nun beständigen, anregenden Gedankenaustausches mit Goethe sich erfreute, schuf Schiller die großen Dramen Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell, bearbeitete verschiedene französische Lustspiele und hatte schon Entwürfe zu zwei neuen Dramen niedergeschrieben, als ein erneuter Krankheitsanfall seiner rastlosen Thätigkeit ein Ende setzte. Auf der Höhe seines Ruhmes, zu früh für die ihn feiernde Nation starb er am 9. Mai 1805.

Übersicht der Schillerschen Werke:

A. Dichtungen.

1. **Lyrisches:** Lieder, Oden, Hymnen, Elegieen, lyrisch-didaktische (kulturhistorische) Gedichte, z. B. Das Eleusische Fest — Der Spaziergang — Das Lied von der Glocke; Epigramme.

2. **Episches:** Balladen und Romanzen: Das Siegesfest — Der Ring des Polykrates — Die Kraniche des Ibykus — Hero und Leander — Kassandra — Die Bürgschaft — Der Taucher — Der Kampf mit dem

Drachen — Der Gang nach dem Eisenhammer — Der Graf von Habsburg — Der Handschuh — Pompeji und Herculanum.

3. **Dramatisches:** Die Räuber 1781, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua 1782, Kabale und Liebe 1784, Don Karlos 1787; Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod 1798 und 1799, Maria Stuart 1800, Die Jungfrau von Orleans 1801, Die Braut von Messina 1803, Wilhelm Tell 1804.

4. **Prosadichtungen:** Der Geisterseher 1789, Der Verbrecher aus verlorener Ehre u. a. m.

B. **Wissenschaftliches.**

1. **Geschichtliche Werke:** Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande 1788, Geschichte des dreißigjährigen Krieges 1791/92, u. a.

2. **Philosophisch-ästhetische Schriften:** Über Anmut und Würde, Vom Erhabenen, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, Über naive und sentimentalische Dichtung u. a.

Von Schiller enthalten die früheren Bände folgendes:

Gedichte: Pförtners Morgenlied I, 256. Lieder aus Wilhelm Tell I, 277. II, 309. Der Alpenjäger III, 247. Die Teilung der Erde IV, 1. 245. Der Graf von Habsburg IV, 1. 272. Der Taucher IV, 1. 276. Der Handschuh IV, 1. 291. Berglied IV, 1. 317. Pegasus im Joche IV, 2. 306. Die Schlacht IV, 2. 314. Der Ring des Polykrates IV, 2. 316. Die Kraniche des Ibykus IV, 2. 318. Die Bürgschaft IV, 2. 324. Der Kampf mit dem Drachen IV, 2. 333. Hoffnung IV, 2. 376. Die Worte des Glaubens IV, 2. 377. Reiterlied IV, 2. 381. Sprüche IV, 2. 403. Rätsel I, 286. II, 319. III, 350.

Prosa: Katharina von Schwarzburg III, 98. Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn IV, 2. 94. Wallensteins Tod IV, 2. 101. Die Staatsinquisition in Venedig IV, 2. 188.

---

1. Hektors Abschied.

(Um 1780.)

Andromache: Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor: Teures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache: Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus[1]) durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe[1]) stirbt.

Hektor: All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern,
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

---

2. Die Macht des Gesanges.

(1795.)

1. Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

2. Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz:
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

3. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

4. So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an:
Es schwinden jedes Kummers Falten,
Solang' des Liedes Zauber walten.

---

1) Cocytus, Styx und Lethe sind Flüsse der Unterwelt.

5. Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

---

3. Pompeji und Herculanum.

(1796.)

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! o kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Hercules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Porticus[1]) öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
10 Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs?[2]) Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen[3]) Stuhl?
Traget, Lictoren,[4]) die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
20 Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich[5]) sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.

---

1) Auf Säulen ruhende Galerie. 2) Der Triumphbogen. 3) Der Amtssessel höherer obrigkeitlicher Personen. 4) Öffentliche Diener der höheren obrigkeitlichen Personen, welche die „Fasces", d. h. Rutenbündel mit Beilen tragend ihnen voranschritten. 5) Der Fußboden.

Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen,
Fasset der muntre Feston[1]) reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
30 Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren[2]), auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
40 Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten[3]) zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Krystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
50 Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten[4]), sie stellen sich ein; es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus[5]) schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria[6]) fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang schon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

4. Kassandra.

(1802.)

1. Freude war in Trojas Hallen,	In der Saiten goldnes Spiel.
Eh' die hohe Feste fiel;	Alle Hände ruhen müde
Jubelhymnen hört man schallen	Von dem thränenvollen Streit,

1) Blumengewinde zur Einfassung von Gemälden. 2) Doppelgestaltige Wesen (teils Mensch, teils Roß), die im Gefolge des Dionysos auftraten. 3) Bilder auf Glas und andrer Masse. 4) Die Haus- und Schutzgötter der Familie. 5) Der Heroldstab des Götterboten Hermes. 6) Die Statuen mancher Götter trugen oft ein kleines Bild der Siegesgöttin Victoria in leicht schwebender Stellung auf der Hand.

Weil der herrliche Pelide[1])
Priams schöne Tochter[2]) freit.

2. Und geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers[3]) Altar.
Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

3. Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra[4]) stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

4. „Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt;
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn;
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

5. Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens[5]) Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

6. Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer[6]), du arger Gott!

7. Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschlossnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

8. Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

9. Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

10. Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,

---

1) Achilles, des Peleus Sohn. 2) Polyxena. 3) Ein Beiname Apollos nach dem troischen Orte Thymbra. 4) Tochter des Priamus. 5) Der Gott der Ehe. 6) Ein Beiname Apollos von Pytho oder Delphi.

Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

11. Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

12. Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn,
Denn den besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

13. Und auch ich hab' ihn[1]) gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten[2])
Nächtlich zwischen mich und ihn.

14. Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina[3]);
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

15. Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und des Mörders Auge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden;
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land." —

16. Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tot lag Thetis' großer Sohn![4])
Eris[5]) schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

---

5. Das Siegesfest.

(1803.)

1. Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

---

1) Koröbus, der Geliebte der Kassandra. 2) Der Schatten des Koröbus, der bei der Eroberung Trojas fiel. 3) Proserpina oder Persephone, die Gemahlin des Pluto, des Herrschers in der Unterwelt. 4) Achilles. 5) Die Göttin der Zwietracht.

Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

2. Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn,
Ach, wie glücklich sind die Toten!

3. Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Ägis[1]) grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

4. Atreus' Sohn[2]), der Fürst der Scharen,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick,
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wiedersieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht alle kehren wieder.

5. Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freun,
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet sein.
Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

6. Und des frisch erkämpften Weibes[3])
Freut sich der Atrid[4]) und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Kroniden[5]) Rat.
Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

7. Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Oileus' tapfrer Sohn[6]),
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!

---

1) Der Schild des Zeus, ein Werk des Hephästos. 2) Agamemnon. 3) Helena. 4) Menelaos. 5) Zeus, der Sohn des Kronos. 6) Ajax, der Lokrier.

Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebenslos gewonnen!

8. Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder[1]), bei der Griechen Festen,
Der ein Turm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu teil.
Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

9. Dem Erzeuger[2]) jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.
Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Toten dauern immer.

10. Weil des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus[3]) an, —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend ein Beschirmer fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schönre Ziel!
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

11. Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba[4]):
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam fürs zerrissne Herz.
Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

12. Denn auch Niobe[5]), dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn solang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes[6]) Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn solang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

---

1) Ajax, der Sohn des Telamon und Bruder des Teukros. 2) Achilles, der Vater des Neoptolemos. 3) Diomedes, der Fürst von Argolis. 4) Die Gattin des Priamos. 5) Die Gattin des thebanischen Königs Amphion und Tochter des Tantalus. 6) Der Fluß der Vergessenheit in der Unterwelt.

13. Und von ihrem Gott ergriffen
Hub sich jetzt die Seherin[1]),
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

6. Klage der Ceres.

(1796.)

1. Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade[2]) spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter[3]) kehret nicht.

2. Ach! wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan[4]), deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus[5]) schwarzen Flüssen
Pluto[6]) sie hinabgeführt?

3. Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und solang' der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

4. Mütter, die aus Pyrrhas[7]) Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen[8]), eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!

1) Kassandra. 2) Bergnymphe. 3) Proserpina oder Persephone. 4) Helios, der Sonnengott, als Sprößling eines Titanen selbst „Titan" genannt. 5) Die Unterwelt. 6) Der Herrscher der Unterwelt. 7) Deukalion und seine Gattin Pyrrha, die sich bei einer Sündflut in einer Arche gerettet hatten, bevölkerten die Erde aufs neue durch Steine, die sie hinter sich warfen und aus denen Menschen entstanden. 8) Die drei Schicksalsgöttinnen Klotho, Lachesis und Atropos.

Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!

5. Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

6. Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris[1]) mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

7. Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgethan?
Nein! Nicht ganz ist sie entflohen,
Nein! Wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

8. Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Von des Nordens kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus'[2]) reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

9. Führt der gleiche Tanz der Horen[3])
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Äthers Macht.

10. Halb berühren sie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt![4])
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

---

1) Die Göttin des Regenbogens. 2) Der Gott des Wechsels der Jahreszeiten. 3) Die Göttinnen der Jahres- und Tageszeiten. 4) Ein Fluß der Unterwelt.

11. O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

---

7. Das Eleusische Fest.[1]

(1798.)

1. Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen[2]) hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin[3]) ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

2. Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte[4]) sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

3. Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes[5]) Spur,
Ceres die verlassne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

4. Keine Frucht der süßen Ähren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

5. Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimatlos?

6. Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

---

1) Eleusis, Stadt in Attika, mit berühmtem Tempel, in welchem zu Ehren der Ceres die Eleusinien gefeiert wurden. 2) Kornblumen. 3) Ceres oder Demeter, Göttin der Feldfrüchte, des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung. 4) Höhlenbewohner. 5) Proserpina, von Pluto geraubt.

7. Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

8. Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

9. Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht;
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."

10. Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

11. Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und so spricht der Göttin Mund:

12. „Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Äthers Höh'n!
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglücksel'gen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"

13. Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

14. Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

15. Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab;
Themis[1]) selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte[2])
Ladet sie zu Zeugen ein.

1) Göttin des Rechts. 2) Gottheiten der Unterwelt.

16. Und es kommt der Gott der Esse,[1])
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

17. Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

18. Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

19. Alle Nymphen,[2]) Oreaden,[3])
Die der schnellen Artemis[4])
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Äxte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

20. Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leichtgeschürzten Stunden[5])
Fliegen ans Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

21. Auch den Meergott[6]) sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes[7]) Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes[8]) dem behenden
Türmet er der Mauern Wall.

22. Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen[9]) ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

23. Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele[10]) und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

---

1) Vulkan oder Hephästos. 2) Jungfräuliche Göttinnen. 3) Bergnymphen. 4) Bei den Römern Diana, Göttin der Jagd. 5) Die Horen, die personifizierten Tages- und Jahreszeiten. 6) Neptun oder Poseidon. 7) Der Dreizack. 8) Merkur der Römer, Götterbote und Gott des Handels. 9) Die neun Musen. 10) Cybele oder Rhea, Mutter der olympischen Götterfamilie, Symbol der Fruchtbarkeit der Erde.

24. Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,[1])
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben[2])
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

25. Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

26. „Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

27. Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt;
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

8. Der Spaziergang.

(1795.)

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
10 Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.

1) Here oder Juno. 2) Göttin der Liebe und Ehe, mit Amor.

Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
20 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
30 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
40 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
50 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,

Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
60 Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsichten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen[1]) verstoßen,
70 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
80 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes[2]) den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele[3]) spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
90 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten[4]) heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:

---

1) Die Faunen sind die Götter des Waldes. 2) Hermes (Merkur), hier als Gott des Seehandels dargestellt. 3) Der Cybele oder Rhea (vgl. S. 367, Anm. 10) war der Löwe heilig. 4) Die Penaten sind hier nicht die Hausgötter, sondern die Schutzgötter des Staats.

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
100 Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,[1])
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers[2]) Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigen Faust spritzen die Funken des Stahls;
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
110 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben.
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule[3]) bereitet,
120 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea[4]) das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon[5]) ein.
Leicht wie der Iris[6]) Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
130 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leihet die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

---

1) Nymphe des Baumes. 2) Ein Beiname Vulkans. 3) Der äußerste Norden. 4) Die Göttin des Überflusses. 5) Ein allen Göttern gewidmeter Tempel. 6) Die Göttin des Regenbogens.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
140 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
150 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant,[1]) reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
160 Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
170 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben

---

1) Verleumder.

Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
180 Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
190 Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
200 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

---

9. Das Lied von der Glocke.

(1799.)

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
10 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand. 20

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,

Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch[1]) hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise[2])
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
30 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
40 Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz[3]) durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
50 Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Lose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe, 60
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren 70
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen[4]) bräunen! 80
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglast[5]) erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,

---

1) Schwalch ist das Loch, durch welches der Gießofen mit dem Schornstein in Verbindung steht, in dem das Feuer brennt. 2) Die Glockenspeise oder das Glockengut ist die Metallmischung. 3) Aschensalz, d. i. die durch Auslaugen der Pflanzenasche gewonnene Pottasche. 4) Pfeifen heißen die Zuglöcher am Gießofen, die man öffnen und verschließen kann. Wenn diese gelb werden (sich bräunen), so erkennt man daran, daß die Mischung im rechten Fluß ist. 5) Überglast = wie mit einer feinen Glasur überzogen.

Ob das Spröde mit dem Weichen[1])
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
90 Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebensmai,
100 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
110 Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
120 Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein, 130
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund: 140
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.[2])
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch! 150

---

1) Die Vereinigung des „Spröden mit dem Weichen" soll die Verbindung des Kupfers mit dem Zinn bezeichnen. 2) Vor Beginn des Gusses schöpft man etwas von der Metallmischung ab und läßt es erkalten. Der Bruch des erkalteten Metalls ist zackig, und nach der Größe der Zacken bestimmt man die Beschaffenheit der Mischung.

Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus![1])
Rauchend in des Henkels Bogen[2])
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
170 Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel.
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
180 Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
190 Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume, 200
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen. 210

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe 220
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;

1) Das Haus ist die über der Dammgrube und dem Ofen gebaute Werkstätte.
2) Durch den „Henkelbogen" wird das flüssige Metall in die Glockenform geleitet.

Wird's auch schön zu Tage kommen,
230 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
240 Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.
Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

250 Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
260 Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht, 270
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend, 280
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straßen werden stiller, 290
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche 300
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten

Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

310 Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
320 Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
330 Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel[1]) springt!
340 Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blind wütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten, 350
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen, 360
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen 370
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

1) Der Mantel ist die Lehmhülle, welche die Glocke umgiebt.

380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm[1]) zum Kranz[2])
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

390 Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt,
400 Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge; 410
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges 420
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

---

10. Sprüche des Confucius.

I. (1795.)

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu', kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

---

1) Der „Helm" ist die obere Wölbung der Glocke. 2) Der „Kranz" ist der unterste Teil der Glocke, bei den Gießern Schlagring genannt.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind.

II. (1799.)

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Weite dich entfalten,
Mit allfassendem Gefühl,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

---

11. Epigramme.

1. Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

2. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

3. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

4. Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

5. Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

6. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

7. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

8. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

9. Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden giebt's, o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

10. Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

11. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt', die Heimat zu finden, Odysseus,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes;
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste;
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

12. Columbus.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

13. Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber, ein schönerer Schmuck, umgiebt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

14. Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen;
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

15. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

---

12. Prinz von Oranien und Graf von Egmont.

Aus der „Geschichte des Abfalls der Niederlande".

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien geteilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es notwendig auf einen von diesen beiden fallen.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstentum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn

erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohlwollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging: ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errötete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahr alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofs, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandierte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsrats, dem es allzu gewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach

der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirtschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Mut und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geists nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch wie dieser konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem größten Kenner der Gemüter, nicht dem mißtrauischsten Geist seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell

und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eignen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht weil er den Fürsten des Machiavell zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, solange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit ebenso wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei verteidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzuteilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem König von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschluß über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die

spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akt seines Lebens auf seinen Schultern ruhete, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräter eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen. —

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Mut die Waffen des Hauses Österreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes, einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtnis der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterland, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Teuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittlung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer ver-

schönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den notwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nichts, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher diese Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigentum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Wert auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt; Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu sein. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienst hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Nieder-

landen fester zu gründen. Unter den übrigen, welche zu diesem Amt in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volk und dem Prinzen von Oranien willkommen war.

---

13. Wallensteins Absetzung.

Aus der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges".

Das gute Verständnis zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Kurfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermütige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten hohn zu sprechen und der Autorität seines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Kurfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündnis mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Übel hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt. Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältnis. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hilfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, alles über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland

verübte, doch unbekannt mit dem Übermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsch in Deutschland, und der größte Teil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Kurfürsten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, solange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Übermute dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Kurfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Kurfürsten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte und dem Haß seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Überlegenheit hatte er dem Herzog von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Kurfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne Ferdinand, erwähltem König von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Kurfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Kurfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl, Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstentümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Beistand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand,

die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äußerst bedenklich und die Gelegenheit willkommen war, mit Hilfe des Kaisers Eroberungen in diesem Teile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst Urbans VIII. ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienische Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Österreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmt; die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart gesetzloser Scharen empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschallten, gesellten sich nunmehr auch die Flüche ganz Italiens, und im Konklave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Kurfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von seiten Bayerns war von französischer Seite einen Gegendienst wert. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intriguen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen und alle Verhandlungen dieses Kurfürstentages zum Nachteil des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich Richelieu in der Person des Kapuziner=Paters Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Sieg geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Teil ihrer Stärke — ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißen. Pater Joseph, mit dem Kurfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Kurfürstenrate wie belagert war. „Es würde gut gethan

sein, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber sein, so fände sich Wallenstein alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen." — Der listige Kapuziner war seines Mannes zu gewiß, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweiten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden, schreibt sein eigner Beichtvater, war ihm heiliger als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu einer Zeit und an einem Ort ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten." Wallensteins Absetzung wurde beschlossen.

Zum Dank für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlangen. In einem eignen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Krieg aufmunterte und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joseph mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde Ferdinand gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Kapuziner, hörte man ihn sagen, hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben."

Betrug und List triumphierten also über diesen Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um funfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heeres ersetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joseph unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiser verwendet, englische Gesandte ebenso fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urteil der

Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke — Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Überbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wut in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urteilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolph einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verraten, antwortete Wallenstein den Gesandten; ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominiert. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demütigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andre fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser

Einsamkeit und schien dem Urteilsspruch seiner Erniedrigung hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Ähnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch funfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräte und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit funfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und ebenso viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm wie die Zugänge zu ihm war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Blutes. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andre das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit andrer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Übermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.

IV.

Die deutsche Litteratur der neuesten Zeit.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit, des neunzehnten Jahrhunderts, trägt unverkennbar das Gepräge des Deutsch-Nationalen. Ist dieses schon bei Goethe und Schiller zum Teil, mehr noch bei Herder wahrzunehmen, so tritt bald eine innige Versenkung in die große deutsche Vergangenheit als besondere Richtung zu Tage. Dies leitete zu dem Streben, die alte Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen, und erzeugte in der Zeit der Not den begeisterten Aufruf zur Wiedergewinnung deutscher Macht und Freiheit. Der nachfolgenden Enttäuschung mit ihrer schmerzvollen Klage und Entsagung schließt sich der Ausdruck heißer Sehnsucht an nach wahrhafter Erneuerung der Größe unsres Volkes und Reiches, und der Dichtung unsrer Zeit sollte es beschieden sein, das endlich glanzvoll Erreichte freudig zu begrüßen und zu verherrlichen, das Volkstümliche, Nationale in treuer Hingabe zu pflegen und in mannigfacher Richtung lebendig auszugestalten.

Dieser Zeitraum hat einen solchen Reichtum an dichterischen Erzeugnissen aus allen deutschen Gauen aufzuweisen, wie kein anderer Zeitraum der deutschen Litteratur. Es ist eine stattliche Zahl hochbedeutender Dichter und Schriftsteller, die wir mit Stolz die Unsern nennen, und deren mannigfaltige Schöpfungen den Werken unsrer Klassiker nahe kommen, ja teilweis sogar gleichstehen. Was gleichwohl diesem Zeitraume gegenüber dem vorigen mangelt und ihn vor demselben zurücktreten läßt, ist die Thatsache, daß keiner zu nennen ist, der wie Goethe und Schiller mit gleich schöpferischer Kraft völlig neue Bahnen aufgeschlossen und auf allen Gebieten der Poesie gleich Hervorragendes geschaffen hätte.

Eine nicht geringe Zahl von Dichtern und Prosaikern stehen als Zeitgenossen und Geistesverwandte Goethe und Schiller so nahe, daß sie es wohl verdienen, der klassischen Zeit mit zugerechnet zu werden; da sie indessen teils der Größe, Bedeutung und allumfassenden Dichterkraft jener beiden nicht gleichkommen, teils ihre Wirksamkeit nicht unwesentlich in die neueste Zeit herüberreicht, sind sie mit mehr Recht gesondert von

jenen zu behandeln und der modernen Litteraturperiode zuzuweisen. Es sind zum Teil von jenen abweichende Bahnen, auf denen diese Litteraturvertreter wandeln. Unter denen, welche mit den klassischen Größen in Beziehung getreten, aber abgesonderte Wege gegangen sind, nimmt zunächst Jean Paul Friedrich Richter eine hervorragende Stellung ein, der als Dichter von humoristischen Romanen und Satiren seinerzeit von Bedeutung gewesen ist, als Verfasser von wissenschaftlichen Werken noch bis heute anregend gewirkt hat.

In noch schärfer ausgesprochener Weise macht sich eine besondere Litteraturrichtung, eine völlige Gegenströmung bei einer ganzen Dichtergruppe bemerkbar. Hatte das altklassische Kunstideal, welches durch Lessing, Goethe und Schiller zur Herrschaft gelangt war, die auf das ältere Deutschtum und Volkstum gerichteten Bestrebungen Klopstocks und Herders wohl zurückzudrängen, nicht aber zu unterdrücken vermocht, ja in Goethe zuletzt einen fast Abtrünnigen gefunden, so nahm man um die Wende des Jahrhunderts diese deutsche volkstümliche Richtung mit Eifer wieder auf.

Im Gegensatz zu der klassischen, auf die Vorbilder des fernen Altertums gegründeten Dichtung gab man, zugleich auch veranlaßt durch die tiefe Schmach des deutschen Vaterlandes, die den Blick auf glanzvollere Zeiten zurücklenkte, der poesiereichen Zeit des näher stehenden deutschen Mittelalters mit seinem Kaisertum, seinem Rittertum und seiner einigen, das gesamte Leben beherrschenden katholischen Kirche den Vorzug vor dem heidnischen Altertum wie der Gegenwart. Weil nun in jener Zeit des Mittelalters die romanischen Völker in der Litteratur tonangebend waren, nannte man die aus jener Zeit stammende Dichtung die romantische, und die Männer, welche in derselben ihr Kunstideal erblickten, die Romantiker, ihre Vereinigung die romantische Schule. Die Vertreter dieser Richtung beschränkten sich aber nicht bloß darauf, die christlichen Dichtungen des deutschen Mittelalters und damit die Anschauungsweise jener Zeit wiederzuerwecken, sondern sie suchten auch die Kenntnis der Litteraturen der romanischen Völker und des Orients zu verbreiten und benutzten deren Stoffe und Formen.

Wenn nun auch die eigenen poetischen Leistungen der Romantiker meist nicht hervorragend und heute teilweis ganz vergessen sind, wenn man es ihnen auch zum Vorwurf machen muß, daß sie die Bedeutung der mittelalterlichen Litteratur überschätzten und in der Vorliebe für dieselbe in phantastische Schwärmerei verfielen, und wenn sie auch infolge der Abwendung von der Gegenwart nicht einen dauernden Einfluß in der Litteratur gewinnen konnten, so hat die romantische Schule doch auch große Verdienste. Die Romantiker waren es, die das bisher unbekannte und verkannte Mittelalter mit seinen reichen dichterischen Schätzen zugänglich machten, die deutschen Volkslieder, Sagen, Legenden und

Märchen sammelten und unsere Litteratur mit den Erzeugnissen fremder Litteraturen bereicherten. Sie übersetzten die Werke der spanischen Dichter Cervantes, Lope de Vega und Calderon, des Portugiesen Camoëns, der Italiener Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost und Tasso, und haben namentlich durch ihre Übersetzung den großen englischen Dichter mittelalterlicher Stoffe, Shakespeare, zu einem bei uns ganz einheimischen Dichter gemacht. Von ihnen wurde die Litteraturgeschichte zu einer Wissenschaft gestaltet. Das Zurückgehen auf die reiche altdeutsche Litteratur zeitigte zugleich die deutsche Sprachforschung. Den beiden Brüdern Wilhelm und Jakob Grimm verdanken wir neben der Sammlung der Kinder- und Hausmärchen, der deutschen Sagen, grundlegende Werke über die Geschichte der deutschen Sprache und die deutsche Mythologie, wie auch die erste wissenschaftliche deutsche Grammatik.

Als Häupter und Begründer der Romantik gelten: Friedrich von Hardenberg (Novalis), die Brüder Wilhelm und Friedrich von Schlegel und Ludwig Tieck. Als jüngere und maßvollere Vertreter der romantischen Richtung sind ferner zu nennen Clemens Brentano und Achim von Arnim, die zusammen „Des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung von Volksliedern, herausgaben, Heinrich von Kleist (Dichter der Dramen: Der zerbrochene Krug, Das Käthchen von Heilbronn, Prinz Friedrich von Homburg), Adalbert von Chamisso, Joseph Freiherr von Eichendorff und Karl Leberecht Immermann. Als Gegner der Romantiker traten auf August Graf von Platen und Heinrich Heine, jener als Nachbildner antiker Form und als Satiriker hervorragend, dieser als Lyriker einem Goethe ebenbürtig.

Von segensvollem Einfluß wurde die Romantik bald durch die Wiedererweckung und Belebung echt deutschen Sinnes. Diese nationale Seite der Romantik entfaltete sich in den sieben Trauerjahren 1806—1813, während deren Deutschland in völliger Erniedrigung und Auflösung sich befand, und blieb lebendig wirksam auch für die nachfolgende Zeit. Voll glühender Liebe zu dem armen unterjochten Vaterlande strebten Dichter und Schriftsteller durch Wort und Schrift das deutsche Volk aus seiner tiefen Schmach emporzuheben, entflammten es zur Waffenerhebung gegen den Erbfeind, die Franzosen, stellten die Heldenbilder der Vorzeit vor die Augen und feierten begeistert die glücklich errungenen Waffenerfolge, die in heißem Ringen wiedergewonnene Freiheit. So wirkten die „Dichter der Befreiungskriege", vorzugsweise Arndt, Körner und Schenkendorf, an die sich Rückert mit mancher seiner Dichtungen anschließt.

In gewissem geistigen Zusammenhange mit den Freiheitsdichtern und den Romantikern steht Ludwig Uhland. Aus der Schule der letzteren war er hervorgegangen, erkannte aber das Unwahre, das dem Deutschtum der Romantik anklebte; er wandte sich daher entschieden dem

Leben und der Gegenwart zu und ließ das nationale und volkstümliche Element kräftig, rein und mit voller Objektivität in seiner Dichtung, vor allem in Lied und Ballade, hervortreten. Kein Wunder, daß auch er in der Zeit der Freiheitskriege mit ernsten Liedern voll vaterländischer Begeisterung an seine Deutschen sich wandte. Seiner Spur folgten mehrere seiner Landsleute, besonders Gustav Schwab, Justinus Kerner und Wilhelm Hauff, welche zusammen mit ihrem Vorgänger als der „schwäbische Dichterkreis" bezeichnet werden. So wahrte sich seinen Dichterruhm das sangesreiche Land Schwaben, das schon zur Zeit der ersten Blüte unserer Litteratur hochbedeutsam hervorgetreten war und an der zweiten Blüteperiode durch Schiller, Wieland, Schubart u. a. hervorragenden Anteil hat.

Bald äußern die politischen Unruhen, die Kämpfe gegen das Bestehende in Kirche, Staat und Gesellschaft einen bedenklichen Einfluß auf die Litteratur, sodaß diese ein Spiegelbild der politischen Meinungskämpfe bietet. Während einzelne Dichter infolge ihrer maßlosen Leidenschaftlichkeit in diesen politischen Stürmen ihren Halt verloren und ihre Werke verdienter Vergessenheit anheimfielen, lenkten andere später in bessere Bahnen ein und gründeten sich einen bleibenden Ruf. Es fehlte auch nicht an bedeutenden Dichtertalenten, die von Anfang an den revolutionären Elementen gegenüber für Gesetz und Glauben in die Schranken traten.

In der jüngsten Zeit erfreut sich unter den Gattungen der Dichtung keine einer solchen Pflege wie die Lyrik, und neben einer großen, von Jahr zu Jahr wachsenden Menge solcher lyrischer Dichter, deren Werke nur als Erscheinungen von vorübergehender Bedeutung bezeichnet werden müssen, begegnen wir auf diesem Gebiete der Poesie auch einer großen Zahl besonders hervorragender Dichter, deren Schöpfungen, durch hohe Formvollendung wie durch Gemütstiefe ausgezeichnet, ihnen einen ehrenvollen Platz unter den Lyrikern Deutschlands sichern. Es mögen von diesen hier nur erwähnt werden Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath und Friedrich Bodenstedt, denen sich die beiden Österreicher Nikolaus Lenau und Anastasius Grün würdig zur Seite stellen. Neben der weltlichen Lyrik fand auch das geistliche Lied in unserer Zeit eine erfreuliche Pflege, und im Gegensatz zu den verschiedenen glaubensfeindlichen Strömungen, die sich namentlich bei den Revolutionssängern in Wahl und Gestaltung des Stoffes gezeigt hatte, waren gläubige Protestanten und Katholiken mit gleicher Begeisterung bemüht, der Poesie einen christlichen Gehalt wiederzugeben. Zu den protestantischen geistlichen Liedersängern gehören Philipp Spitta (gest. 1859 als Superintendent in Burgdorf, Verfasser von „Psalter und Harfe"), Julius Sturm (der als Geheimer Kirchenrat in seinem Geburtsort Köstritz im Reußischen lebt, Verfasser der „Frommen Lieder" u. a.), und der Württemberger Karl Gerok. Die meisten der genannten Lyriker haben wie viele andere die große

Zeit der Jahre 1870 und 1871 in begeisterten Liedern gefeiert, und diese neueste patriotische Lyrik kann sich recht wohl mit der Kriegslyrik der Freiheitskämpfe im Anfange unseres Jahrhunderts messen.

Neben der Lyrik blüht am meisten die epische Dichtung, als deren Hauptvertreter Wilhelm Jordan, der Dichter des Stabreim-Epos „Nibelungen", hervorzuheben ist, doch überwiegt in dieser Gattung die Romanlitteratur. Der historische wie der soziale, der ernste wie der humoristische Roman hat ebenso zahlreiche Vertreter gefunden, wie die Novelle und einfache Dorfgeschichte. Eine besondere Gunst genießt der historische und kulturhistorische Roman. Während einzelne Romanschriftsteller mit Vorliebe in entlegene Zeiten und Länder führen, wie Georg Ebers (geb. 1837) in seinen ersten Romanen (Eine ägyptische Königstochter, Uarda, Der Kaiser u. a.) das alte Ägypten und Rom zum Schauplatz wählt, entlehnen andere ihre Stoffe der deutschen Vorzeit und der Gegenwart. Unter diesen schuf ein treffliches Werk Viktor von Scheffel (geb. 1826 in Karlsruhe, gest. ebenda 1886) in seinem „Ekkehard", einem Roman, der uns nicht bloß ein treues Gemälde Schwabens im zehnten Jahrhundert, sondern zugleich auch echte Poesie giebt. Neben ihm stehen Gustav Freytag, dessen sechsteiliger historischer Roman „Die Ahnen" von der Zeit der Völkerwanderung bis auf die Gegenwart führt, und Felix Dahn, in dem das heldenhafte Germanentum der Völkerwanderung ebenfalls einen ausgezeichneten Darsteller gefunden hat. Als Klassiker unter den Novellisten reiht sich diesen Paul Heyse an (geb. 1830) und nicht minder bedeutend Theodor Storm. Eine volkstümliche Richtung in der Erzählungslitteratur, zu welcher der Romantiker Immermann den Anstoß gab, verfolgte mit Glück insbesondere Berthold Auerbach (gest. 1882) in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten. Ja auch hinsichtlich der sprachlichen Form fand das Volkstümliche, die Volksmundart, in unserer Zeit die rechte Würdigung, im Süden wie im Norden. Rühmende Erwähnung verdient in dieser Beziehung als Dialektdichter vor allem Fritz Reuter (gest. 1874), der in der Mundart seiner Heimat Mecklenburg schrieb und, die Stoffe aus seinem und seines Volkes Leben entlehnend, diese zu gemüt- und humorvoller Darstellung brachte; so in Ut mine Stromtid, Ut mine Festungstid, Ut de Franzosentid u. a.

Auch die dramatische Poesie ist, begünstigt durch die große Zahl von Bühnen, um Wertvolles bereichert worden, von Grillparzer (Die Ahnfrau, Das goldne Vließ, König Ottokars Glück und Ende), Laube (Die Karlsschüler, Graf Essex, Böse Zungen), Gutzkow (Uriel Acosta, Zopf und Schwert, Der Königslieutenant), Gottschall (Mazeppa, Katharina Howard, Pitt und Fox), Freytag (Die Fabier, Graf Waldemar, Die Journalisten), Martin Greif (Heinrich der Löwe, Die Pfalz im Rhein, Ludwig der Bayer, Konradin, Hans Sachs), Ernst von Wildenbruch (Der Mennonit, Die Quitzows, Der neue Herr) u. a.

Dieser andeutende Hinweis mag erkennen lassen, daß zu der dramatischen Hinterlassenschaft unserer Klassiker aus der neuesten Zeit gar viele hervorragende dramatische Werke von gleichem Werte sich gesellen.

Endlich weist die neueste Zeit auch eine reich und glänzend entwickelte Prosa auf. Fast auf allen wissenschaftlichen Gebieten sind klassische Werke namhaft zu machen, und besonders ist die Geschichtsschreibung zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt. Wie namentlich in Theodor Mommsen und Ernst Curtius die Geschichte des Altertums ausgezeichnete Bearbeiter gefunden hat, so ist der Geschichte der mittleren und neueren Zeit durch Leopold von Ranke, der Geschichte unseres Jahrhunderts durch Heinrich von Treitschke und Heinrich von Sybel, den jüngsten kriegerischen Ereignissen unsres Volkes, welche zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches führten, durch Graf Moltke und seine Mitarbeiter meisterhafte, geradezu klassische Darstellung zu teil geworden. Mit dieser neuesten Gestaltung der Verhältnisse unsres Vaterlandes, mit der opfervollen, aber auch glanzvollen Wiedergeburt unsres deutschen Reiches war naturgemäß auch ein großartiger Aufschwung des politischen Lebens verbunden und die Gelegenheit zu einer bedeutenden Entfaltung der öffentlichen Beredsamkeit geboten, als deren gewaltigster Meister der unsterbliche Schöpfer des Reiches, Fürst Bismarck, mit Ruhm genannt werden muß.

So hat das deutsche Geistesleben in unserem Jahrhundert nach den verschiedensten Seiten hin eine herrliche, unaufhaltsam fortschreitende Entfaltung und Ausgestaltung erfahren und in treuester den älteren Meistern gewidmeter Nacheiferung künstlerisch vollendeten Ausdruck gefunden.

Jean Paul Friedrich Richter.

Jean Paul, wie dieser Schriftsteller gewöhnlich genannt wird, war 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Er wuchs unter dürftigen Verhältnissen heran, studierte später in Leipzig, blieb aber in bedrängter Lage, bis 1790 eine Wendung zum Bessern eintrat und seine Schriftstellerei ihm Gunst und Verehrung verschaffte. Nach einer langen Zeit beständig wechselnden Aufenthalts, und nachdem er unter anderm auch in Weimar nur teilweises Wohlwollen erfahren hatte, kam er endlich seit 1804 in Baireuth zu behaglicheren Verhältnissen. Als vielgefeierter Schriftsteller starb er hier im Jahre 1825.

Er verfaßte eine große Anzahl humoristisch-satirischer Romane, sowie verschiedene andere Schriften, in denen sich das tiefe Gemütsleben eines echten Deutschen ausspricht. Freilich ist sein Stil sowie seine Darstellungsweise breit und gekünstelt und deshalb nicht gerade mustergiltig. Von seinen Werken sind nennenswert: Hesperus oder fünfund-

zwanzig Hundsposttage, Das Leben des Quintus Fixlein, Siebenkäs, Titan, Kampanerthal, Flegeljahre, Katzenbergers Badereise und seine Levana oder Erziehungslehre.

Aus „Titan“.

Ischia.

Eine helle Nacht ohnegleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde, und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüten durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Überall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern, auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen, leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen, und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne an den hohen Himmel heraufgezogen, und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuvs im Osten allein. —

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag, und der Mond schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerin wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo[1]) zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palästen

1) Ein Berg am Golf von Neapel, zwischen Pozzuoli und Neapel.

hinauf, bis wo das hohe St. Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten, auf dem Posilippo, trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Äther der Vulkan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilipps hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrentos Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuvs Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange, reine Morgenröte über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O, es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Silben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlt' ich die Welt und mich, und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröte die Gebirge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebirge des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuvs den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel, und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenroten Palästen, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf und sein grünender Thron von St. Elmo standen stolz zwischen zwei Bergen vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischias Epomeo[1]) wie ein Riese des Meers in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit kahlem weißen Haupt. Allmählich erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nacheinander wie zerstreuete Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. Jetzt that sich, gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete, vereinzelte starre Land, das Wasserreich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges

1) Ein Vulkan der Insel Ischia.

und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie, und mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Nisita vorbeikamen, wo einst Brutus und Cato nach Cäsars Tod Schutzwehr suchten — als wir vor dem zauberischen Bajä und dem Zauberschlosse, wo einst drei Römer die Teilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebirge vorübergingen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Cumä hinabsahen, hinter welchem Scipio Africanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen, und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das! Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Cicero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel giebt — mitten aus dem Freudenmeer der Natur wachsen und tragen ihre Lorbeeren so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands oder aus Arabiens Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort, und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr wert als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt, hinter ihren Ruinen?"

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochnen Aschenkrüge toter Götter, an die zerstückten Tempel Merkurs, Dianens spielte die fröhliche, leichte Welle und die ewige Sonne — alte, einsame Brückenpfeiler im Meere, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elysäischen Felder, des Avernus, des toten Meeres wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen untereinander auf der bunten Lava — alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Inseln standen groß im jungen, feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Äther über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Überfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuvs und Posilipps herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „Warum werdet Ihr bleich? es

ist nur der Vesuv." Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert, und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes, den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Bergs, es war schon das holde Ischia, und ich stieg selig trunken aus, und da erst dacht' ich an das Versprechen, daß ich da eine Schwester finden sollte.

Die Romantiker.

Friedrich von Hardenberg,

mit dem Dichternamen „Novalis", geb. 1772 in der Grafschaft Mansfeld, studierte in Jena und Leipzig, später in Freiberg und starb als Salinenbeamter zu Weißenfels bereits 1801. Gewöhnlich wird er als Vorläufer der Romantik angesehen. Seine weltlichen Geschichten und geistlichen Lieder, sowie der unvollendete Roman „Heinrich von Ofterdingen" zeugen von einem bedeutenden Talente, welches leider zu früh unterging.

1. Weinlied.

1. Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

2. Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

3. Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

4. Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

5. Denn unsichtbare Wächter stellen,
Solang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

6. So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

7. Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

8. Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

9. Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

10. Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

11. Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund;
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

---

2. Bergmannslied.

1. Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt,

2. Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

3. Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

4. Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

5. Die mächtigen Geschichten
Der längst verflossnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

6. Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

7. Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

8. Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

9. Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

10. Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

11. Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

---

3. Seligkeit in Jesu.

1. Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb' und Freude.

2. Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn,
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

3. Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

4. Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt,
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

5. Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbteil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

---

4. Wenn alle untreu werden.

1. Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

2. Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

3. Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

4. Ich habe dich empfunden,
O lasse nicht von mir!
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir!
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Wilhelm von Schlegel.

August Wilhelm von Schlegel, geb. 1767 zu Hannover, studierte in Göttingen und wurde 1798 Professor der Litteratur in Jena, wo er mit seinem Bruder eine kritisch-ästhetische Zeitschrift „Athenäum", das Organ der romantischen Schule, begründete. Von 1802—5 wirkte er an der Universität zu Berlin und begleitete dann Frau von Staël († 1817), die Tochter des französischen Ministers Necker, auf ihren Reisen durch Europa. In Wien, wo er längere Zeit verweilte, hielt er seine berühmten „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur", wurde 1818 Professor der Kunstgeschichte und Litteratur in Bonn und starb daselbst 1845.

Er war ein scharfer Geist und besaß eine ungemeine Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen und nachzuahmen. Was er auf dem Gebiete der Lyrik (Sonette), der Ballade und Romanze geleistet, wird übertroffen von seiner Thätigkeit als Kritiker und Litterarhistoriker. Das größte Verdienst erwarb er sich durch Übertragung italienischer, spanischer und portugiesischer Werke, besonders aber durch die Übersetzung Shakespeares (1810), wodurch er den großen englischen Dichter zu einem der Unsrigen machte.

1. Arion.

1. Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

2. Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
„Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt."

3. Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

4. Er steht im Schiff am zweiten Morgen;
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm."—

5. Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut;
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

6. „Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.“

7. „Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“

8. „Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspieler-Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag!“

9. Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn;
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

10. Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

11. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande
Und sieht ins blaue Meer hinein.

12. Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen,
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

13. Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden,
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

14. Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

15. Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort.
Eh' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

16. Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

17. So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Tier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen,
Wie nach der Saiten Klingen,
Rings in dem blaulichen Revier.

18. Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

19. „Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn." —

20. Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr.
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither, nur.

21. Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

22. Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken;
So nahn sie wohl sich unbesorgt." —

23. Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr." —
„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke." —
Da, siehe! tritt Arion her.

24. Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

25. Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden;
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

26. „Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren!
Nie labe Schönes euren Mut!"

2. In der Fremde.

1. Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache, so vertraut!
Höher hätte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

2. Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort
Und vernähm', ach! wie so gerne
Nur ein einzig deutsches Wort.

3. Manches regt sich mir im Innern,
Doch wie schaff' ich hier ihm Luft?
All mein kindliches Erinnern
Findet in mir seine Gruft.

4. Einsam schweif' ich in die Felder,
Such' ein Echo der Natur;
Aber Bäche, Winde, Wälder
Rauschen fremd auf dieser Flur.

5. Unverstanden, unbeachtet,
Wie mein deutsches Lied verhallt,
Bleibt es, wann mein Busen schmachtet
Und in bangem Sehnen wallt.

3. Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, geteilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich, freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Friedrich von Schlegel.

Geboren 1772 in Hannover, Bruder des vorigen, studierte in Göttingen und Leipzig Philologie und bekundete hier schon eine außergewöhnliche Begabung für die Sprache und tiefen Einblick in die altklassische Litteratur. Nach kurzer Lehrthätigkeit in Jena weilte er an verschiedenen Orten, um Vorlesungen zu halten. Infolge seiner Hinneigung zu der Romantik des Mittelalters trat er 1808 in Köln zur katholischen Kirche über, wurde hierauf Hofsekretär und später Legationsrat in österreichischen Diensten und starb 1829 in Dresden.

Wie sein Bruder, so hat auch er sich als Dichter auf verschiedenen Gebieten versucht, doch ist er gleichfalls bedeutender durch seine kritischen und litterarhistorischen Arbeiten. Durch seine Vorlesungen über „Geschichte der alten und neuen Litteratur" begründete er ein neues wissenschaftliches Gebiet, die Litteraturgeschichte, und regte besonders durch sein Werk über die Sprache und Weisheit der Inder die Sanskritstudien in Deutschland an.

1. Im Spessart.

1. Gegrüßt sei du, viel lieber Wald!
Es rührt mit milder Lust,
Wenn abends fern das Alphorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

2. Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald, so dunkel, kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten hohn,
Und webtest fort dein Grün.

3. Wie mächtig dieser Äste Bug,
Und das Gebüsch wie dicht,
Das golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht.

4. Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme grad und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

5. Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.

6. Natur, hier fühl' ich deine Hand
Und atme deinen Hauch;
Beklemmend dringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

7. Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

8. Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
Frei war noch da die Welt.

2. Gelübde.

(1809.)

1. Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten.
Wohlan, es gilt, du seist befreit;
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdlings Übermut, Verrat
In deinem Schoß sich betten.

2. Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In deinen Städten sonder Zahl
Und jeder Kunst Gebilde.

3. Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben;
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

4. So spotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Lose fallen.
Ja, sinken wir der Übermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Glorreich hinüberwallen.

---

3. Gesang der Ehre.

(Ende 1812.)

1. Wenn auch alle Völker wanken,
Ruh' die Erde ganz verläßt,
Alle Rechte brechend schwanken,
Steht die Ehre dennoch fest,
Ewig, wie der Nordstern milde
Strahlet durch der Nacht Gefilde.

2. Heil dem Mann, der darnach handelt,
Diesen Stern im Auge hält,
Stern der Ehre, der nie wandelt,
Fiel' in Trümmern auch die Welt!
Aus dem Tode noch wird grünen
Hohe Siegeslust dem Kühnen.

3. Denn es siegt ja doch die Ehre
Bei dem edleren Geschlecht,
Wie das blinde Glück auch mehre
Siege sonder Ehr' und Recht.
Ewig glänzt der Tugend Adel,
Falscher Ruhm ist mehr nur Tadel.

4. Drum sei jener hochgepriesen,
Kaiser er mit Recht genannt,
Der des Glückes mächt'gem Riesen
Mutig leistet Widerstand,
An der Ehre Kraft noch glaubend
Und die Zeit der Schmach entraubend.

5. Wohl vertraut den mächt'gen Ahnen
Er auf seinem Völker-Thron,
An den Ruhm der Zukunft mahnen
Ihn, des Nordens hohen Sohn,
Zeichen, strahlend durch die Zeiten,
Neu die Welt uns zu bereiten.

6. Leuchtend ob dem Eisgefilde
Wogen Feuer durch die Nacht,
Sühnend wird im Flammenbilde
Hier das Opfer dargebracht;
Völker fluten im Gewimmel,
Kämpfend jauchzen sie zum Himmel.

7. Möchte neu ein Reich zu gründen
Auf der Ehre festem Grund,
Heldenherzen zu entzünden,
Wieder eins im alten Bund,
Ihm als Sieger doch gelingen,
Alle bald den Retter singen.

8. Sind der Streiche, die uns trafen,
Ist der Schmach noch nicht genug,
Soll durch Gott uns härter strafen
Noch die Geißel, die uns schlug;
Dennoch zu den fernsten Zeiten
Wirst du schönen Glanz verbreiten;

9. Lichter Stern, der uns geschienen,
Stern der Ehr' in trüber Nacht,
Der den Treuen, die ihr dienen,
Hoffnung wieder angefacht;
Stern der Ehr' aus jenem Norden,
Durch den frei die Erd' einst worden!

Ludwig Tieck.

Tieck wurde 1773 zu Berlin geboren, studierte in Halle, Göttingen und Erlangen neue Sprachen und Litteratur, ging nach Jena, wo er sich den dort lebenden Romantikern anschloß, und ließ sich nach weiteren Reisen durch Italien, Frankreich und England 1819 in Dresden nieder. Nachdem er hier besonders durch seine Vorlesungsabende sich einen Namen gemacht und als Hofrat und Intendant des Hoftheaters bis 1841 gewirkt hatte, berief ihn der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. als Vorleser nach Berlin, woselbst er 1853 starb.

Er war ein reicher Dichtergenius; außer der Lyrik pflegte er besonders den Roman, das Drama und die Novelle. Von den Romanen ist besonders „Franz Sternbalds Wanderungen" zu erwähnen, eine Geschichte, die sich an Goethes „Wilhelm Meister" anlehnt. Im Phantasus giebt er eine reiche Sammlung von alten Märchen und Sagen (getreue Eckart, Tannhäuser, schöne Magellone, Haimonskinder u. a.), die so recht die Anschauungen der romantischen Schule bekunden. Seine Bühnenstücke (Lust- und Schauspiele) sind dramatisierte Märchen wie Blaubart, Der gestiefelte Kater; ernsteren Charakters sind die Schauspiele Leben und Tod der heiligen Genovefa, Kaiser Oktavian und Fortunat. In der letzten Periode seines Lebens entstanden zahlreiche Novellen, die zu den besten ihrer Art gehören, z. B. Der Aufruhr in den Cevennen.

Ferner übersetzte er des großen Spaniers Cervantes komischen Roman Don Quixote und beteiligte sich an der Übertragung Shakespeares. Endlich bearbeitete er Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter und übersetzte Ulrich von Lichtensteins Frauendienst.

1. Siegfrieds Jugend.

1. In frühen Kindestagen,
Aus Trutz und frevlem Mut
Entlief der Burg zu Santen
Siegfried, ein Recke gut.

2. Er kam nach vielem Irren
In einen fernen Wald,
Sah da die große Schmiede,
Ein trat der Knabe bald.

3. Hier wohnt mit seinen Künsten
Mimer, ein Held bekannt,
Der mit vielen Gehilfen
Schmiedete schön' Gewand.

4. Er wirkte edle Schwerter,
Panzer und Schilde breit,
Die kauften werte Recken
Und Kön'ge hocherfreut.

5. Er war ein Held gewaltig,
Zu ihm trat Siegfried ein
Und wollt' im grünen Walde
Mimers Gehilfe sein.

6. Als größer ward der Knabe,
Zeigt er viel bösen Sinn,
Er droht' und plagte alle,
Der Meister furchte ihn.

7. Er stellt' ihn an die Arbeit
An einem Sommertag,
Da nahm Siegfried den Hammer
Und thät' so kräft'gen Schlag,

8. Daß er den Amboß spaltete
Und schlug ihn in den Grund,
Darob sie all' erschraken,
Und wünschten zu der Stund:

9. Er wäre nie gekommen,
Sie hatten sein nicht not,
Sie furchten, daß der Große
Sie alle schlüge tot.

10. Ein giftiger Linddrache
Dort in dem Walde was,
Vor dessen grimmem Rachen
Der Kühnste nicht genas.

11. Mimer in seinen Listen
Dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird sich nicht fristen;
Sandt' ihn zum Wurme hin.

12. Da folgt der Jüngling kühne
Dem anbefohlnen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne,
Nur in selbsteigner Stärke.

13. Der Drache schoß im Grimme
Aus seiner Höhle wild,
Den jungen Ritter schirmten
Baumzweige wie ein Schild.

14. Damit kämpft er so kräftig
Und schlug das Ungeheuer.
Dann aß er in dem Walde
Und zündete ein Feuer.

15. Im Drachenblut er badete,
Hörnen ward seine Haut,
Kein Waffen ihm nun schadete,
Wie scharf es auf ihn haut.

16. In sehr grimmigem Mute
Riß er vom Wurm das Haupt
Und rennt durch Waldesdunkel,
Als schon der Meister glaubt,

17. Er sei im Wald erstorben.
Da schreien die Gesellen:
„Wir sehen Siegfried kommen,
Der wird uns alle fällen!

18. Er trägt das Wurmhaupt blutig
Wie einen Schildesrand!"
Siegfried trat ein wildmutig,
Sie floh'n zur Steineswand.

19. Mimer ging ihm entgegen:
Er sah des Jünglings Wut,
Um Gnade bat der Degen;
Harnisch und Schwerter gut

20. Versprach er fleh'nd dem Werten;
Siegfried nichts sagte wider,
Das Haupt warf er zur Erden
Und schlug den Meister nieder.

21. Auf saß er dann zu Rosse
Und nahm ein Sturmgewand,
Nicht sucht' er die Genossen,
Weit fuhr er durch das Land.

---

2. Der wilde Jäger.

1. Der wilde Jäger bei dunkeler Nacht
Im wildesten Dickicht des Forstes erwacht,
Er höret den Sturm und erhebt sich im Zorn,
Er nimmt seine Hunde, das tönende Horn.

2. Besteigt seinen Rappen, mit Blitzesgewalt
Durchfährt er lautschnaubend den zitternden Wald,
Es wiehert sein Roß, tönt das Horn in die Runde,
Er hetzt die Gefährten, es bellen die Hunde.

3. „Wohlauf, meine Jagd! wohlauf, meine Jagd!
Das Revier ist jetzt unser, denn jetzt ist es Nacht;
Von flüchtigen Geistern wird gerne gehetzt,
Wer sich vor Geheul und Gebelle entsetzt."

4. So fahren sie polternd durch Lüfte dahin,
Ein Grauen dem frommen und furchtsamen Sinn;
Doch wer sich vor Wald und vor Nacht nicht entsetzt,
Der wird vom Getümmel der Geister ergötzt.

---

3. Andacht.

1. Wann das Abendrot die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —

2. O, dann werf' ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Ew'gen nur.

3. Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

4. Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall:
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall?

4. Zuversicht.

1. Wohlauf! es ruft der Sonnen-
schein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

2. Es bleibt der Strom nicht ruhig
stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

3. Es reist der Mond wohl hin
und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

4. Und, Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern.

5. Wer weiß, wo dir dein Glücke
blüht,
So geh und such' es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

6. Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau;
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau'.

7. So weit dich schließt der Him-
mel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

---

5. Waldeinsamkeit.

1. O holde Einsamkeit!
O süßer Waldesschatten!
Ihr grüne Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzens-
freudigkeit!

2. Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen sein.
Ziehende Schmetterlinge
Sind meiner Freundschaft nicht zu
geringe.

3. Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen.
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus,
Von Himmelsruhe rings umfangen.

4. Weit, weit
Liegst du, Welt, hinab,
Ein fernes Grab.
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit!

5. Kommt, ihr Beengten,
Herzbedrängten,
Entfliehet, entreißt euch der Qual!
Es beut die gute Natur,
Der freundliche Himmel
Den hohen gewölbten Saal,
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur!
Entflieht dem Getümmel!
O holde Einsamkeit!
O süße Freudigkeit!

6. Herbstlied.

1. Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
„Ade! ich fliege nun davon,
Weit, weit
Reis' ich noch heut."

2. Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

3. Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit.

4. Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein;
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein."

Adalbert von Chamisso.

Adalbert von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, wurde 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren, kam als Knabe mit seinen Eltern, die vor der Revolution aus Frankreich flohen, nach Deutschland und wurde 1797 Page bei der Königin Luise von Preußen. Später trat er in die preußische Armee ein, nahm aber bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich seinen Abschied. Er machte als Naturforscher 1815 eine Entdeckungsreise um die Welt mit, wurde dann Kustos des botanischen Gartens zu Berlin und starb daselbst im Jahre 1838.

Er schrieb eine große Anzahl lyrisch-epischer Gedichte, welche sich durch Zartheit und Innigkeit des Gefühls auszeichnen. Obgleich von Geburt Franzose, erweist er sich als Meister der Form in seinen Romanzen und poetischen Erzählungen, von denen viele in Terzinen[1]) gedichtet sind. Humoristisch ist seine märchenhafte Novelle „Peter Schlemihl, der Mann ohne Schatten".

Vgl. Das Riesenspielzeug T. I, 235. Der rechte Barbier II, 251. Die Weiber von Weinsberg II, 270. Die Sonne bringt es an den Tag III, 250. Die Kreuzschau IV, 1. 250. Das Schloß Boncourt IV, 1. 313.

---

1) Die Terzine ist eine aus Italien entlehnte Strophe von 3 fünftaktigen jambischen Verszeilen, deren erste und dritte miteinander reimen. Besteht ein Gedicht aus mehreren Terzinen, so reimt die erste Verszeile der neuen Terzine immer auf die zweite Zeile der vorhergehenden. Den Schluß des Gedichtes bildet dann eine alleinstehende Zeile, welche den Reim zu der mittleren Zeile der letzten Strophe enthält; also: aba, bcb, cdc, ded, e.

1. Frisch gesungen.

1. Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

2. Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Mut
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

3. Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

4. Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

---

2. Winter.

1. In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Mut,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

2. Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenlust!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

3. Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

4. Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben
Wie ein Nebelwind!

---

3. Böser Markt.

1. Einer kam vom Königsmahle
In den Park, sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein andrer ihm entgegen;
Zwischen Rock und Kamisole
Griff der schnell, und die Pistole
Setzt er jenem auf die Brust.

2. „Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
Mag vom unberufnen Dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?" —

3. „Mit Vergnügen!" — „Nimmer richtig
Ist die Dorfuhr noch gegangen;
Thut der Küster auch so wichtig,
Weiß er's doch nicht anzufangen;
Jeder weiß in unsern Tagen,
Was die Glocke hat geschlagen;
Gottlob! nun erfahr' ich's auch.

4. Sagt mir ferner, könnt Ihr missen,
Was da blinkt an Euren Fingern?
Meine Hausfrau, sollt Ihr wissen,
Ist gar arg nach solchen Dingern;
Solche Ringe, solche Sterne,
Wie Ihr da habt, kauf' ich gerne;
Nehmt drei Batzen Ihr dafür?" —

5. „Mit Vergnügen!“ — „Habt Ihr künftig
Mehr zu handeln, laßt mich holen;
Edel seid Ihr und vernünftig,
Und ich lob' Euch unverhohlen.
Gleich mich dankbar Euch zu zeigen,
Lass' ich jede Rücksicht schweigen
Und verkauf' Euch, was Ihr wollt.

6. Seht den Ring da, den ich habe;
Nur von Messing, schlecht, unscheinsam,
Aber meiner Liebsten Gabe!
Ach, sie starb und ließ mich einsam!
Nicht um einen Goldeshaufen ...!
Aber Ihr, wollt Ihr ihn kaufen,
Gebt mir zehn Dukaten nur.“ —

7. „Mit Vergnügen!“ — „Ei! was seh' ich?!
Schöner Beutel, goldgeschwollen,
Du gefällst mir, das gesteh' ich;
Die Pistole für den vollen!
Sie ist von dem besten Meister,
Kuchenreuter, glaub' ich, heißt er;
Nehmt sie für den Beutel hin!“ —

8. „Mit Vergnügen! Nun, Geselle,
Ist die Reih' an mich gekommen!
Her den Beutel auf der Stelle!
Her, was du mir abgenommen!
Gieb mir das Geraubte wieder,
Gleich! ich schieße sonst dich nieder,
Wie man einen Hund erschießt!“ —

9. „Schießt nur, schießt nur! Wahrlich, Schaden
Wärt Ihr fähig anzurichten,
Wäre nur das Ding geladen.
Ihr gefallt mir so mit nichten.
Unsein dürft' ich wohl Euch schelten:
Abgeschlossne Händel gelten,
Merkt es Euch und — gute Nacht!“

10. Ihn verlachend unumwunden,
Langgebeint, mit leichten Sätzen,
War er in dem Busch verschwunden
Mit den eingetauschten Schätzen.
Jener, mit dem Kuchenreuter
In der Hand, sah nicht gescheiter
Aus, als augenblicks zuvor.

---

4. Der Szekler Landtag.

Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen,
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand,
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen!
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespanschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.
Es wollte nicht der böse West sich legen,
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.
10 Gehört des Volkes laut erhobne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rat zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen nicht sich treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.

Da wurde denn, nach bräuchlichen Gelagen,
Der Tag eröffnet, und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
20 Weiß einer Rat? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?"
Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde;
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst, mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Ratschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegterweise.
Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
30 Die Zeit bringt Rat, sie wird die Sache reifen!"
Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen;
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rat und Hort,
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.
40 Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsres Sinnens düstre Nacht
Das lang' erwartete, begehrte Licht?
Zur That! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!"
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rat nicht vorenthalten.
Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
50 Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut! regn' es denn, solang' es will und kann!"
Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, dann erscholl
Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.
Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Ratschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll. —
So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen

Des Landes Weiseres vielleicht geraten
60 Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.
Sowie die Väter, stolz auf ihre Thaten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen, goldbeschwert.

---

5. Die Retraite.

Am Sonntag Abend auf dem Werder waren
Zum lust'gen Walzer in dem Fischerkrug
Die sechs Trompeter da von den Husaren.
Herüber von dem andern Ufer trug
Sie noch das Eis, nun gab es Spiel und Tanz.
Es waren zum Orchester fünf genug.
Der sechste hielt sich abgesondert, Franz,
Er koste wohl mit seiner Braut verstohlen,
Der Margarete, der gehört er ganz.
10 „Wir haben unsre Sache Gott befohlen,
Und hat der Frühling erst den Fluß befreit,
So komm' ich nur, hinüber dich zu holen." —
„O Franz! und diese lange, bange Zeit
Wie soll ich, dich zu sehen, mich entwöhnen!
Du bist mein Leben, meine Seligkeit." —
„Du hörst mich, hörest die Trompete dröhnen,
Sie wird dir meiner Liebe Botschaft bringen
Bei der Retrait' in Nachhalls-Zittertönen.
Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
20 Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben." —
„Hört auf! wer mag noch lärmen hier und lachen!"
Ein Fischer sprang herein und schrie das Wort;
„Hört ihr denn draußen nicht des Eises Krachen!?
Ihr Herrn, die ihr hinüber müßt, macht fort;
Stromauf! da hält sich's länger, bis es bricht,
30 Dem Lichte zu am andern Ufer dort!"
„O Franz, bleib hier!" — „Mein Lieb, ich darf es nicht,
Nicht Urlaub hab' ich." — „Meines Vaters Haus ..." —
„Ich bin Soldat und kenne meine Pflicht." —

„O lieber Franz, in solchem nächt'gen Graus . . . !" —
„Wir scheiden ja, mein Lieb, zum letzten Male;
Laß ab! sei stark! die andern sind voraus."
Stromauf, schrägüber, nach dem Lichtsignale,
Sie schritten schnell und schweigsam durch die Nacht,
Erhellt von keines Sternes bleichem Strahle;
40 In Nebeln, von dem Winde hergefacht,
Schien ihnen oft das Lichtlein zu verschweben;
Sie schritten zu, als ging' es in die Schlacht.
Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
Und sahn es aufgerissen sich erheben;
Und wie des Abgrunds Stimmen rings erschallten,
Beflügelten den Lauf sie landhinan,
Erst jenseits auf dem festen Grund zu halten.
Und wie sie dort erreicht den Rettungsplan,
50 Da zählten sie und zählten. — „Gott und Vater!
Wir sind nur fünf! es fehlt der sechste Mann!
Der fehlt, ist Franz; sie hielt ihn auf; was that er?
Doch seht den Schatten dort! das muß er sein,
Im windgefegten Schneegewölke naht er.
Franz! Franz! gieb Antwort! — Keine Antwort! Nein,
Er ist es nicht. Das Schneegewölk zerfallen;
Stumm, ebenmäßig hüllt die Nacht uns ein."
Und von dem Strome her, wo wirbelnd wallen
Die Schollen und einander sich zerschmettern,
60 Hört laut man wohlbekannten Ton erschallen,
Der ehernen Trompete mutig Schmettern,
Retrait'! ihm selbst Posaune des Gerichtes;
Es ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern.
Und stromab gleitend fern und ferner bricht es,
Und leis' und leiser, aus der Nacht hervor,
Ein Hauch der Ahnung überird'schen Lichtes.
Dem Krug vorbei! da lauschet wohl ein Ohr!
Und lang gezogen, leise zitternd schwingen
Des Nachhalls letzte Töne sich empor. —
70 „Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben."

Und unterwärts erschallt mit Donnerskrachen
Das Eis, das Scholle sich auf Scholle ballt,
Und dröhnend öffnet sich des Todes Rachen.
Es schweigt; die letzten Töne sind verhallt.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Er wurde 1788 auf einem Gute bei Ratibor geboren, diente 1813—1815 als Freiwilliger im Heere Preußens, trat dann in Staatsdienst und wurde zuletzt vortragender Rat im Kultusministerium. Er starb am 26. November 1857 zu Neiße. — In seinen Gedichten, Romanen und Dramen geht er in den Bahnen der Romantiker weiter und bekämpft die platte und nüchterne Verständigkeit, die sich in der Tagesschriftstellerei jener Zeit geltend machte. Er ist vorwiegend Lyriker, und seine Gedichte zeichnen sich durch Innigkeit und Wärme der Empfindung aus. Von seinen Novellen ist die beste: „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Vergl. Der frohe Wandersmann I, 262. — Morgenlied II, 297. — Der Jäger Abschied II, 306. — Sonntag III, 316. — Winternacht III, 329. — Walt' Gott! IV, 1. 306. — Weihnachten IV, 1. 310. — Morgengebet IV, 2. 363. — Abschied IV, 2. 379.

1. Reiselied.

1. Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will.

2. Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit,
Da weht recht durchs Gemüte
Die schöne Blütenzeit!

3. Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

5. Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

---

2. Herbst.

1. Es ist nun der Herbst gekommen,
Hat das schöne Sommerkleid
Von den Feldern weggenommen
Und die Blätter ausgestreut:
Vor dem bösen Winterwinde
Deckt er warm und sachte zu
Mit dem bunten Laub die Gründe,
Die schon müde gehn zur Ruh.

2. Durch die Felder sieht man fahren
Eine wunderschöne Frau;
Und von ihren langen Haaren
Goldne Fäden auf der Au
Spinnet sie und singt im Gehen:
Eya, meine Blümelein,
Nicht nach andern immer sehen,
Eya, schlafet, schlafet ein!

3. Und die Vöglein hoch in Lüften
Über blaue Berg' und Seen
Ziehn zur Ferne nach den Klüften,
Wo die hohen Cedern stehn,
Wo mit ihren goldnen Schwingen
Auf des Benedeiten Gruft
Engel Hosianna singen
Nächtens durch die stille Luft.

---

3. Im Herbste.

1. Der Wald wird falb, die Blätter fallen,
Wie öd' und still der Raum!
Die Bächlein nur gehn durch die Buchenhallen
Lind rauschend wie im Traum,
Und Abendglocken schallen
Fern von des Waldes Saum.

2. Was wollt ihr mich so wild verlocken
In dieser Einsamkeit?
Wie in der Heimat klingen diese Glocken
Aus stiller Kinderzeit —
Ich wende mich erschrocken,
Ach, was mich liebt, ist weit!

3. So brecht hervor nur, alte Lieder,
Und brecht das Herz mir ab!
Noch einmal grüß' ich aus der Ferne wieder,
Was ich nur Liebes hab'.
Mich aber zieht es nieder
Vor Wehmut wie ins Grab.

---

4. Mondnacht.

1. Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

2. Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

3. Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

---

5. Trost.

1. Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land;
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

2. Aber solange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Thun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

3. Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Thoren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

4. Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Da kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

---

6. Die neuen Kameraden.

1. Ich hört' viel Dichter klagen
Von alter Ehre rein,
Doch wen'ge mochten's wagen
Und selber schlagen drein.

2. Mein Herz wollt' mir zerspringen,
Sucht' mir ein ander Ziel,
Denn anders sein und singen,
Das ist ein dummes Spiel.

3. So stieg ich mit Auroren
Still ins Gebirg hinan,
Ich war wie neugeboren,
So kühle weht's mich an.

4. Und als ich, Bahn mir schaffend,
Zum Gipfel trat hinauf,
Da blitzten schon von Waffen
Ringsum die Länder auf.

5. Die Hörner hört' ich laden,
Die Luft war streng und klar —
Ihr neuen Kameraden,
Wie singt ihr wunderbar!

6. Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein,
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!

---

7. Sängerfahrt.

1. Kühlrauschend unterm hellen
Tiefblauen Himmelsdom
Treibt seine klaren Wellen
Der ew'gen Jugend Strom.

2. Viel rüstige Gesellen,
Den Argonauten gleich,
Sie fahren auf den Wellen
Ins duft'ge Frühlingsreich.

3. Ich aber fass' den Becher,
Daß es durchs Schiff erklingt,
Am Mast steh' ich als Sprecher,
Der für euch alle singt.

4. Wie stehn wir hier so helle!
Wird mancher bald schlafen gehn,
O Leben, wie bist du schnelle,
O Leben, wie bist du schön!

5. Gegrüßt, du weite Runde,
Burg auf der Felsenwand,
Du Land voll großer Kunde,
Mein grünes Vaterland!

6. Euch möcht' ich alles geben,
Und ich bin fürstlich reich,
Mein Herzblut und mein Leben,
Ihr Brüder, alles für euch!

7. So fahrt im Morgenschimmer!
Sei's Donau oder Rhein,
Ein rechter Strom bricht immer
Ins ew'ge Meer hinein.

---

8. Kurze Fahrt.

1. Posthorn, wie so keck und fröhlich
Brachst du einst den Morgen an,
Vor mir lag's so frühlingsselig,
Daß ich still auf Lieder sann.

2. Dunkel rauscht es schon im Walde,
Wie so abendkühl wird's hier,
Schwager, stoß ins Horn — wie balde
Sind auch wir im Nachtquartier.

---

9. Nachklang.

1. Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Thal hinaus;
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

2. Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land;
Und wie ich ringsher sehe,
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schneee,
Mein Haupt vom Alter weiß.

Gegner der Romantiker.

August Graf von Platen.

August Graf von Platen-Hallermünde war 1796 in Ansbach geboren. Er genoß anfangs eine militärische Bildung, beteiligte sich als Lieutenant an dem letzten Feldzuge gegen Napoleon, wandte sich dann in Würzburg und Erlangen dem Studium der alten und neuern, sowie der orientalischen Sprachen zu, lebte seit 1826 meist in Italien, von wo er nur zweimal nach Deutschland zurückkehrte, und starb 1835 in Syrakus. Die Grabschrift daselbst nennt ihn princeps poetarum Teutonicorum. Sie spendet ihm damit allerdings ein übertriebenes Lob, aber als Lyriker nimmt Platen einen hohen Rang ein. Es kennzeichnet ihn namentlich die Reinheit und Vollendung der Form und die Meisterschaft, mit der er die verschiedenartigsten und fremdartigsten Formen nachzubilden verstand. So begann er nach Rückerts Beispiel mit einer orientalischen Poesie in Ghaselen[1]); in seinen Oden pflegte er die

1) Das Ghasel (d. i. Lobgedicht, aus dem Persischen) besteht aus beliebig vielen Verspaaren mit folgender Reimstellung: aa, ba, ca, da u. s. w.

antiken Strophen und bildete nach Klopstocks Vorgang neue Metra; seine Sonette zählen zu den besten der deutschen Lyrik. Im Beginn seiner poetischen Laufbahn stand Platen unter der Herrschaft der romantischen Einflüsse, was sich besonders in der Komödie „Der gläserne Pantoffel" kundgiebt. Später aber brach er mit der Romantik und wandte sich gegen die Verirrungen der romantischen Tragödie bei Tieck und Immermann, die er in seinen litterarisch-satirischen Komödien „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus" verspottete. Eine epische Dichtung sind „Die Abassiden".

Von seinen Gedichten enthalten die früheren Bände: „Das Grab im Busento" II, 259; „Klagelied Kaiser Ottos III." IV, 1. 262; „Der Pilgrim vor St. Just" IV, 1. 293.

1. Ghaselen.

1.

Farbenstäubchen auf der Schwinge
Sommerlicher Schmetterlinge,
Flüchtig sind sie, sind vergänglich
Wie die Gaben, die ich bringe,
Wie die Kränze, die ich flechte,
Wie die Lieder, die ich singe:
Schnell vorüber schweben alle,
Ihre Dauer ist geringe,
Wie ein Schaum auf schwanker Welle,
Wie ein Hauch auf blanker Klinge.
Nicht Unsterblichkeit verlang' ich,
Sterben ist das Los der Dinge:
Meine Töne sind zerbrechlich
Wie das Glas, an das ich klinge.

2.

Der Trommel folgt' ich manchen Tag, und an den Höfen lebt' ich auch,
Erfahren hab' ich dies und das, und das und dies erstrebt' ich auch;
Es zog der ungestillte Geist mich wandernd oft im Land umher,
Und wieder stille saß ich dann, und an den Büchern klebt' ich auch;
Verglommen ist die Hitze halb, die junge Seelen ganz erfüllt,
Denn oft verzehrte mich der Haß, und vor der Liebe bebt' ich auch;
Doch schien ich mir zu nichts bestimmt, als nur das Schöne weit und breit
Zu krönen durch erhabnes Lob, und solche Kronen webt' ich auch;
Was künftig mir beschieden sei, verkünde kein Orakel mir,
Denn dieser Sorg' und Bangigkeit um Künftiges entschwebt' ich auch.

2. Sonette.

Venedig.

I.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücke,
Als aus der Flut Palladios[1]) Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falsch und Tücke.

1) Palladio war ein italienischer Baumeister des 16. Jahrhunderts, der seine Vaterstadt Vicenza und auch Venedig durch seine Kunstwerke schmückte.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke[1]).

Venedigs Löwen[2]), sonst Venedigs Wonne,
Mit ehrnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Kolonne.

Ich steig' ans Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Markusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

II.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Rätsel fassen?

Ersteigend erst des Markusturms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es teilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln niederschauen.

Und sieh! da kam ein mut'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfähle mitten in die Wogen.

III.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspület!

Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto[3]) wühlet.

1) Eine Brücke, welche aus dem Dogenpalast in das Staatsgefängnis führte.

2) Der geflügelte Löwe des Evangelisten Markus, den sich die Republik Venedig zum Schutzpatron wählte.

3) Der Ponte Rialto, eine der schönsten Brücken Venedigs.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva[1]) hören.

IV.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengste[2]), die, durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Überwinders Zäume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

V.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Äonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Öd' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen[3]).

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese[4]) malet!

1) Die Riva bei Schiavoni, die breiteste und belebteste Straße der Stadt. 2) Die vier berühmten ehernen Rosse auf dem Portal der Markuskirche, ein Werk des griechischen Künstlers Lysippus. 3) Die oben erwähnte Uferstraße Venedigs Riva bei Schiavoni. 4) Paolo Veronese, ein italienischer Maler des 16. Jahrhunderts, aus Verona gebürtig.

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern.

---

3. Der Vesuv im Dezember 1830.

(Sapphische Strophe.)

–◡–⏓|–◡◡|–◡–⏓
–◡–⏓ –◡◡ –◡–⏓
–◡–⏓ –◡◡ –◡–⏓
–◡◡–◡

1. Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,

2. Noch an Reiz fürs Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,

3. Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

4. Deren Wucht, durch Gluten und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höhn Rubine
Reichlich sät, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt,

5. Während still aus nächtlichem Grund die Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz!

---

4. Die Fischer auf Capri.

Hast du Capri gesehn und des felsenumgürteten Eilands
Schroffes Gestad als Pilger besucht, dann weißt du, wie selten
Dorten ein Landungsplatz für nahende Schiffe zu spähn ist:
Nur zwei Stellen erscheinen bequem. Manch mächtiges Fahrzeug
Mag der geräumige Hafen empfahn, der gegen Neapels
Lieblichen Golf hindeutet und gegen Salerns Meerbusen.

Aber die andere Stelle (sie nennen den kleineren Strand sie)
Kehrt sich gegen das ödere Meer, in die wogende Wildnis,
Wo kein Ufer du siehst, als das, auf welchem du selbst stehst.
10 Nur ein geringeres Boot mag hier anlanden, es liegen
Felsige Trümmer umher, und es braust die beständige Brandung.
Auf dem erhöhteren Fels erscheint ein zerfallendes Vorwerk,
Mit Schießscharten versehn; sei's, daß hier immer ein Wachtturm
Ragte, den offenen Strand vor Algiers Flagge zu hüten,
Die von dem Eiland oft Jungfrauen und Jünglinge wegstahl;
Sei's, daß gegen den Stolz Englands und erfahrene Seekunst
Erst in der jüngeren Zeit es erbaut der Napoleonide[1]),
Dem Parthenope[2]) sonst ausspannte die Pferde des Wagens,
Ihn dann aber verjagte, verriet, ja tötete, seit er
20 Ans treulose Gestad durch schmeichelnde Briefe gelockt ward.
Steigst du herab in den sandigen Kies, so gewahrst du ein Felsstück
Niedrig und platt in die Wogen hinaus Trotz bieten der Brandung;
Dort anlehnt sich mit rundlichem Dach die bescheidene Wohnung
Dürftiger Fischer, es ist die entlegenste Hütte der Insel,
Bloß durch riesige Steine beschützt vor stürmischem Andrang,
Der oft über den Sand wegspült und die Schwelle benetzt ihr.
Kaum hegt irgend umher einfachere Menschen die Erde;
Ja, kaum hegt sie sie noch, es ernährt sie die schäumende Woge.
Nicht die Gefilde der Insel bewohnt dies arme Geschlecht, nie
30 Pflückt es des Ölbaums Frucht, nie schlummert es unter dem Palmbaum:
Nur die verwilderte Myrte noch blüht und der wuchernde Kaktus
Aus unwirtlichem Stein, nur wenige Blumen und Meergras;
Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.
Gleiches Geschäft erbt stets von dem heutigen Tage der nächste:
Immer das Netz auswerfen, es einziehn, wieder es trocknen
Über dem sonnigen Kies, dann wieder es werfen und einziehn.
Hier hat frühe der Knabe versucht in der Welle zu plätschern,
Frühe das Steuer zu drehen gelernt und die Ruder zu schlagen,
40 Hat als Kind mutwillig gestreichelt den rollenden Delphin,
Der, durch Töne gelockt, an die Barke heran sich wälzte.
Mög' euch Segen verleihen ein Gott, samt jeglichem Tagwerk,
Friedliche Menschen, so nah der Natur und dem Spiegel des Weltalls!
Möge, da größeren Wunsch euch nie die Begierde gelispelt,
Möge der Thunfisch oft, euch Beute zu sein, und der Schwertfisch
Hier anschwimmen! Es liebt sie der Esser im reichen Neapel.
Glückliche Fischer! wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,

1) Napoleons I. Verwandter, Murat, König von Neapel.
2) Name der alten Stadt, die an der Stelle des jetzigen Neapel lag.

Freie zu Sklaven gestempelt und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
50 Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit,
Zwischen dem schroffen Geklüft und des Meers anschwellender Salzflut.
Lebet! Es lebten wie ihr des Geschlechts urälteste Väter,
Seit dies Eiland einst von dem Sitz der Sirene sich losriß,
Oder die Tochter Augusts hier süße Verbrechen beweinte.

Heinrich Heine.

Heinrich Heine war der Sohn jüdischer Eltern und wurde am 13. Dezember 1799 in Düsseldorf geboren. Er studierte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechtswissenschaften, trat 1825 zum Christentum über, reiste nach Italien und England und lebte seit 1831 in Paris, wo er nach langen, qualvollen Leiden am 17. Februar 1856 starb. Seine erste Bildung entnahm er der romantischen Richtung, später jedoch kämpfte er gegen dieselbe an, und Zügellosigkeit und Frivolität gewannen in ihm die Oberherrschaft, sodaß er sich mit beißendem Spott gegen alles Bestehende wandte. Außerordentliche Leichtigkeit und Anmut der Form zeichnen seine Gedichte wie seine Prosa aus. Seine besten Gedichte hat er in dem „Buch der Lieder“ gesammelt; außerdem schrieb er: Reisebilder — Atta Troll — Deutschland, ein Wintermärchen — Romanzero, d. i. eine Sammlung von Romanzen u. a.

Vergl. Belsazar III, 272. Lorelei IV, 1. 246. Frühlingslied IV, 1. 307.

Aus dem „Buch der Lieder“.

1.

1. Schöne Wiege meiner Leiden,
Schönes Grabmal meiner Ruh,
Schöne Stadt, wir müssen scheiden, —
Lebe wohl! ruf' ich dir zu.

2. Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,
Wo da wandelt Liebchen traut;
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut.

3. Hätt' ich dich doch nie gesehen,
Schöne Herzenskönigin!
Nimmer wär' es dann geschehen,
Daß ich jetzt so elend bin.

4. Nie wollt' ich dein Herze rühren,
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht.

5. Doch du drängst mich selbst von hinnen,
Bittre Worte spricht dein Mund;
Wahnsinn wühlt in meinen Sinnen,
Und mein Herz ist krank und wund.

6. Und die Glieder matt und träge
Schlepp' ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab.

2. An meine Mutter.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der alles kühn durchdringet
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

3.

1. Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland,

2. Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht; —

3. Wo alle Bäume sprechen
Und singen wie ein Chor,
Und laute Quellen b[illegible]
Wie Tanzmusik herv[illegible]

4. Und Liebesweisen tönen,
Wie du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört.

5. Ach, könnt' ich dorthin kommen
Und dort mein Herz erfreun
Und aller Qual entnommen
Und frei und selig sein!

6. Ach! jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum;
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

4. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

1. Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schaun die Prozession?"

2. „Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

3. „Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

4. Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köllen am Rheine,
Da geht die Prozession.

5. Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie;
Sie singen beide im Chore:
„Gelobt seist du, Marie!"

II.

1. Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

2. Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

3. Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

4. Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil;
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

5. Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz."

6. Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

7. „Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

8. Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

9. Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist tot jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!

10. Heil' du mein krankes Herze —
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!"

III.

1. Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

2. Sie beugte sich über den Kranken
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand.

3. Die Mutter schaut alles im Traume
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

4. Da lag dahingestrecket
Ihr Sohn, und der war tot;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot.

5. Die Mutter faltet' die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

---

5. Auf dem Hardenberge.

Aus der „Harzreise".

1. Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmutsthränen
Strömen wunderbar hervor.

2. Durch die Tannen will ich schweifen,
Wo die muntre Quelle springt,
Wo die stolzen Hirsche wandeln,
Wo die liebe Drossel singt.

3. Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte stehn.

4. Dorten setz' ich still mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geschlechter
Und versunkner Herrlichkeit.

5. Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der stolze Mann,
Der die Besten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

6. Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die schöne Dame stand,
Die den stolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

7. Ach! den Sieger und die Sieg'rin
Hat besiegt des Todes Hand —
Jener dürre Sensenritter
Streckt uns alle in den Sand.

---

6. Meergruß.

Aus der „Nordsee".

1. Thalatta! Thalatta![1])
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,

1) Griechisch = Meer.

Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

2. Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

3. Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst
Dort unten im klaren Krystallhaus.

4. O wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

---

7. Deutschland.

1. Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

2. Bei solcher Nahrung wächst man schnell,
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

3. Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

4. Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

5. Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen,
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

6. Du wirst ihn töten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien, besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

Die Dichter der Befreiungskriege.

Ernst Moritz Arndt.

Arndt wurde 1769 in Schoritz auf Rügen geboren, studierte in Greifswalde und Jena, machte große Reisen durch Deutschland, Schweden, Italien, Frankreich und Ungarn und wurde 1806 Professor in Greifswalde. Von hier mußte er wegen seiner kühnen Schrift „Geist der Zeit“, in der er Napoleon anzugreifen wagte, nach Schweden fliehen. Nachdem er 1809 nach Deutschland zurückgekehrt war, erhielt er zwar seine Stellung wieder, mußte aber 1812, als Napoleon seinen verhängnisvollen Zug nach Rußland unternahm, abermals außer Landes gehen. In Petersburg an der Seite des Freiherrn von Stein wirkte er von nun an unermüdlich nur für die Befreiung seines Vaterlandes, verfaßte eine große Reihe patriotischer Schriften („Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“, „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ u. a.) und erfüllte durch seine „Kriegs- und Wehrlieder“ das Volk mit Mut und Begeisterung. Nach Beendigung des Krieges lebte er in den Rheinlanden, erhielt 1817 eine Professur in Bonn, wurde 1819 wegen angeblicher demagogischer Umtriebe in Untersuchungshaft genommen, die zwar mit seiner Freisprechung endete, aber doch zur Folge hatte, daß er seines Amtes auf lange ent-

setzt blieb. Erst 1840 wurde er durch Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt eingesetzt. Er starb hochbetagt, nachdem er sich immer mehr von der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte, im Jahre 1860.

Vgl. Das Lied vom Feldmarschall II, 284. Des Knaben Morgenlied II, 295. Das Lied vom Schill III, 304. Die Leipziger Schlacht III, 335. Heimweh nach Rügen IV, 2. 378. Vaterlandslied IV, 2. 383. Deutscher Trost IV, 2. 389. Bundeslied IV, 2. 391. Der wilde Jäger III, 32. Vom Vater Blücher I, 117.
Siehe auch „Arndts Jugend" nach Werner Hahn Teil IV, 2. 176 f.

1. Schlachtgesang.

(1810.)

1. Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf! Männer, auf! und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen ringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!

2. Zu den Waffen! zu den Waffen!
Die Arme müssen sich erstraffen
Und stählern alle Brüste sein,
Voll Kraft und Mut und Wut der Leuen,
Bis wieder strömt in deutschen Treuen
Der deutsche Strom, der deutsche Rhein.

3. Zu den Waffen! zu den Waffen!
Zur Hölle mit den welschen Affen!
Das alte Land soll unser sein!
Kommt alle, welche Klauen haben,
Kommt, Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
Wir laden euch zur Tafel ein.

4. Zu den Waffen! zu den Waffen!
Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
Komm, Hölle, thu den Abgrund auf!
Heut schicken viele tausend Gäste
Wir hin zu Satans düsterm Neste,
Heut hört die lange Schande auf.

5. Zu den Waffen! zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht, Fahnen, weht! Trompeten, klingt!
In deutscher Treue alle Brüder,
Hinein! Es kehret keiner wieder,
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.

2. Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings.

Lied aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann.

1. Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freiheit heil'ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland heißt dein Vaterland.

2. Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Macht den Klang unsterblich seinen Ohren!
Deutscher Jüngling, frei bist du geboren,
Freiheit sei dein Glanz, dein höchstes Gut!
Ihr sollst du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Atem geben,
Ihr dein bestes Herzensblut!

3. Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Und er hat den höchsten Schwur geschworen.
Hier und dort sei ihm das Heil verloren,
Wenn er diese Worte jemals schwächt!
Erd' und Himmel sollen zeugen!
Dienen müss' er dann dem Feigen
Und erzittern vor dem Knecht!

4. Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Schönes Eisen, du, der Freien Freude,
Schmuck der Tapfern, köstlichstes Geschmeide,
Das der Hammer aus Metallen schlug!
Werde, ritterlicher Degen,
Deutschem Lande Ruhm und Segen!
Werde Deutschlands Feinden Fluch!

5. Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Eisen, könnte Untreu diesen schänden,
Dann empöre dich in seinen Händen,
Stoß in seine Brust geschwindsten Tod!
Dulde nimmer, Schwert der Ehren,
Daß Verräter bei dir schwören!
Dulde nimmer Sklavennot!

6. Betet, Männer! — denn ein Jüngling kniet —
Steh nun auf, umgürtet mit dem Stahle!

Steh nun auf! Es schau'n vom Himmelssaale
Deine Ahnen fröhlich auf dein Fest,
Segnen deine Waffenweihe,
Machen dich für Pflicht und Treue
Ehrenfest und eisenfest.

7. Betet, Männer, heiligstes Gebet!
Gott im höchsten Himmel gebe Segen
Diesem freien Mann und seinem Degen,
Daß er Blitz in deutschen Schlachten sei!
Gott behüte unsre Lande,
Unsre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutschland frei!

---

3. Des Deutschen Vaterland.

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

2. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

3. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

4. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

5. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

6. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Soweit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

7. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

---

4. Wer soll der Hüter sein?

(Max von Schenkendorfs Denkmal.)

1. Wer soll der Hüter sein?
Sprich, Vater Rhein!
Mag dich der Schwerter Glanz,
Mögen dich Wall und Schanz,
Mag dich von Türmen
Ein diamantner Kranz
Hüten und schirmen?
Ach nein! durch Felsenburg
Dringet die List hindurch,
Solches schirmt nie genug
Gegen den welschen Trug.

2. Wer soll der Hüter sein?
Sprich, Vater Rhein!
Eins kann nur Hüter sein,
So spricht der Vater Rhein,
Eins kann nur dauren!
Lanzen und Schwerterschein,
Felsen und Mauren,
Wären sie noch so dicht,
Sprenget der Höllenwicht;
Bau' diamantne Burg,
Er dringet doch hindurch.

3. Was soll das eine sein?
Sprich, Vater Rhein!
Herz muß das eine sein!
Spricht Vater Rhein —
Das wird es treffen,
Herz, das kein Lügenschein
Nimmer kann äffen:
Auch ohne Schanz und Wall
Brauset mein Wogenschwall
Fröhlich in Freiheit hin,
Wenn ich des mächtig bin.

4. Soll das das eine sein?
Ja, das allein:
Treues und deutsches Herz,
Tapfer im Ernst und Scherz,
Das ist die Mauer;
Treues und deutsches Herz
Bleibt auf die Dauer;
Brechet die Schwerter klein,
Reißet die Wälle ein,
Schleifet die Felsenburg —
Mit diesem fecht' ich's durch.

5. Wohl dir des Hüters dein!
Dies soll es sein!
Wohl dir! Ein deutsches Herz,
Tapfres und treues Herz,
Köstliche Gabe,
Senken wir hier in Schmerz
Nieder zum Grabe.
Das sei dir Schild und Hort,
Brausende Landespfort!
Das soll ein Zeichen sein
Ewig am freien Rhein!

6. Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land,
Er hat vom welschen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo er gesungen.
Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanensang:
Hier sollt' er Zeichen sein,
Hier sollt' er Hüter sein.

7. Wohl dir des Hüters dein!
Jauchze nun, Rhein!
Brause in Wonne fort,
Heilige Landespfort!
Klinge in Freuden,
Klinge des Sängers Wort
Künftigen Zeiten!
Und in dem grünen Glanz
Liege sein Grab als Schanz!
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall!

---

5. Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte.

(Herbstmond 1841.)

1. Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

2. Sie wollen's — So reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf! Welsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen,
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

3. Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

4. Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben.

Auf! sammle und rüste dich stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, daß sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein!
All-Deutschland in Frankreich hinein!

Max von Schenkendorf.

Er wurde 1784 zu Tilsit geboren, studierte in Königsberg die Rechtswissenschaft und wurde daselbst Referendar. 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee ein, wurde nach dem Kriege Regierungsrat in Koblenz und starb bereits im Jahre 1817.

In seinen Liedern spricht sich eine echt christliche Gesinnung, innige Liebe zum Vaterlande und hohe Begeisterung für Freiheit und Recht aus. Er war beseelt von der Idee der Wiederherstellung des deutschen Reiches unter einem kaiserlichen Oberhaupte.

Vergl. Soldaten-Morgenlied II, 313. Auf Scharnhorsts Tod III, 307. Sonntagsfrühe IV, 1. 306. Muttersprache IV, 1. 313. Das eiserne Kreuz IV, 2. 384. Frühlingsgruß an das Vaterland IV, 2. 389. Erneuter Schwur IV, 2. 390.

1. Freiheit.

1. Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

2. Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

3. Auch bei grünen Bäumen
In dem lust'gen Wald,
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

4. Ach, das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

5. Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

6. Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf;

7. Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

8. Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten,
Steinerbauten Welt.

9. Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

10. Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

11. Hinter dunkeln Wällen,
Hinter eh'rnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;

12. Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft —

13. Das ist rechtes Glühen
Frisch und rosenrot:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

14. Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb und Lust,
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

15. Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art.

2. Der Landsturm.

(1813.)

1. Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

2. O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt.

3. Ihr Türme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft,

4. Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war;

5. Die Wetter oft sich brachen
Vor eurem Glockenklang;
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgesang.

6. Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

7. Wo, Tod, sind deine Schrecken,
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

8. Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

9. Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchste Gut,
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

10. Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

11. Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

3. Bei den Ruinen der Hohenstaufen-Burg.

April 1813.

1. Schnee und Regen, haltet ein,
Nimmer zwingt ihr mein Gebein;
Aber nicht mit kühler Flut,
Nein, mit Feuer und mit Glut
Soll man hier die Ritter taufen.
Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen.

2. Einsam steig' ich auf die Höh'n,
Wo die letzten Trümmer stehn,
Will dort wecken meinen Zorn,
Will mir schärfen Schwert und Sporn
An den alten heil'gen Steinen.
Denn mir kam ein Heergebot,
Und im Osten sah ich rot
Schon die Flammenlosung scheinen.

3. Alte, gute deutsche Zeit,
Weckest nimmer Gram und Neid,
Nun aus deiner tiefen Gruft
Dich des Volkes Stimme ruft.
Wieder sollen Lieder schallen,
Wieder hört man frohe Mär
Von der Deutschen Sieg und Ehr',
Wie in Kaiser Friedrichs Hallen.

4. Zeuch in Gottes Krieg hinaus,
Altes Hohenstaufenhaus!
Wo man Teufels Künste dämpft,
Wird um Gottes Reich gekämpft.
Hier auch giebt es Sarazenen,
Hier auch ist ein Orient,
Wo die deutsche Liebe brennt,
Hier auch ist ein Platz der Thränen;

5. Wo man unsre Mutter schlug,
Die uns all' am Herzen trug.
Hier auch ist ein heil'ges Grab,
Wo die Herrin sich hinab
Barg mit vielen tiefen Wunden,
Wo sie einsam harrt und lauscht,
Ob der Sieger Flug nicht rauscht,
Ach, schon viele Tag' und Stunden.

6. Zieh dem deutschen Heer voraus,
Altes Hohenstaufenhaus,
Oder wer berufen ist,
Wer ein Deutscher ist, ein Christ,
Und ein Freier wohlgeboren,
Ritter, Priester, Bauersmann,
Zieh voran dem heil'gen Bann,
Alle haben ihn erkoren.

7. Flammen lodern, Fahnen wehn,
Und es wird mit Gott geschehn,
Was der Weisen Mut erkor,
Was der Treuen Herz beschwor.
Lebet wohl, ihr heil'gen Mauern,
Siegeslust wird bald euch kund,
Und der neue deutsche Bund
Soll euch Steine überdauern.

4. Tedeum

nach der Schlacht bei Leipzig.

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir;
Es schallt der Freien Lobgesang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Wir fochten mit dem Engelheer,
Wir alle dienten deiner Ehr'.
Mit Seraphim und Cherubim
Singt nun der freien Menschen Stimm':
Heilig ist unser Gott,
10 Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Der Heeresscharen Gott.
Weit über die Gedanken, weit
Ging deine Macht und Herrlichkeit.
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm,
Wir fochten zwar mit frischem Mut,
Wir gaben willig Leib und Blut;
Du aber hast die Christenheit
20 Zur rechten Zeit und Stund' befreit.
Des Drängers volle Schale sank,
Als ihm ins Ohr dein Donner klang;
Nun liegen wir im Staube hier,
Herr Gott, Herr Gott, wir danken dir,
Das ganze Deutschland weint und lacht,
Die Freiheit ist ihm wiederbracht;
Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir;
Herr Jesu Christ, wir danken dir, 30
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Daß wir den großen Tag gesehn,
Dich Tag der Sühne, Tag des Herrn;
Wie feurig schien dein Morgenstern.
Im Himmel ist gar große Freud',
Die Märtyrer im weißen Kleid,
Wer je für Recht und Glauben fiel,
Der edlen Winfelds=Kämpfer viel,
Die Kaiser aus dem Schwabenland
Erheben Gottes Wunderhand; 40
Wer Otto je und Heinrich hieß,
Erfreut sich noch im Paradies.
Du gabst uns ja dies schöne Land,
Das schöne deutsche Vaterland;
Du gabst uns ja den freien Mut,
Erhalt' auch rein das deutsche Blut!
Der Lüge fern, der Gleisnerei,
Einfältig laß uns still und treu,
Im Staube Fürst und Unterthan —
Herr Gott, Herr Gott, wir beten an, 50
Wir hoffen auf dich, lieber Herr,
In Schanden laß uns nimmermehr!
Amen.

---

5. Das Bild in Gelnhausen.

1. Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

2. Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?

3. Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns halb streng, halb mild;
Laßt es uns in Demut küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.

4. Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer, ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gem Streit.

5. Rotbart, wie so fest gebunden
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden?
Sind das Thränen an der Wand?

6. Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, schönes Freudenwort.
Schau, dort ziehn viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

7. Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

8. Magst nun dich zur Ruhe legen,
Altes, stolzes Kaiserhaupt!
Deine Kraft, dein Waffensegen
Wird uns nimmermehr geraubt.

---

6. Das Lied vom Rhein.

(1814.)

1. Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort:
Ein alter König hochgeboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen —
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

2. Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Des Name schon, wie Wein,
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

3. Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz,
In Fesseln lag der Held geschlagen,
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

4. Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
„O weh' dir, schnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht
Und mein gebrochnes deutsches Recht?

5. O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lebenstag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallten
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

6. Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmut,
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen.
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

7. Du Sünder! wüte fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wenn er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"—

8. Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu!
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Mut und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaisertum!

9. Wir huld'gen unserm Herrn!
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm aufs neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören.
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer!

---

7. Andreas Hofer.

1. Als der Sandwirt von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

2. Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

3. Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

4. Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen —
Gott allein kann uns beschützen!"

Theodor Körner.

Er wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren als Sohn des kursächsischen Appellationsrates Körner, der mit Schiller innig befreundet

war. Im Elternhause, das mit den bedeutendsten Männern der Kunst und Wissenschaft enge Verbindungen unterhielt, empfing er die trefflichste Erziehung und mannigfachste geistige Anregung; namentlich beeinflußte die innige Beziehung zu Schiller schon früh seine schöne dichterische Anlage. Er studierte auf der Bergakademie in Freiberg, begab sich zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung nach Leipzig und Berlin und erhielt infolge einiger Dramen, die großen Beifall fanden, 1812 eine Anstellung als Hoftheaterdichter in Wien. Im Jahre 1813, als der Aufruf des preußischen Königs erschien, trat er als Freiwilliger in das Freicorps des Majors von Lützow ein, begeisterte durch sein Lied und sein Beispiel die tapfern Lützower und starb am 26. August 1813 bei Gadebusch den Heldentod für das Vaterland. (Vergl. IV, 1. 108 f. 112 f.)

Seine begeisterungsvollen Kriegslieder erschienen vereinigt mit andern Dichtungen in der von dem Vater 1814 herausgegebenen Sammlung „Leier und Schwert". Von seinen Lustspielen sind bemerkenswert: Der Nachtwächter und Der Vetter aus Bremen, von seinen Trauerspielen Zriny und Hedwig.

Vgl. Harras der kühne Springer; Lützows wilde Jagd; Gebet während der Schlacht III, 265. 333 f.; Die Eichen; Aufruf; Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freicorps; Bundeslied vor der Schlacht IV, 2, 382, 385 f.

1. Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

1. Schlachtfeld! wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heil'ger Boden! dich grüßt mein Gesang!
Frankreichs stolze Adler sahst du zittern,
Sahst des Wütrichs Eisenkraft zersplittern,
Die sich frech die halbe Welt bezwang. —
Euch, ihr Manen der gefallnen Helden,
Deren Blick im Siegesdonner brach,
Ruf' ich, in den Frühling eurer Welten,
Meines Herzens ganzen Jubel nach!

2. Daß ich damals nicht bei euch gestanden! —
Daß, wo Brüder Sieg und Freiheit fanden,
Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
Glückliche, die ihr den Tag erfochten:
Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,
Zum Triumph des Vaterlands erwählt. —
Schwarz und traurig, wie auf Grabestrümmern,
Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht;
Doch begeisternd, wie mit Sternesschimmern,
Bricht der eine Tag durch unsre Nacht.

3. Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
Deine Strahlen laß uns treu bewahren,
Als Vermächtnis einer stolzen Zeit.
Überall im großen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingt's, und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

4. Und solange deutsche Ströme sausen,
Und solange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefallner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht:
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

5. Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte
Reißt der Mitwelt große Schuld entzwei.
Ihre Todesweihe lebt im Liede;
Doch umsonst such' ich die Pyramide,
Die der Denkstein ihrer Größe sei.
Auf dem Walplatz heiligten die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Irmensäule der Germanen
Sprach von der geschlagnen Römerschlacht.

6. In dem blut'gen Thal der Thermopylen,
Wo der Griechen freie Scharen fielen,
Grub in Marmor ihrer Brüder Dank:
„Wandrer! sag's den kinderlosen Eltern,
Daß fürs Vaterland auf diesen Feldern
Spartas kühne Heldenjugend sank!" —
Und Jahrtausende sind Staub geworden,
Jenes Marmors heil'ge Säule brach;
Doch in triumphierenden Accorden
Riesen's die Jahrhunderte sich nach,

7. Und erzählten, trotz dem Sturmgetöse
Ihrer Zeit, von der Heroengröße
Der Gefallnen und von Spartas Dank —
Groß war Griechenland durch seine Helden,
Aber größer noch durch sein Vergelten,
Wenn der Bürger für die Freiheit sank.
Jenseits lohnt ein Gott mit ew'gen Strahlen,
Doch das Leben will auch seinen Glanz.
Nur mit Ird'schem kann die Erde zahlen,
Und der Ölzweig windet sich zum Kranz.

8. Drum soll es die Nachwelt laut erfahren,
Wie auch deutsche Bürger dankbar waren,
Wie wir der Gefallnen That erkannt.
Daß ihr Tod uns Lebende ermutet,
Daß sie für Unwürd'ge nicht geblutet:
Das beweise, deutsches Vaterland! —
Deine Sänger laß in Liedern stürmen,
Und zum Steine füge kühn den Stein,
Und die Pyramide laß sich türmen,
Der gefallnen Brüder wert zu sein!

9. Nur glaub' nie, du schmücktest ihre Krone,
Wenn du deine goldnen Pantheone
Über ihre Grabeshügel wölbst!
Stolzes Volk! denkst du mit Marmorhaufen
Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen?
Deine Kuppeln ehren nur dich selbst.
Nur das Ew'ge kann das Ew'ge schmücken,
Erdenglanz welkt zur Vergessenheit.
Was die Zeiten brechen und erdrücken,
Ist gemein für die Unsterblichkeit.

10. Aber, Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eignen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut:
Zeig' dich wert der großen Todesweihe,
Dich, Germania, in alter Treue,
Männerstolze, kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt!
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Türme deines Ruhmes Monument!

11. Sieh umher bei fremden Nationen,
Wie sie dort ein mutig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt.
Jeder Sieg aus dunkler Wissenssphäre
Drängt sich in das Pantheon der Ehre,
Und der kühne Künstler steht bekränzt. —
Aber giebt es einen Preis im Leben,
Wo hinan nicht dieser Kampf gereicht?
Gut und Blut für Volk und Freiheit geben:
Nenn' die That, die sich der That vergleicht! —

12. Drum, mein Volk, magst du den Aufruf hören: —
Östreich! deine Toten sollst du ehren!
Wer zum deutschen Stamme sich bekennt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe,
Und so baue sich auf ihrem Grabe
Ihrer Heldengröße Monument;
Daß es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Mitwelt in den Strudel sank:
Diese Schlacht hat deutsches Volk geschlagen,
Dieser Stein ist deutschen Volkes Dank!

2. Der preußische Grenzadler.

Sei mir gegrüßt im Rauschen deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
Durch, edler Aar! Die Wolke muß dir weichen;
Fleug rächend auf von deiner Toten Hügel! —

Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute[1]) seh' ich welk verbleichen,
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen,
Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel.

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!

Was dann auch immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm! erkämpft er auch mit seinem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde.

1) Vgl. Körners Worte in seinem Aufruf „An das Volk der Sachsen": Die welke Raute des sächsischen Wappens wird herrlich aufblühen zum Kranze der Freiheit.

3. An die Königin Luise.

1. Du Heilige! hör' deiner Kinder Flehen,
Es dringe mächtig auf zu deinem Licht.
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel! Länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen,
Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt, und keinen siehst du beben,
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben.

2. Wir lagen noch in feige Schmach gebettet;
Da rief nach dir dein besseres Geschick.
An die unwürd'ge Zeit warst du gekettet,
Zur Rache mahnte dein gebrochner Blick.
So hast du uns den deutschen Mut gerettet. —
Jetzt sieh auf uns, sieh auf dein Volk zurück,
Wie alle Herzen treu und mutig brennen!
Nun woll' uns auch die Deinen wieder nennen.

3. Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heil'genbild, für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben,
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben,
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg.
Luise sei der Schutzgeist deutscher Sache,
Luise sei das Losungswort zur Rache!

4. Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
Wir stürzen uns voll Zuversicht hinein!
Und mögen tausend Flammenblitze regnen,
Und mögen tausend Tode uns umdräun:
Ein Blick auf deine Fahne wird uns segnen;
Wir stehen fest, wir müssen Sieger sein!
Wer dann auch fällt für Tugend, Recht und Wahrheit,
Du trägst ihn sanft zu deiner ew'gen Klarheit.

---

4. Letzter Trost.

(Beim Zurückzug der vereinigten Heere über die Elbe.)

1. Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,

Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer[1]),
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen.

2. Die Hölle braust auf in neuer Glut,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphieren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Rot muß ja der Morgen sich lösen.

3. Und galt es früherhin Mut und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend; der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm; jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!

4. Und die wir hier rüstig zusammenstehn
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen,
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wütriche hassen.

5. Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja, glücklich und frei sind die Toten.

6. Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freie Männer bestehn
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

---

1) Vergl. Vaterlandslied, das Bundeslied der Lützower, in IV, 2. 384.

5. Abschied vom Leben.

(Als ich schwer verwundet und hilflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.)

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Friedrich Rückert.

Friedrich Rückert, geboren am 16. Mai 1788 zu Schweinfurt am Main, widmete sich in Würzburg dem Studium der Rechte und der Sprachen. Wie schon 1809 es ihn drängte, in das österreichische Heer zum Kampfe wider Napoleon einzutreten, so beabsichtigte er auch 1813, sich unter die Freiheitskämpfer zu reihen, und nur die inständigen Bitten seiner Angehörigen ließen ihn den Entschluß aufgeben. Um so kräftiger aber bethätigte er seine edle vaterländische Gesinnung in feurigen Dichtungen. 1817 ging er nach Rom, wo er sich mit italienischer Poesie und orientalischen Sprachstudien beschäftigte. 1826 wurde er Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, 1841 an der Universität Berlin. 1848 trat er jedoch von der akademischen Laufbahn zurück und lebte seitdem meist auf seinem Landsitze Neuses bei Koburg, wo er am 31. Januar 1866 starb. Er ragt besonders als Lyriker hervor, dem Altmeister Goethe hierin ähnlich, und hat in seinen Liedern eine außerordentliche Fülle von Stoffen in den mannigfachsten Formen behandelt. In seinen „Deutschen Gedichten", zumal den „Geharnischten Sonetten" u. a. kämpft er gegen Napoleon und die Fremdherrschaft und nimmt daher eine hervorragende Stellung unter den Dichtern der Freiheitskriege ein. Besonders hat er aber auch die Poesie orientalischer Völker durch zahlreiche Übersetzungen, in denen er eine staunenswerte Form- und Sprachgewandtheit bekundet, uns näher gebracht. Viele seiner Dichtungen sind didaktischer Art; besonders hervorragend ist von diesen die „Weisheit des Brahmanen", das bedeutendste Lehrgedicht der Neuzeit.

Vgl. Der betrogene Teufel I, 223. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt I, 230. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen I, 231. Barbarossa I, 242. Kinderlied von den grünen Sommervögeln I, 267. Salomon und der Sämann II, 234. Das ruft so laut II, 314. Chidher III, 244. Die drei Gesellen III, 306. Wanderlied IV, 1. 308. Körners Geist IV, 2. 343. Die Straßburger Tanne IV, 2. 344. Vierzeilen und Sprüche II, 318 f.; III, 347; IV, 1. 325 f.

1. Aus den „Geharnischten Sonetten“.

1.

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich ins Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Was habt ihr denn noch großes Allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammenschließet?
Seit ihr den Kaiserscepter brechen ließet
Und euer Reich zerspalten, habt ihr keines.

Nur noch ein einziges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet;
Jetzt müßt ihr sie als euer einziges lieben.

Sie ist noch eu'r, ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.

2.

Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen putzend.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihn sich stellend, heben ihre Schäfte,
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein paar Dutzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellt, wie Riesen aus des Stromes Bette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Rette! Rette!

3.

O daß ich stünd' auf einem hohen Turme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang g'nug den Druck von eures Feindes Hufen.

Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang' darf man dich drücken?

4.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!"
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten."
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen?

Was schreibest, Dichter, du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

5.

Der blutdurchwirkte Vorhang ist gehoben,
Das Schicksal geht an seine Trauerspiele;
Der ernsten Spieler sind berufen viele,
Vielfach an Art und bunt an Garderoben.

Denkt ihr, den Kämpfern auf der Bühne droben
So zuzusehn von eurer niedern Diele?
Mit Stirn und Händen ohne Schweiß und Schwiele
So zuzusehn, zu tadeln und zu loben?

Mit nichten! Ihr seid auch zum Spiel berufen;
Wer Arme hat, hinauf, sie drein zu mischen!
Braucht ihr Zuschauer? die auch sind gerufen.

Der Väter Geister schauen aus den Nischen
Walhallas drein, und werden Beifall rufen
Dem braven Spieler und dem schlechten zischen.

6.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meine alten Zieten reiten.

Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen!"

7.

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen:
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh, sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heim zu tragen mit zerhau'nem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbren Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter!
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter!

8.

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blick' und schwören;
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte!

9.

Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande!
Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löten?

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube;
O eile du die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetösen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

---

2. Auf die Schlacht von Leipzig.

1. Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht,
So laut, wie die Schlacht
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet?

2. Drei Tag und drei Nacht,
Ohn' Unterlaß
Und nicht zum Spaß,
Hat die Schlacht gekracht.

3. Drei Tag und drei Nacht
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat euch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch ins gleiche gebracht.

4. Drei Nacht und drei Tag
Währte der Leipziger Lerchenfang;
Hundert fing man auf einen Gang,
Tausend auf einen Schlag.

5. Ei, es ist gut,
Daß sich nicht können die Russen brüsten,
Daß allein sie ihre Wüsten
Tränken mit Feindesblut.

6. Nicht im kalten Rußland allein,
Auch in Meißen,
Auch bei Leipzig an der Pleißen
Kann der Franzose geschlagen sein.

7. Die seichte Pleiß' ist von Blut geschwollen,
Die Ebenen haben
So viel zu begraben,
Daß sie zu Bergen uns werden sollen.

8. Wenn sie uns auch zu Bergen nicht werden,
Wird der Ruhm
Zum Eigentum
Auf ewig davon uns werden auf Erden.

---

3. Blücher und Gneisenau.

1. Der Blücher hat die Macht,
Der Gneisenau den Bedacht.
Drum hat's Gott wohl gemacht,
Der sie zusammengebracht;
Drum sei den beiden,
Den beiden
Ein Lebehoch gebracht!

2. Der Gneisenau in der Nacht
Hat guten Plan erdacht,
Der Blücher am Tage der Schlacht
Hat's drauf noch besser gemacht:
Drum sei den beiden,
Den beiden
Ein Lebehoch gebracht!

---

4. Die Gräber zu Ottensen.

Erstes Grab.

1. Zu Ottensen[1]) auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

2. Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,[2])
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

3. Die rufen weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet' einst ruft.

4. Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wütrich hat.

---

1) Dorf nahe bei Altona. 2) Im Jahre 1813 hatten mehr als 30 000 Einwohner Hamburg verlassen, weil sie die harten Maßregeln des französischen Marschalls Davoust nicht zu ertragen vermochten, und 1138 davon fanden in der Strenge des Winters ihr Grab in Ottensen.

5. Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen,
Wo finden wir Dach und Haus?

6. Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl? —
Die andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier zumal.

7. Die andern nahmen die Britten
Und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unsren Lauf.

8. Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsre Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

9. Ein ungeheuerer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Greuel
Ein dünner Rasen her.

10. Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

Zweites Grab.

1. Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

2. Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er samt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

3. Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.

4. Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug.

5. Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er:
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hierher;

6. Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

7. Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Not,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

8. Jetzt hat sich's hier gesenket,
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

9. Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

10. Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah
Und ruft wohl aus verwundert:
Ein Feldherr ward ich ja.

11. O Feldherrnamt wie grausend!
Um mich, den Feldherrn, her
Gelagert sind die Tausend,
Ein großes Schmerzensheer.

12. Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund
Der Tod hierher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

13. Daß ohne Totenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.

14. Ist keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Toten ihn?

15. Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.

16. Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl' ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt.

Drittes Grab.

1. Zu Ottensen, von Linden
Beschattet auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn.

2. Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

3. Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

4. Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

5. Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

6. Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indes in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

7. Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vorm Entweih'n.

8. Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen,
Gegangen dran vorbei.

9. Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

10. Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

11. Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

12. Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

13. Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hierher gestellt.

14. Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft;

15. Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen.

5. Die hohle Weide.

1. Der Morgentau verstreut im Thale
Sein blitzendes Geschmeide;
Da richtet sich im ersten Strahle
Empor am Bach die Weide.

2. Im Nachttau ließ sie niederhangen
Ihr grünendes Gefieder
Und hebt mit Hoffnung und Verlangen
Es nun im Frührot wieder.

3. Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet.

4. Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umrüftet.

5. Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu einem Stamm gehöret.

6. Doch wie die Lüfte drüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig' einander zu und tauschen
Noch Grüße wie Geschwister;

7. Und wölben überm hohlen Kerne
Wohl gegen Sturmes Wüten
Ein Obdach, unter welchem gerne
Des Liedes Tauben brüten.

8. Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?

9. Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen.

---

6. Deutschlands Heldenleib.

1. Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark;

2. Da vom Moder der Verwesung,
Wo du lagest schwer und tief,
Gott zu plötzlicher Genesung
Dich des neuen Lebens rief!

3. Wenn nur auf dem Bau der Glieder
Gleich ein kriegerisches Haupt
Oben wollte wachsen wieder,
Das man dir im Schlaf geraubt!

4. Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Statt ein Leib zu sein vereint,
Selber Leiber wollten scheinen,
Oder gar dem Ganzen feind!

5. Zu welch hohem Heldenleibe
Einer Riesin voller Mark
Könntest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark!

---

7. Aus der Jugendzeit.

1. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

2. Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

3. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

4. O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo!

5. O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

6. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

7. Wohl die Schwalbe kehrt', wohl die Schwalbe kehrt',
Und der leere Kasten schwoll —
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

8. Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

9. „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

8. Abendlied.

1. Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

2. Des Himmels Wolken tauten
Der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

3. Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruh'n.

4. Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

5. Nun hat der müde Sylphe
Sich unters Blatt gesetzt,
Und die Libell' am Schilfe
Entschlummert, taubenetzt.

6. Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt;
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

7. Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee,
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

8. Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach Haus.

9. Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

9. Vor den Thüren.

Ich habe geklopft an des Reichtums Haus;
Man reicht' mir 'nen Pfennig zum Fenster heraus.

Ich klopfte leis' an der Ehre Schloß;
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß."

Ich habe gesucht der Arbeit Dach;
Da hört' ich drinnen nur Weh und Ach.

Ich suchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es niemand weit und breit.

Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.

Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für viele im Grab noch Rast.

10. Reinigkeit.

(Ghasel.)

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand.

Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand.

Rein von Erdentrutz das Herz,
Und von Gier der Lippe Rand.

Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand;

Daß einsprechen könn' im Haus
Reiner Gast aus Himmelsland.

Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.

Sohn! die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.

Rein gehalten Hand und Mund!
Rein gehalten dein Gewand!

---

11. Aus „Die Weisheit des Brahmanen".

1.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

2.

Behalte, was ich hier dir nicht will vorenthalten,
Vier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten.
Dir geben einen Halt, im Leben einen Stab,
Der Worte vier: Halt ein! Halt aus! Halt an! Halt ab!
Halt ein den Zorn, die Gier und jede Leidenschaft;
Halt aus, was dich betrifft, mit starker Seelenkraft.
Halt an zum Guten, wen und wo du Macht gewannst;
Halt ab vom Bösen, wen, von Übel, was du kannst.
Behalt und halte dies, und ordne dein Verhalten
Danach, so wirst du dich und wirst die Welt erhalten.

3.

Verlier', o Jüngling, nur Geduld und Hoffnung nicht;
Richt' auf die Welt Vertraun, auf Gott die Zuversicht,
An dich die Forderung, zu kämpfen als ein Mann,
Und freue dich am Kampf, wenn dir der Sieg entrann.
Wenn er dir oft entrann, wird er nicht stets entrinnen;
Nur wer noch nichts gewann, hat alles zu gewinnen.

Mir selber ist, was mir gelang, gar spät gelungen,
Doch mehr nun freut mich, daß ich rang, als was errungen.
Ich wünsche nicht, daß sie so gar lang hin dich halten,
Doch gut ist's, daß sie Zeit dir gönnen zum Entfalten.

4.

Der große Astronom sprach: Alle Himmelsflur
Hab' ich durchforscht und nicht entdeckt von Gott die Spur
Hat er nicht recht gesagt? Bei Mond- und Sonnenflecken,
Im Sternennebel dort, ist Gott nicht zu entdecken.
Des Sehrohrs Scharfblick sieht den Unsichtbaren nicht,
Den nicht berechnen kann Zahl, Größe, Maß, Gewicht.
Wer Gott will finden dort, der muß ihn mit sich bringen;
Nur wenn er ist in dir, siehst du ihn in den Dingen.

5. Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen wohl ins Haus,
Allein die Thätigkeit wirft ihn zur Thür hinaus.

6. Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an,
Und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist gethan.

7. Am besten machst du gleich dein Ding im Anfang recht;
Nachbesserung macht oft Halbgutes völlig schlecht.

8. Gar vieles lernt man, um es wieder zu vergessen;
Um an dem Ziel zu stehn, muß man die Bahn durchmessen.

9. Die Nüsse giebt dir Gott, dazu die Zähn' im Backen;
Die Nüsse knackt er dir nicht auf, du mußt sie knacken.

10. Am Ende deiner Bahn ist gut Zufriedenheit;
Doch wer am Anfang ist zufrieden, kommt nicht weit.

---

12. Aus den „Makamen des Hariri“.[1])

Die beiden Gulden.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Mich hielt mit frohen Genossen — ein trauter Kreis umschlossen, — von welchem eingeschlossen — war Geselligkeit — und Gefälligkeit — und ausgeschlossen Mißhelligkeit. — Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder spielten, — und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — mit Geschichten

1) Die Makame (arabisch = Sitzung, Unterhaltung), dem arabischen Dichter Hariri von Rückert nachgebildet, ist eine Dichtung ohne strophische Gliederung, welche aus unregelmäßigen Reihen metrisch ungleichmäßiger, aber gereimter Sätze besteht (orientalische Knittelverse) und zuweilen aus Versen und Prosa gemischt ist.

— und Berichten — und Gedichten, — trat herein ein Mann mit gebrechlichem Mantel — und schwächlichem Wandel, — der den einen Fuß schleifte — und auf einen Stab sich steifte; — der sprach: O ihr köstlichen Steine der Schreine! — o ihr tröstlichen Scheine der Reine! — Froh gehen euch auf die Tage — und unter ohne Klage! — Freundlich weck' euch der Frühschein, — und lieblich schmeck' euch der Frühwein! — Seht einen Mann, der einst besessen — Haus und Hof, Esser und Essen, — Weiden und Weidende, — Kleider und zu Kleidende; — Gabe, zu schenken, — Labe, zu tränken, — Äcker und Äste, — Feste und Gäste. — Doch es schnob der Sturm des Leides, — und es grub der Wurm des Neides, — und der Einfall der Unfälle — brach über des Glückes Schwelle; — bis mein Hof leer ward — und dünne mein Heer ward, — mein Brunnen erschöpft, — mein Wipfel geköpft, — mein Lager staubig, — mein Barthaar straubig, — mein Gesinde murrend, — meine Hunde knurrend; — im Stalle kein Rossegestampf, — in der Halle kein Feuerdampf; — daß mir der Neider — ward zum Mitleider, — und der Schadenfroh — vor meinem Schaden floh. — In des Unglücks Klammer, — in der Armut Jammer — ward unser Schuh die Schwiel' am Fuß, — und unsre Speise der Verdruß. — Wir schnürten knapp den Leib zusammen, — um zu ersticken des Hungers Flammen. — Ausging uns des Stolzes Befiederung — und wir wohnten in der Niederung. — Statt Rosse blutig zu spornen, — gingen wir uns wund auf Dornen. — Der Tod bleibt unsere Zuflucht vor Bedrängnis; — wir klagen an das säumende Verhängnis. — Oder ist hier ein Beirätiger, — Menschenfreundlicher, Gutthätiger, — der einen Kraftlosen, Haftlosen stütze, — ein Tröpflein der Milde auf einen Saftlosen spritze? — Bei dem, der mich hat entsprossen lassen von Kaile![1]) — der den Mangel mir gab zu teile! — ich habe nicht, wo ich die Nacht verweile.

Hareth Ben Hemmam spricht: Um seine Notdurft zu letzen — und zugleich seinen Witz auf eine Probe zu setzen, — nahm ich ein Goldstück und wies es — und sagte: Dein ist dieses, — wenn du uns in Versen sein Lob lässest hören. — Und auf der Stelle ließ er sprudeln seine Brunnenröhren:

Gesegnet sei der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zu Haus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht alswie ein edler Gast von Hand zu Hand,
Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rat bekannt.

1) Name eines arabischen Stammes.

Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaubrer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand,
Der Schwachen Kräfte giebt und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertraun einflößet, das mit Stolz ermannt.
Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenngleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt.
Er ist des Königs Kron' und seiner Herrschaft Pfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Und wie er war am Ende, — streckte er seine Hand nach der Spende — und rief: Wer verspricht, muß segnen; — die Wolke, die donnert, muß regnen. — Da gab ich ihm das Goldstück hin — und sprach: Sei es dir zum Gewinn! — Er schob es in seinen Mund — und sprach: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht' er sich auf, von dannen zu wanken, — mit Grüßen und Danken. — Doch der Duft des Geistes, den er verstreute, — berauschte mich so, daß ich nicht Aufwand scheute. — Ein zweites Goldstück nahm ich aus der Tasche — und sprach: Da hasche! — Dieses ist dein, wenn du nach seinem Adel — uns nun auch hören lässest seinen Tadel. — Da ließ er auf der Stelle — noch einmal rauschen die Welle:

Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht,
Dem kalten Herzen und dem Lächeln, das besticht!
Er ziert sich wie ein Liebchen, und wer liebt es nicht?
Und wie Verliebte schmachtet er, der Bösewicht.
Er stammt vom Abgrund, aus den Finsternissen dicht,
Doch überstrahlt sein falscher Schein der Sonne Licht;
Die Wahrheit dringt nicht durch das Trugnetz, das er flicht.
Er giebt der Welt in allem Bösen Unterricht,
Lehrt, wie man falsche Eide schwört und Treue bricht.
Er ist's, um den man streitet, tobt und kämpft und ficht,
Er ist's, der aus des Richters Mund dein Urteil spricht,
Um den der Dieb die Hand verliert am Hochgericht.
Für ihn verkauft man seinen Glauben, seine Pflicht,
Für ihn erkauft der Schlechte sich ein Lobgedicht.
Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht;
Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht.
Das schlimmste ist: Wer ihn bewahrt, dem nutzt er nicht;
Und wer ihn nutzt, der thut dadurch auf ihn Verzicht.
Darum verachtet ihn ein edler Mann und spricht:
Du Taugenichts, hinweg von meinem Angesicht!

Ich rief: Gott müsse deinen edlen Mund vergulden! — Doch er rief: Versprechen macht Schulden! — und ich gab ihm den zweiten Gulden — und sprach: Verwend' ihn zum Erwerb von Gottes Hulden! — Er schob ihn mit Dankgeflüster — in den Mund zu seinem Geschwister — und hinkte ab am Stabe, — preisend Geber und Gabe.

Hareth Ben Hemmam spricht: Mir sagte das Herz, es sei Abu Seid,[1]) — und seine Lahmheit ein angelegtes Kleid. — Ich hielt ihn an und rief: Bei Gottes Gnade! — dein Witz verriet dich; warum gehst du nicht grade? — Er sprach: Und bist du der Hareth? — So bleibe mir ewig schwarz gehaaret, — der Lust gepaaret, — den Frohen und Edlen geschalret! — Ich sprach: Ich bin der Hareth Ben Hemmam; — wie geht es mit dir und deinem Kram? — Er sprach: Bald frisch, bald lahm; — ich segle mit zweierlei Winden, — gelinden und ungelinden. — Ich sprach: Du solltest dich schämen, — Zuflucht zu einem Gebrechen zu nehmen. — Da verfinsterten sich seine Mienen, — und er sprach: Laß dir dienen!

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken,
Ich hink', um zu essen, ich hink', um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken,
Ich hinke, wo Gulden entgegen mir blinken.
Was man nicht erfliegen kann, muß man erhinken.
Viel besser ist hinken, als völlig zu sinken.
Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde zu hinken.[2])

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland, am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, stammte aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie. Auf der Universität seiner Vaterstadt widmete er sich der Rechtswissenschaft und der mittelalterlichen Litteratur, und diese Studien erweiterte er 1810 in Paris, wo die Schätze der kaiserlichen Bibliothek ihm reiche Ausbeute gewährten. In die Heimat zurückgekehrt, lebte er neben seinem juristischen Berufe mit Eifer der Dichtkunst und begleitete den Freiheitskampf, von dem er

1) Alle Makamen haben die gleiche Einkleidung: jede wird vorgetragen von einem Erzähler, Hareth Ben Hemmam, der zum Eingang berichtet, wie er von Reiselust oder von Geschäften da oder dorthin geführt, diesen oder jenen Vorgang gesehen habe, wobei dann immer Abu Seid von Serug, der eigentliche Held der Makamen, unter irgend einer Maske handelnd auftritt.

2) Der Koran sagt bei Gelegenheit einer Aufmahnung zum heiligen Kampfe: „Doch wer hinkt, für den ist's keine Sünde" (nämlich vom Kampfe wegzubleiben).

wegen Württembergs Stellung persönlich fern gehalten wurde, mit innigster Teilnahme, welcher er in mancher Dichtung Ausdruck gab. In den ersten Jahren des Friedens erschienen seine gesammelten Gedichte und seine Dramen. Seine ausgezeichneten Arbeiten auf dem Gebiete der älteren deutschen Litteratur verschafften ihm 1829 eine Professur an der Landesuniversität. Allein schon seit 1820 hatte er seine Hauptthätigkeit dem politischen Leben seines Vaterlandes zugewendet, und so wirkte er auch 1848 als Abgeordneter in Frankfurt a. M. Danach ins Privatleben zurückgetreten, starb er am 13. November 1862 in seiner Vaterstadt.

Uhlands dichterische Thätigkeit fällt größtenteils in sein frühes Mannesalter. Mit einigen seiner Gedichte reiht er sich den Sängern der Freiheitskriege an; aber weder hierin noch in seinen Dramen liegt seine Hauptbedeutung, sondern in seinen Liedern, Romanzen und Balladen, welche letzteren denen Goethes und Schillers ebenbürtig sind.[1])

In einigen seiner epischen Dichtungen hat Uhland die von ihm erneuerte Nibelungenstrophe verwendet, mit folgendem dem Alexandriner ähnlichen, aber dessen Eintönigkeit glücklich vermeidenden Metrum, das viermal sich wiederholt:

◡ ◡́ ◡ ◡́ ◡ ◡́ ◡ | ◡ ◡́ ◡ ◡́ ◡ ◡́

Beispiel: Es stánd in álten Zéiten | ein Schlóß so hóch und hého.

Lieder: Die Einkehr s. Teil I, 269. Der gute Kamerad I, 277. Des Knaben Berglied I, 278. Schäfers Sonntagslied II, 293. Lob des Frühlings II, 299. Die Ulme zu Hirsau IV, 1. 311. Das Schloß am Meere IV, 1. 314. Zimmerspruch II, 292.

Kleine epische Erzählungen: Der weiße Hirsch, Die Rache, Siegfrieds Schwert Das Schwert. Teil I, 222. 223. 236. 237.

Balladen und Romanzen: Roland Schildträger, Der blinde König, Graf Richard Ohnefurcht, Schwäbische Kunde II, 263. 268. 269. 274. Der Schenk von Limburg, König Karls Meerfahrt, Taillefer III, 268. 274. 279. Harald, Das Glück von Edenhall IV, 1. 248 f. Des Sängers Fluch, Ver sacrum, Tells Tod IV, 2. 308. 328. 337. Graf Eberhard der Rauschebart III, 281 f. Ferner Bertran de Born (s. S. 477).

Dramen: Herzog Ernst von Schwaben, daraus Die Kaiserwahl IV, 1. 263; Ludwig der Bayer.

1) Mit Uhland bildeten den „schwäbischen Dichterkreis" besonders Gustav Schwab, geb. 1792 zu Stuttgart, gest. 1850, von welchem Das Gewitter, Der Reiter und der Bodensee, Das Mahl zu Heidelberg (III, 289), sowie eine Bearbeitung fremder und heimischer Sagen (I, 62—69, II, 48 f., III, 44) herrühren; — Justinus Kerner, geb. 1786 zu Ludwigsburg, gest. 1862; von ihm: Der reichste Fürst (I, 244), Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe (II, 276), Wanderlied: Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein! (III, 322); — Wilhelm Hauff, geb. 1802 zu Stuttgart, gest. 1827, dessen Soldatenlieder, z. B. Reiters Morgengesang (I, 277), und Märchen (II, 125) nebst dem Roman „Lichtenstein" hervorzuheben sind.

1. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder;
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden;
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

3. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

4. Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

5. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell ein Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

6. Freie Kunst.

1. Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

2. Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

3. Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

4. Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

5. Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein.

6. Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchimie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

7. Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

8. Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und tot,
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

---

7. Trinklied.

1. Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an den wilden Wald,
Darin die Stürme sausen,
Wir hören, wie das Jagdhorn schallt,
Die Ross' und Hunde brausen,
Und wie der Hirsch durchs Wasser setzt,
Die Fluten rauschen und wallen,
Und wie der Jäger ruft und hetzt,
Die Schüsse schmetternd fallen.

2. Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an das wilde Meer
Und hören die Wogen brausen,
Die Donner rollen drüber her,
Die Wirbelwinde sausen.
Ha, wie das Schifflein schwankt und dröhnt,
Wie Mast und Stange splittern,
Und wie der Notschuß dumpf ertönt,
Die Schiffer fluchen und zittern!

3. Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an die wilde Schlacht,
Da fechten die deutschen Männer,
Das Schwert erklirrt, die Lanze kracht,
Es schnauben die mut'gen Renner.
Mit Trommelwirbel, Drommetenschall,
So zieht das Heer zum Sturme;
Hin stürzet von Kanonenknall
Die Mauer samt dem Turme.

4. Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.
So denken wir an den jüngsten Tag
Und hören Posaunen schallen,
Die Gräber springen von Donnerschlag,
Die Sterne vom Himmel fallen;
Es braust die offne Höllenkluft
Mit wildem Flammenmeere,
Und oben in der goldnen Luft
Da jauchzen die sel'gen Chöre.

5. Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.
Und nach dem Wald und der wilden Jagd,
Nach Sturm und Wellenschlage
Und nach der deutschen Männer Schlacht
Und nach dem jüngsten Tage,
So denken wir an uns selber noch,
An unser stürmisch Singen,
An unser Jubeln und Lebehoch,
An unsrer Becher Klingen.

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauschet und was brauset.

8. Lied eines deutschen Sängers.

1. Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir alles Tand;
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: Fürs Vaterland!

2. Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.
Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

3. Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

9. Die Siegesbotschaft.

(1814.)

1. Es war so trübe, dumpf und schwer,
Die schlimme Sage schlich umher,
Sie krächzte, wie zur Dämmerzeit
Ein schwarzer Unglücksvogel schreit.

2. Die schlimme Sage schlich im Land
Mit schnöder Schattenbilder Tand,
Sie zeigte Zwietracht und Verrat,
Vernichtung aller edeln Saat.

3. Des Bösen Freunde trotzen schon,
Sie lachen hämisch, sprechen Hohn;
Die Guten stehen ernst und still
Und harren, was da werden will.

4. Da schwingt sich's überm Rhein empor
Und bricht den düstern Wolkenflor:
Ist's stolzer Adler Sonnenflug?
Ist's tönereicher Schwäne Zug?

5. Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Viktoria! mit uns ist Gott.

10. An das Vaterland.

1. Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

2. Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

11. Am 18. Oktober 1816.

1. Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich:

2. „Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch, was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß ihr darein die Finger legt.

3. Ihr Fürsten, seid zuerst befraget!
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

4. Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

5. Ihr Weisen, muß man euch berichten,
Die ihr doch alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

6. Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht.
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

7. Was ich gesollt, hab' ich gesungen,
Und wieder schwing' ich mich empor;
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

---

12. Den Landständen zum Christophstag 1817.

1. Und wieder schwankt die ernste Wage,
Der alte Kampf belebt sich neu;
Jetzt kommen erst die rechten Tage,
Wo Korn sich sondern wird von Spreu,
Wo man den Falschen von dem Treuen
Gehörig unterscheiden kann,
Den Unerschrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

2. Den wird man für erlaucht erkennen,
Der von dem Recht erleuchtet ist,
Den wird man einen Ritter nennen,
Der nie sein Ritterwort vergißt,
Den Geistlichen wird man verehren,
In dem sich regt der freie Geist,
Der wird als Bürger sich bewähren,
Der seine Burg zu schirmen weiß.

3. Jetzt wahret, Männer, eure Würde!
Steht auf zu männlichem Entscheid,
Damit ihr nicht dem Land zur Bürde,
Dem Ausland zum Gelächter seid!
Es ist so viel schon unterhandelt,
Es ist gesprochen fort und fort,
Es ist geschrieben und gesandelt:
So sprecht nun euer letztes Wort!

4. Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück!
Daß ihr vom Rechte nichts vergeben,
Sei euch ein lohnend stolzes Glück!
Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf.

---

13. Münstersage.

1. Am Münsterturm, dem grauen,
Da sieht man groß und klein
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägt's der Stein.

2. Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

3. Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Turm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

4. Da zuckt in seiner Grube
Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

5. Im großen Bau ein Gären,
Als wollt er' wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

6. Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt,
Doch ist er stehn geblieben
Und längst mit Preis genannt.

7. Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Turm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?

---

14. Bertran de Born.[1])

1. Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Der die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

2. Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermessner Prahlerei,
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nötig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!"

3. „Wie du sagst, mein Herr und König,
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,[2])
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

4. Deine Tochter saß im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut.
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut,
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war betaut.

5. Aus des Ölbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.

1) Bertran de Born, Herr des südfranzösischen Schlosses Hautefort oder Autafort (= Hochfeste), ein großer Held und Sänger, wurde von seinem Lehnsherrn Heinrich II. von England, gegen den er im Bunde mit dessen Sohne gekämpft hatte, schließlich besiegt und gefangen genommen im J. 1183.

2) Landschaften in Südfrankreich.

Schnell war ihm das Roß gegürtet,
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts[1]) Thor.

6. Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Über Meer, Gebirg und Thal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

7. Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft."

8. Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Toten,
Die verzeihend ihm gebührt!
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Wilhelm Müller.

Wilhelm Müller wurde am 7. Oktober 1794 zu Dessau geboren studierte in Berlin Philologie und Geschichte, unterbrach aber 1813 das Studium, um an dem Befreiungskriege teilzunehmen, und kehrte danach auf die Universität zurück, wo er im Verein mit gleichstrebenden Freunden der Poesie sich widmete. Auf dem Wege, eine Reise nach dem Orient zu unternehmen, wurde er von den Schätzen und Reizen Italiens gefesselt und verweilte daselbst bis 1819. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer am Gymnasium zu Dessau und herzoglicher Bibliothekar daselbst, doch rief ihn ein frühzeitiger Tod ab im Jahre 1827.

Aus seiner Wanderlust und Freude an der Natur und dem Leben entsprangen seine im rechten Volkstone gehaltenen, frischen, innigen Naturlieder, Wander-, Wein- und Liebeslieder, die zu einem guten Teile im Munde des Volkes leben. Seine Begeisterung für den Befreiungskampf der Griechen (1821 bis 1829) schuf die „Griechenlieder", welche Müllers Ruhm begründeten. Neben diesen lyrischen Dichtungen sind auch seine Epigramme zu nennen, sowie seine Ballade „Der Glockenguß zu Breslau".

Frühlings Einzug, Das Frühlingsmahl I, 259. 260. Der kleine Hydriot II, 245. Morgenlied III, 317. Est est! IV, 1. 258. Epigramm IV, 1. 326.

---

1) In der Grafschaft Perigord.

1. Wanderschaft.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

3. Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern.

---

2. Wohin?

1. Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

2. Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rat mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

3. Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach;
Und immer frischer rauschte
Und immer heller der Bach.

4. Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

5. Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein:
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

6. Laß singen, Gesell, laß rauschen
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

---

3. Vineta.

1. Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

2. In der Fluten Schoß hinabgesunken,
Blieben unten ihre Trümmer stehn;
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel sehn.

3. Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendrot,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch ringsumher die Klippe droht. —

4. Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt;
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

5. Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

6. Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Widerschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

---

4. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' hohem Turm.
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
10 Aus dem Lande meiner Väter?" Und die Wimper ward ihm schwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? — und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Mut!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
20 Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!"
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt!

---

5. Lied vor der Schlacht.

Wer für die Freiheit kämpft und fällt, des Ruhm wird blühend stehn,
Solange frei die Winde noch durch freie Lüfte wehn,
Solange frei der Bäume Laub noch rauscht im grünen Wald,
Solang' des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wallt,
Solang' des Adlers Fittich frei noch durch die Wolken fleugt,
Solang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen steigt.

Wer für die Freiheit kämpft und fällt, des Ruhm wird blühend stehn,
Solange freie Geister noch durch Erd' und Himmel gehn.
Durch Erd' und Himmel schwebt er noch, der Helden Schattenreihn,
10 Und rauscht um uns in stiller Nacht, in hellem Sonnenschein,
Im Sturm, der stolze Tannen bricht, und in dem Lüftchen auch,
Das durch das Gras auf Gräbern spielt mit seinem leisen Hauch.
In ferner Enkel Hause noch um alle Wiegen kreist
Auf Hellas' heldenreicher Flur der freien Ahnen Geist;
Der haucht in Wunderträumen schon den zarten Säugling an
Und weiht in seinem ersten Schlaf das Kind zu einem Mann;
Den Jüngling lockt sein Ruf hinaus mit nie gefühlter Lust
Zur Stätte, wo ein Freier fiel: da greift er in die Brust
Dem Zitternden, und Schauer ziehn ihm durch das tiefe Herz,
20 Er weiß nicht, ob es Wonne sei, ob es der erste Schmerz.
Herab, du heil'ge Geisterschar, schwell' unsre Fahnen auf,
Beflügle unsrer Herzen Schlag und unsrer Füße Lauf;
Wir ziehen nach der Freiheit aus, die Waffen in der Hand,
Wir ziehen aus auf Kampf und Tod für Gott, fürs Vaterland!
Ihr seid mit uns, ihr rauscht um uns, eu'r Geisterodem zieht
Mit zauberischen Tönen hin durch unser Jubellied;
Ihr seid mit uns, ihr schwebt daher, ihr aus Thermopylä,
Ihr aus dem grünen Marathon, ihr von der blauen See,
Am Wolkenfelsen Mykale, am Salaminerstrand,
30 Ihr all aus Wald, Feld, Berg und Thal im weiten Griechenland!

Wer für die Freiheit kämpft und fällt, des Ruhm wird blühend stehn,
Solange frei die Winde noch durch freie Lüfte wehn,
Solange frei der Bäume Laub noch rauscht im grünen Wald,
Solang' des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wallt,
Solang' des Adlers Fittich frei noch durch die Wolken fleugt,
Solang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen steigt.

6. Epigramme.

1. Schätzung des Lebens.

Ein schönes Leben wird gefunden,
Zerlegst du es in Tag' und Stunden.

2. Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort:
Eine Handvoll wirf zum Thor heraus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

3. Disharmonie.

Erzähl' dein Glück dem Unglück nicht, dein Unglück nicht dem Glück!
Hier klingt dir Leid auf deine Lust, dort Lust auf Leid zurück.

4. Armut und Freundschaft.

Wenn die Armut durch die Thür kommt geschlichen in das Haus,
Stürzt auch schon die falsche Freundschaft aus dem Fenster sich heraus.

5. Leer lärmt am meisten.

Stößt du an ein leeres Faß, dröhnend wälzt sich's um und um;
Ist mit Wein es angefüllt, bleibt es liegen fest und stumm.

Nikolaus Lenau.

Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, wie dieser Dichter eigentlich hieß, war am 13. August 1802 in Ungarn geboren, studierte in Wien, bereiste 1832 Nordamerika und hielt sich später in Stuttgart, Wien und Ischl auf. Schon früh kränkelte er, religiöse Zweifel und trübe Stimmungen quälten seine Seele, und im Jahre 1844 verfiel er völlig in Wahnsinn; im Irrenhause zu Döbling bei Wien starb er am 22. August 1850. Seine Gedichte geben Zeugnis von den Kämpfen, die sein Inneres bewegten; in vielen derselben schildert er in trefflicher Weise Natur und Leben seiner Heimat.

Der Postillon III, 270. Die Werbung, Die Heideschenke IV, 2. 310. 311.

1. Primula veris.

I.

1. Liebliche Blume,
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

2. Leiser denn alle
Blumen der Wiese
Hast du geschlummert,
Liebliche Blume
Primula veris!

3. Dir nur vernehmbar
Lockte das erste
Sanfte Geflüster
Weckenden Frühlings,
Primula veris!

4. Mir auch im Herzen
Blühte vorzeiten,
Schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

II.

1. Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

2. Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

3 Frühling ist kommen,
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

4. Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

5. Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

6. Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

2. Herbstklage.

1. Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

2. Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

3. Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahin geschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
Hat dein Herz sein Glück gefunden?

4. Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

3. Schilflied.

1. Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

2. Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

3. Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

4. Winternacht.

1. Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

2. Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

3. Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen sein
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

---

5. Seemorgen.

1. Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut.
Wie wandern wir so schnelle!

2. Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

3. Das Schiff, voll froher Wanderlust,
Zieht fort unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten;

4. Gewirkt von goldner Strahlenhand,
Aus dem Gesprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

5. Soweit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

6. Daß ich so lang euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüte!
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

7. Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

---

6. Abendbild.

(Sapphische Ode.)

1. Stille wird's im Walde; die lieben kleinen
Sänger prüfen schaukelnd den Ast, der durch die
Nacht dem neuen Fluge sie trägt, den neuen
Liedern entgegen.

2. Bald versinkt die Sonne; des Waldes Riesen
Heben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen.

3. Schon verstummt die Matte; den satten Rindern
Selten nur enthallt das Geglock am Halse,
Und es pflückt der wählende Zahn nur lässig
Dunklere Gräser.

4. Und dort blickt der schuldlose Hirt der Sonne
Sinnend nach; dem Sinnenden jetzt entfallen
Flöt' und Stab, es falten die Hände sich zum
Stillen Gebete.

---

7. Das Posthorn.

1. Still ist schon das ganze Dorf,
Alles schlafen gangen,
Auch die Vöglein im Gezweig,
Die so lieblich sangen.

2. Dort in seiner Einsamkeit
Kommt der Mond nun wieder,
Und er lächelt still und bleich
Seinen Gruß hernieder;

3. Nur der Bach, der nimmer ruht,
Hat ihn gleich vernommen,
Lächelt ihm den Gruß zurück,
Flüstert ihm: „Willkommen!“

4. Mich auch findest du noch wach,
Lieber Mond, wie diesen;
Denn auf immer hat die Ruh
Mich auch fortgewiesen.

5. Mich umschlingt kein holder Traum
Mit den Zauberfäden,
Hab' mit meinem Schmerze noch
Manches Wort zu reden. —

6. Ferne, leise hör' ich dort
Eines Posthorns Klänge,
Plötzlich wird mir um das Herz
Nun noch eins so enge.

7. Töne, Wandermelodei,
Durch die öden Straßen;
Wie so leicht einander doch
Menschen sich verlassen!

8. Lustig rollt der Wagen fort
Über Stein und Brücken,
Stand nicht wer an seinem Schlag
Mit verweinten Blicken?

9. Mag er stehn! Die Thräne kann
Nicht die Rosse halten;
Mag der rauhe Geißelschwung
Ihm die Seele spalten!

10. Schon verhallt des Hornes Klang
Ferne meinem Lauschen,
Und ich höre wieder nur
Hier das Bächlein rauschen.

11. Ich gedenke bang und schwer
Aller meiner Lieben,
Die in ferner Heimat mir
Sind zurückgeblieben.

12. Diese schöne Sommernacht
Muß vorübergehen,
Und mein Leben ohne sie
Einsamkeit verwehen.

13. Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Turme;
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

14. Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

---

8. Die Ferne.

1. Des Berges Gipfel war erschwungen,
Der trotzig in die Tiefe schaut;
Natur, von deinem Reiz durchdrungen,
Wie schlug mein Herz so frei, so laut!

2. Behaglich streckte dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Türmen, Wald und Flur, und wand sich
Der Ströme Zier ums bunte Kleid;

3. Hier stieg es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit Eis und Schnee das Haupt umgossen,
Vertrat den Wolken ihre Bahn.

4. Bald hing mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen, schroff und wild;
Bald war die Seele still versunken
Dort in der Ferne Rätselbild.

5. Die dunkle Ferne sandte leise
Die Sehnsucht, ihre Schwester, mir,
Und rasch verfolgt' ich meine Reise
Den Berg hinab, zu ihr, zu ihr.

6. Wie manchen Zauber mag es geben,
Den die Natur auch dort ersann;
Wie mancher Biedre mag dort leben,
Dem ich die Hand noch drücken kann!

Anastasius Grün,

mit seinem wirklichen Namen Anton Alex. Graf von Auersperg, wurde 1806 zu Laibach in Krain geboren, studierte in Wien und Graz, lebte abwechselnd in Wien und auf seinen Gütern im Herzogtum Krain und starb hochgefeiert am 12. Sept. 1876. Von seinen Dichtungen sind hervorzuheben: Der letzte Ritter, in dem er einzelne Begebenheiten aus dem Leben Maximilians I. behandelt, Spaziergänge eines Wiener Poeten und Schutt. Humoristisch sind seine Nibelungen im Frack und Der Pfaff von Kahlenberg.

1. Der letzte Dichter.

1. „Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

2. Ist nicht schon längst geleeret
Des Überflusses Horn?
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft nicht jeder Born?" — —

3. Solang der Sonnenwagen
Am Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

4. Solang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

5. Solang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

6. Solang die Nacht den Äther
Mit Sternensaat besät,
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;

7. Solang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt,
Solang der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

8. Solang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blühn,
Solang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprühn;

9. Solang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran,
Solang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

10. So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

11. Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —

12. Noch hält der Herr in Händen
Den Weltball unverrückt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

13. Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub versprüht:

14. Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied!

---

2. Der Ring.

1. Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland.

2. In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

3. Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt.

4. Ei, lustiggrüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

5. Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

6. Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht,
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

7. Und Städte mit blanken Kuppeln
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich!

8. Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

9. O schönes Bild, zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

3. Begrüßung der Adria.

1. Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungschwer
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

2. Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wehmut sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein teures Grab begrüßt?

3. Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du.
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu;

4. Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal. —

5. Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

6. Denn ein unermessner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keime deckt und Schätze
Dein krystallner Busen zu.

7. Wie des Gartens üpp'ge Wiesen
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

8. Wie im Garten stille Wandler,
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend, hin und her. —

9. Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen, Ocean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann;

10. Da doch auch der höchste Jubel
Mir vom Aug' als Thräne rollt,
So wie Abendschein und Frührot
Stets nur Tau den Bäumen zollt

11. Zu dem Herrn empor mit Thränen
War mein Aug' im Dom gewandt,
Und mit Thränen grüßt' ich wieder
Jüngst mein schönes Vaterland;

12. Weinend öffnet' ich die Arme,
Als ich der Geliebten nah;
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wo ich dich zuerst ersah.

4. Der Zweikampf.

(Aus: „Der letzte Ritter".)

1. Allmorgens, wenn das Frührot durch Goldgewölke stob
Und glühende Purpurrosen um Berg' und Türme wob,
Da sprengt' ein fränkischer Ritter zum deutschen Lagerfeld
Und trabt' auf stolzem Rosse ringsum von Zelt zu Zelt.

2. Der zog mit höhnischem Lächeln die bärt'gen Lippen schief
Und hielt vor jedem Zelte, schlug an den Schild und rief:
„Heraus, du kühner Deutscher, der mit mir wagt den Streit,
Zur Ehre seines Landes, zur Ehre seiner Maid!"

3. Sie ließen's ihn so treiben — das waren Deutsche nicht!
Ein jeder blieb im Zelte und that, als hört' er's nicht!
Drauf sprengte der tolle Ritter in stolzem Satz davon,
Und wie zehntausend Teufel scholl ferne noch sein Hohn.

4. Und wieder flammt' im Osten der lichte Purpurschein,
Und wieder brach den Landen der goldne Tag herein,
Und wieder sprengt' der Franzmann zum Lagerfeld die Bahn,
In Erzgewand gerüstet vom Fuß zum Haupt hinan.

5. Ein roter Helmbusch wogte kühn um sein stolzes Haupt,
Mit roten Federn hatt' er des Rosses Stirn umlaubt,
Um seine Schultern spielte ein rotes Wappenkleid,
Des Rosses Rücken deckte manch purpurrot Geschmeid.

6. Und eine Schärpe trug er, so rot wie junges Blut,
Die Farbe hat er erwählet, die Farbe läßt ihm gut,
Denn von des Meeres Borden bis tief ins Franzenland
War er „der große Würger" von alt und jung genannt.

7. Und wieder zog er höhnisch die bärt'gen Lippen schief
Und sah aufs deutsche Lager, pocht' an den Schild und rief:
„Heran, du wackrer Deutscher, der mit mir prüft die Wehr,
Zur Ehre seiner Dame, zu seines Landes Ehr'!"

8. Dem Vollmond gleich, wenn plötzlich er durch Gewölk sich drängt,
Kam jetzt auf schnellem Zelter ein Rittersmann gesprengt,
Der hat sein kühnes Antlitz in Gittererz vermummt,
Ihn kennt nicht Frank' und Deutscher, und alles rings verstummt.

9. Auf seinem Helme zeigt sich kein schmucker Federstrauß,
Ein goldner Stern nur neigt sich aus blanken Öhrlein heraus;
Ist's der Purpurstern der Liebe, der, ach, so schnell vergeht?
Ist's der blasse Stern der Hoffnung, der ewig leuchtend steht?

10. Es wogt um seine Schultern kein schmuckes Wappenkleid,
Ein rauher Eisenpanzer ist seiner Brust Geschmeid,
Nur eine Silberschärpe wallt um des Busens Wehr,
Drauf steht mit güldnen Zügen gar zierlich: Gott die Ehr'!

11. Als könnt' er unterliegen, so zog der Rittersmann,
Doch daß er kam zu siegen, das sahn ihm alle an;
Es war von Gold und Wappen sein Eisenschild nicht schwer,
Doch flammt' in seinem Herzen gar herrlich: Gott die Ehr'!

12. Schon schart sich ringsum deutschen und fläm'schen Volkes Troß,
Schon wehen all die Banner, jetzt tönt Trompetenstoß!
Da sprengen aneinander die zwei mit Sturmesmacht,
Es klirren laut die Schilde, und Speer und Panzer kracht.

13. Die Speere sind zersplittert, nun blitzet Schwert an Schwert!
Jetzt glaubt der fränk'sche Würger schon seine Kraft bewährt,
Von seines Schwertes Streichen zersprang manch Eisenband,
Es barst der Helm des Gegners und taumelt in den Sand.

14. Sieh! nieder auf den Nacken rollt goldner Haare Strom.
Zwei klare Augen leuchten blau wie des Himmels Dom,
Drin glänzt auch eine Sonne, so blendend rein und licht,
Solch eine deutsche Sonne verträgt der Franzmann nicht.

15. Er stutzt und starrt geblendet, das Schwert entsank der Hand,
Als sei aus Geisterlanden ein Rächer ihm gesandt;
Des Deutschen Schwert doch wettert mit mächt'gem Stoß auf ihn,
Jetzt schwinden ihm die Sinne, er stürzt zur Erde hin.

16. Da jubeln all die Deutschen, da jauchzet Mann für Mann:
„Heil deutscher Rache Engel! Heil Maximilian!"
Der aber wirft von dannen die blutbefleckte Wehr
Und sinkt in seine Kniee und betet: Gott die Ehr'!

---

5. Abfahrt von Innsbruck.

(Aus: „Der letzte Ritter".)

1. Am Innstrand harrt ein Schifflein beim ersten Frührotschein,
Da stieg, verhüllt im Mantel, der kranke Kaiser ein,
Die treue Eichentruhe lehnt düster neben ihm,
Fort schießt im raschen Strome das Schiff mit Ungestüm.

2. Am Strande murmelt fragend nun Innsbrucks Volk im Kreis:
Wohin so schnell und eilig, du düstrer Kaisergreis? —
Da schien von Maxens Lippen das Wort zurückzuwehn:
Lebt wohl, lebt wohl! nach Östreich will ich nun sterben gehn!

3. Es lehnt am Eichensarge sein Haupt von Sorgen schwer,
Zum Himmel blickt er düster und düster ringsumher:
„Du schönes Land, dich liebt' ich so treu und inniglich,
O wüßt' ich nur, ob glücklich mein Volk auch sei durch mich!“ —

4. Die Flut umrauscht das Schifflein, und schnell vor Maxens Blick
Fliehn Thäler, Berg' und Flächen, Gehöft und Stadt zurück;
Wohin er blickt, sprießt Leben und Segen, Kraft und Fleiß,
Wohin er horcht, klingt Freude und Jubelsang und Preis.

5. Auf Wiesen klirrt die Sense, in Wäldern knallt das Rohr,
Gewalt'ge Hämmer stampfen durchs Thal im Donnerchor,
Und aus dem Schlund der Schlöte qualmt's riesig, dicht und grau,
Da schien auf schwarzen Säulen zu ruhn des Himmels Bau.

6. Und weiterhin dann Felder, die dicht voll Saaten stehn,
Und Herden, die fröhlich blökend auf grünen Alpen gehn,
Und Mühlen klappernd im Thale, von Fluten rasch getrieben,
Die sprühend an den Rädern als Sternenregen zerstieben.

7. Und rings auf allen Straßen lebend'ges, heitres Drängen!
Da stäubt's von flinken Reitern, die rasch zum Ziele sprengen,
Da knarrt des Fuhrmanns Achse, von Fracht des Segens schwer,
Und Wandrer wallen singend die sichre Bahn einher.

8. Mit lust'gem Ruderschlage, mit flatternden Wimpeln ziehn
Im Strom viel rüst'ge Schiffe wohl kreuzend her und hin,
Von Schätzen voll und Waren, reich bis zum tiefsten Raum;
Doch Maxens Schiffer grüßen, nun stolz, die Brüder kaum.

9. Sieh, dort vor dem Gehöfte, in frischer Trift gelegen,
Spricht heitern Blicks ein Landmann just über sein Kind den Segen
Und lehrt's, in Drang und Nöten sein Herz zu Gott zu wenden
Und beten für gute Fürsten mit aufgehobnen Händen.

10. Und Städte stehn am Ufer mit Mauern schmuck und weiß,
Glück wandelt durch die Straßen, in Häusern rauscht der Fleiß,
Manch blühend, nickend Antlitz grüßt aus den Fenstern hervor,
Und läutende Glocken tönen wie Dank an Maxens Ohr. —

11. Noch lehnt am Eichensarge sein Haupt von Alter schwer,
Doch selig blickt er aufwärts und selig ringsumher;
Wohl tief hat er verstanden der Antwort stummen Ruf,
Und fragt nicht mehr, ob glücklich sein treues Volk er schuf.

6. Die Martinswand.

(Ostermontag 1490.)

1. Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt!
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt!
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

2. Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Des Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Des Herz so still sich freuet an kühnem Jägerglück?

3. Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd;
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

4. Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! Jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite und oben jähe Wand!

5. Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast;
Des Fittichs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu behau'n.

6. Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand;
Und ob sie wahr erzählte, ersehn nun kann er's hier;
Daß er's nie weiter plaudre, gesorgt ist schon dafür.

7. Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Scepter Moosgeflechte, an das er schwindelnd sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

8. Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich lustig grün,
Wie Fäden durchs Gewebe ziehn Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zuhauf
Und schaun, ein Friedhof voll Hügel, zu Maxen mahnend auf.

9. Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein ins Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt;
Denn nicht zu Thale dringet des Hilferufs Gewalt.

10. Ins Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmet! Da hilft das Schreien nicht!
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag!

11. Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' gesehn;
Die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steilen Höh'n;
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahrt der bange Menschenstrom.

12. Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

13. „Fahr wohl nun, Welt und Leben! Schwer fällt der Abschied mir;
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten, — dein Blitz hat ihn erschlagen —
Ach, gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

14. Ich schien ein Bauherr, türmend den Dom zu deinem Ruhm, —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligtum!
Ein Priester, plötzlich stürzend tot an des Altars Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch übers Volk gerufen!

15. So mag dies Herz denn brechen, von Lieb' und Segen voll!
So modre nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll!
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!"

16. Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm;
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor;
„Komm heim, du bist gerettet!" so ruft es an sein Ohr.

17. Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich stehn,
Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm, fürder zu gehn;
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt;
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.

18. Der läd't ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tirol empfängt die zwei;
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

19. Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn. —

20. Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand;
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tiroler Herz!

Ferdinand Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath wurde 1810 in Detmold geboren und widmete sich dem Kaufmannsstande. Die in einem Amsterdamer Handelshause empfangenen Eindrücke vom überseeischen Verkehr befruchteten seine dichterische Phantasie, und der Erfolg seiner ersten 1838 gesammelt erschienenen Dichtungen bestimmte ihn, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Dieser Erfolg gründete sich auf die neuen Stoffe, die Freiligrath in die Poesie einführte. „Morgenland und Abendland, die Wüsten Syriens und Afrikas, die Urwälder Nordamerikas, Sitten und Glauben der verschiedensten Völker, und zwischen den Weltteilen das Meer und die länderverbindende Schiffahrt,“ dies alles gab ihm den Stoff zu seinen lebensfrischen, farbenprächtigen Dichtungen, die von einer lebendigen Einbildungskraft wie von tiefer Empfindung zeugen, und für die er mit sicherer Beherrschung des Reimes teilweis auch neue metrische Formen erfand. Bald darauf aber schlug seine Poesie andere Wege ein. Während er sich vorher den Freiheitsdichtern seiner Zeit feindlich gegenübergestellt hatte, wird er jetzt von Unmut über die politischen Verhältnisse erfaßt, leistet auf das von König Friedrich Wilhelm IV. ihm gewährte Gnadengehalt Verzicht und wird selbst ein leidenschaftlicher, von Parteihaß erfüllter Sänger der Freiheit, wovon die Gedichtsammlungen „Mein Glaubensbekenntnis“, „Ça ira“ und „Neue politische und sociale Gedichte“ Zeugnis ablegen. Wegen seiner revolutionären Richtung verfolgt, flüchtete er nach London und fand hier in einem kaufmännischen Geschäfte eine Stellung. Seine Poesie ruhte hier lange Zeit; er beschäftigte sich mit der Übersetzung fremder Dichter, wie eines Lamartine, Walter Scott, Longfellow u. a. Im Jahre 1868 kehrte er, da unterdessen eine Amnestie für politische Vergehen erlassen worden war, nach Deutschland zurück und ließ sich in Cannstatt bei Stuttgart nieder. Durch die Ereignisse des Jahres 1870 mit der politischen Gestaltung seines Vaterlandes ausgesöhnt, erhielt er neue dichterische Anregung und wurde ein hervorragender Vertreter der neueren Kriegslyrik. Er starb 1876 in Cannstatt.

Die Trompete von Vionville II, 288. Das Gesicht des Reisenden IV, 1. 252. Löwenritt IV, 1. 253. Prinz Eugen IV, 1. 296. Die Auswanderer IV, 1. 316. Hurra, Germania! IV, 2. 392.

1. O lieb', solang du lieben kannst.

1. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras,

7. Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

9. Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort, —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

---

2. Die Bilderbibel.

1. Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergessnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

2. Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zonen Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kamel und Wüste
Und Hirt und Hirtenzelt.

3. Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

4. Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte,
Ihr Ziehn und Herdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

5. Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder,
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

6. Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Aufs neue die Moresken,[1])
Die bunten, mannigfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich;

7. Als trät' ich, wie vorzeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

8. O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir.
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die teuren Eltern beide,
Der still zufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

3. Die Tanne.

I.

1. Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne, schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

2. Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

3. Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

4. Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,[2])

5. Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

6. Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Glut, die gelbe.

---

1) Moresken = Arabesken, arabische, Pflanzen nachgebildete Verzierungen in der Malerei. 2) Weissagende Geister.

7. Aber oben mit den dunkeln
Ästen sieht sie schönres Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

8. Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

9. Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur[1]) um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

10. Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

11. Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

12. Menschen fern; — nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachs'nen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden![2])

13. O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

14. O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

II.

1. Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast,
Mit Segel, Flagg' und Matte[3]);
Ihn beugt der Jahre Last.

2. Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

3. Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

4. In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren
Und fremde Länder schauen.

5. Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

6. Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

7. Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

8. O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!"

---

1) Aus dem Poln. = Wolfspelz. 2) Junge Schößlinge, Bäumchen. 3) Decke.

4. Der Tod des Führers.

1. „Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Totenwetter! — Zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Toten schau'n!"

2. Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern übers Meer,
Sehn im Totenhemd den Alten,
Der sie führte bis hieher;

3. Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!"

4. Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenrot!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Lot!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein totes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

5. Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen sein!
Laßt uns leben wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

6. Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

7. Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur! —"
Ach, er schauete, gleich Mosen,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

8. Ratlos die verlassne Schar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schau'n beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

9. Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
„Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!"
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Grellen Schrei's die Möwe fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

5. Freiwillige vor!

1. Im Feindesland,
Am Waldessaum,
Der Wehrmann liegt
Unterm Tannenbaum.

2. Sein Herzblut rinnt
Aus der Wunde vorn. —
Als ins Feld er zog,
Wallte gelb das Korn.

3. Nun ist vom Frost
Der Boden hart;
Von Zapfen Eises
Die Tanne starrt.

4. Und sein Blut, es färbt
Die Schneeflur rot;
In Nebel und Reif
Küßt ihn der Tod.

5. Schon hüllt sein Aug'
Der dunkle Flor;
Noch einmal hebt er
Den Blick empor:

6. „O Tann', o Tanne
Am Waldessaum,
So bist du heuer
Mein Weihnachtsbaum?

7. Vorm Jahr da facht' ich,
Ein froher Mann,
Für Weib und Kinder
Den Christbaum an.

8. O ihr Lieben all' —
Am fernen Rhein, —
Hier lieg' ich — und ihr
Seid auch allein!

9. O ihr Lieben, Lieben!
Wer schützt, — wer hält —?"
Noch ein Stöhnen! Tot
Liegt der schlichte Held.

10. Ein Mann aus dem Volk,
Den sein Heim verlor;
Von Tausenden einer —
Wo wallt nicht Flor?

11. Ein Mann aus dem Volk,
Den sein Heim verlor;
Wer hilft, wer lindert? —
Freiwillige vor!

---

6. An Wolfgang im Felde.

1. Daß bald dies Blatt dich finde,
Wohl wünsch' ich's, lieber Sohn!
Drum werf' ich's in die Winde,
Die bringen es dir schon.
Die werden es zu dir tragen,
Wo immer auch du weilst;
Wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
Du treu zur Walstatt eilst.

2. Du wolltest im heil'gen Kampfe
Mitkämpfen, Deutschlands wert;
Nun stehst du im Pulverdampfe,
Doch ziehst du nicht das Schwert.

Nun übst du im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

3. Dich trieb dein Herz, das warme,
Aus England trieb's dich her;
Das rote Kreuz am Arme,
Bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruhn,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst du freundlich nun;

4. Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verwehn;
Der Mond lugt über die Höhen, —
Und du wirst sterben sehn.

5. Sei stark, mein Wolf! nicht beben!
Schwer-ernst ist deine Pflicht;
So grimm sahn Tod und Leben
Dir nie noch ins Gesicht;
Im Frieden still befriedet,
Blieb weich dein gutes Herz, —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!.

6. Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf aufs Messer —
Lern' du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

7. Durch Sterbende und Tote
Geh deines Weges treu!
Halt hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;

Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

8. Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Knabe!
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe, —
Mein Segen ruht auf dir!
Und kehrst du mit im Schwarme
Der Sieger, — Knabe, dann
Fliegst du in unsere Arme,
Kein Knabe mehr, ein Mann!

---

7. An Deutschland.

1870.

1. Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.
Wohl seh' ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen, —
Doch schwarz ist dein Gewand.

2. Und zorn'ge Thränen springen
Durch deine Wimpern heiß;
Obsiegtest du im Ringen, —
Doch teuer war der Preis.
Umsonst mit eisernen Tritten
Für den frech bedrohten Herd
Bist du westwärts nicht geschritten,
Hast ein Reich du nicht zerstört.

3. Viel tausend Männer und Knaben,
Viel tausend Schar bei Schar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar!
O der Witwen und der Waisen,
O der armen Eltern nun!
Und immer noch darf das Eisen,
Das blutige, nicht ruhn.

4. Noch muß es leuchten und klingen
Durch Feindesland weithin;
Muß noch zum Frieden zwingen
Die trotzige Nachbarin,
Zum Frieden, dem echten, rechten,
Dem dauernden fortan,
Daß die Welt nach allem Fechten
Aufatmen endlich kann;

5. Daß aufs Geklirr der Waffen
Ein langer, goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag;
Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

6. Gescheh' es bald, du Hohe!
Heut hältst du noch Gericht,
Heut rötet noch die Lohe
Des Krieges dein Gesicht;
Heut noch um Babels Zinnen
Rüstest du kalt das Erz, —
Kalt außen, doch tief innen
Den heil'gen, großen Schmerz.

7. Den Schmerz um deine Kinder,
Die gefordert schon der Sieg;
Den Schmerz um sie nicht minder,
Die dich zwingen noch zum Krieg;
Den Schmerz um jede Wunde,
Die du schlägst auf deiner Bahn, —
Deutschland, und in der Stunde
Tret' ich an dich heran!

8. Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück und Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

9. Und, des zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen, —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht;
Längst lag's für dich gesammelt,
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

10. Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut —
O, lange träumt' ich und sann ich,
Doch deucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist gerauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee,
O, könnt' ich dir Beßres geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

11. Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner wert,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen“,
Wie eigen heut ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

12. Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren,
Mehr, als ich danken kann!

13. So laß dir denn gehören
Dies Werk, — es ist für dich!
Nimm's an im Jahr der Ehren,
Im Jahre siebenzig!
Rasch nun, — fliegt aus, ihr Blätter,
Schon tönt heran im West
Trompeten- und Hörnergeschmetter!
Fliegt aus — zum Freudenfest!

Emanuel Geibel.

Emanuel Geibel, in Lübeck 1815 geboren, studierte in Bonn und Berlin Philologie und schöne Litteratur, und ging 1838 als Erzieher in der Familie des russischen Gesandten nach Athen. 1840 kehrte er wieder nach Deutschland zurück, erhielt vom Könige von Preußen ein Jahrgehalt und wurde 1852 als Professor der Ästhetik und deutschen Litteratur nach München berufen, wo er sich von seiten des dichterfreund-

lichen Königs Ludwig I. von Bayern zahlreicher Auszeichnungen zu erfreuen hatte. Nach dem Tode des Königs Max zog sich Geibel in seine Vaterstadt zurück und starb daselbst am 6. April 1884.

Geibel zählt zu den hervorragendsten Lyrikern unseres Jahrhunderts. Im Gegensatze zu den religionsfeindlichen und politisch-revolutionären Dichtern seiner Zeit kennzeichnet ihn ein festes Gottvertrauen und Bekenntnis zu dem lebendigen Christenglauben; andrerseits eine unerschütterliche Hoffnung auf das Wiedererstehen des deutschen Kaisers und des unter ihm geeinten deutschen Reiches, das er, „als der echte Reichs- und Kaiserherold schon früh in seiner Seele geahnt und prophetisch verkündet hat". Seine durch Gefühlsinnigkeit und Formschönheit ausgezeichneten lyrischen Werke sind: „Gedichte" (1840), „Zeitstimmen" (1841), „Spanische Volkslieder und Romanzen" (1843), „Sonette" (1846), „Juniuslieder" (1847), „Gedichte und Gedenkblätter" (1864), „Heroldsrufe" (1871) u. a. Außer ihnen verfaßte er die Tragödien „Brunhild", „Sophonisbe" und das Lustspiel „Meister Andrea".

Von seinen Gedichten enthalten die früheren Bände: Von des Kaisers Bart II, 242; Friedrich Rotbart II, 275; Morgenwanderung II, 297; Gute Nacht II, 298; Der Frühling ist ein starker Held II, 301; Wanderlied II, 301; Heil dem Vaterlande II, 316; Rheinsage III, 248; Der Zigeunerbube im Norden III, 323; Cita mors ruit III, 330; Kriegslied III, 336; Im März 1871 III, 339; Eine Seeräubergeschichte IV, 1. 254; Des Deutschritters Ave IV, 1. 270; Bei Höchstädt IV, 1. 296; Die Türkenkugel IV, 1. 300; Hoffnung IV, 1. 311; Aus dem Walde IV, 1. 312; Ostseelieder IV, 1. 314; Kriegslied 1870 IV, 1. 320; Distichen aus Griechenland IV, 2. 323; Chäronea IV, 2. 323; Gebet IV, 2. 362; Frohe Botschaft IV, 2. 372; Herbstlied IV, 2. 376; Volkers Nachtgesang IV, 2. 380; Deutsche Siege IV, 2. 393; Am 3. September 1870 IV, 2. 395.

1. An den Schlaf.

Hoch vor allen
Gaben der Himmlischen
Sei mir gepriesen
Du, der Seele
Labendes Wasser,
Gliederlösender,
Heiliger Schlaf.

Dich segn' ich abends,
Wenn ich gebeugt,
Erquickung suchend (10)
Herniedersteige
Zu deiner Tiefe.

Wie Meereswogen
Umfängst du mich kühlend;
Und wie das Meer
In seinem Schoße
Nichts Fremdes herbergt,
Und faules Gewächs,
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder (20)
Ans Ufer flutet:
Spülst du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück ans Gestad'.

Dich rühm' ich morgens,
Wenn mir die Seele
Verjüngt emportaucht

Aus deinen Wellen,
Frisch und strahlend
Wiedergeboren,
Der meerentstiegenen
Göttin gleich.

Ein heilig Bad
Bist du, o Schlummer,
Würziger Kraft voll.
Mut und Erneuung
Atmet die Psyche,
Wenn deine Woge
Sanft die bewußtlos
Schwimmende trägt
Von Leben zu Leben,
Von Strand zu Strand.

So ist der Tod
Auch ein Bad nur.
Aber drüben
Am anderen Ufer
Liegt uns bereitet
Ein neu Gewand.

---

2. Sonett.

Weil meine Muse nicht den wilden Trieben
Der Menge frönt in diesen wirren Tagen,
So hat sie früh gelernt dem Ruhm entsagen
Und ist in ihrer Stille gern geblieben.

Denn nicht verwechseln läßt sich's nach Belieben,
Wofür begeistert eine Brust geschlagen;
Und was ein Gott mich lehrt' im Herzen tragen,
Das kann mit meinem Herzen nur zerstieben.

Behagt mein Lied euch nicht, so laßt mich gehen,
Und horcht den Weisen andrer, die geschwinde
Nach eurer flücht'gen Gunst den Mantel drehen.

Ich singe dann den Wäldern und dem Winde,
Den lichten Sternen über blauen Seeen,
Doch kann ich singen nur, was ich empfinde.

---

3. Lied.

1. Im Wald, im hellen Sonnenschein,
Wenn alle Knospen springen,
Da mag ich gerne mittendrein
Eins singen.

2. Wie mir zu Mut in Leid und Lust,
Im Wachen und im Träumen,
Das stimm' ich an aus voller Brust
Den Bäumen.

3. Und sie verstehen mich gar fein,
Die Blätter alle lauschen
Und fall'n am rechten Orte ein
Mit Rauschen.

4. Und weiter wandelt Schall und Hall
In Wipfeln, Fels und Büschen,
Hell schmettert auch Frau Nachtigall
Dazwischen.

5. Da fühlt die Brust am eignen Klang,
Sie darf sich was erkühnen —
O frische Luft: Gesang! Gesang
Im Grünen!

---

4. Waldmärchen.

1. In einer Waldschlucht finster,
Wo heimlich baut der Fuchs,
Wo Farrenkraut und Ginster
Sich rankt in üpp'gem Wuchs,
Lag ich, vom Grün umwoben,
An einem dunklen Bach;
Es lugte kaum von oben
Die Sonn' ins Laubgemach.

2. Ich hatte Moos zum Pfühle,
Gestrüpp zur Lagerstatt,
Vom Fels kam eine Kühle
Und ging durch Busch und Blatt;
Und kühle quoll der Sprudel
Und murrt' am schroffen Hang,
Den oft bei Nacht im Rudel
Die Hindin übersprang.

3. Mit rotem Auge schaute
Vom Baum der Auerhahn,
Es zog mit heis'rem Laute
Der Häher seine Bahn;
Dann hämmert' abgebrochen
Der Specht von Zeit zu Zeit —
Mir war's, als hört' ich pochen
Das Herz der Einsamkeit.

4. Da plötzlich sah ich lehnen
Am Stamm ein hohes Weib,
Umwallt von lockigen Strähnen
Den wunderschönen Leib;
Wem ward zum Eigentume
Je solch ein Goldgewand!
Sie trug eine blaue Blume
In ihrer weißen Hand.

5. Sie sprach: „Sei mir willkommen!
Du bist ein seltner Gast,
Doch hast du dir zum Frommen
Erkoren hier die Rast;
Von allen Königinnen
Die reichste bin ich bald;
Mein Schloß mit grünen Zinnen
Das ist der lust'ge Wald.

6. Sonst macht' ich wohl hinunter
Ins offne Land den Ritt,
Und Blumen sproßten munter
Wohin mein Zelter schritt;
Zu bringen Lust und Minne,
Das war mein fröhlich Recht;
Doch ist von anderm Sinne
Das heurige Geschlecht.

7. Das träumt von Klingenhieben,
Von Schlacht nur und Geschoß;
Da bin ich heimgeblieben
In meinem Zauberschloß.
Nun lehr' ich singend wallen
Den Bach durch Fels und Ried,
Nun lehr' ich die Nachtigallen
Im Lenz ihr süßestes Lied.

8. Ich weiß, auch du mußt fechten,
Auch du gehörst der Zeit;
So steh zu deinen Rechten
Und führe wackern Streit!
Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehre du ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt sein.

9. Da sollst du Frische saugen
Im harz'gen Duft vom Tann,
Da schaut aus Blumenaugen
Das Märchen fromm dich an;

Und macht der Forst dich singen:
Es wird in der Zeiten Gang
Auch solche Weise dringen
Wie grüner Waldhornklang."

10. Sie sprach's; ich stand erschrocken
Und wußte nicht ein Wort,
Da schüttelte sie die Locken
Und schwand ins Dickicht fort.
Noch glaubt' ich, ihr Haar, das gelbe,
Zu sehn — da war's ein Strahl,
Der durch das Laubgewölbe
Wie zitternd Gold sich stahl.

11. Und wieder schrie der Häher,
Und wieder quoll die Flut;
Doch mir entzücktem Seher
War groß und still zu Mut.
Und zeihn sie mir's als Sünde:
Ich lasse dich dennoch nie,
O Fei der Waldesgründe,
O Sagenpoesie!

---

5. Zigeunerleben.

1. Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

2. Das ist der Zigeuner bewegliche Schar,
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Gesäugt an des Niles geheiligter Flut,
Gebräunt von Hispaniens südlicher Glut.

3. Ums lodernde Feuer im schwellenden Grün
Da lagern die Männer, verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüsten das Mahl
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

4. Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,
Und magische Sprüche für Not und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schar.

5. Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz;
Da sprühen die Fackeln im rötlichen Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Zimbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

6. Dann ruhn sie ermüdet vom nächtlichen Reihn;
Es rauschen die Wipfel in Schlummer sie ein,
Und die aus der sonnigen Heimat verbannt,
Sie schauen im Traum das gesegnete Land.

7. Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;
Laut scharret das Maultier bei Tagesbeginn,
Fort ziehn die Gestalten. — Wer sagt dir, wohin?

6. Heimweh.

O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
Das uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
10 Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt:
Wohl keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür gesessen,
Der Fremde bittres Brot gegessen.

Doch wer vom eignen Herd verbannt
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wandrer, der auf wüstem Meer
20 Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüte
Zum scharfen Dorn die Rosenblüte,
Du ziehst, o milde Heimatlust,
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Dann bist du's, die im Frühlingswalde,
30 Im Veilchenhag, umspielt vom West,
Das arme Kind der eis'gen Halde
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist du's, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Judas Stamme
Im Tod die Füße ostwärts kehrt,
Als möcht' er sterbend noch erstreben
Das Land, das ihm versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
40 Des Alphorns heimatsel'ger Gruß,
Zu Straßburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,
Und von den Klängen, von den Wogen
Wird er in seinen Tod gezogen. —

Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wundersame Weh erfahren,
Da Ägeus' Flut wie lautres Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.
O wohl ist's schön an jenem Meer!
50 Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümmer lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich krystallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Zitherschlag erklang
Vom Meer des Fischers Abendsang,
Der in der Bark' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! ich fühlte keine Lust,
60 Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich saß auf zack'gem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte;
Das sog ich durstig atmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein.

Und ward es still, da blickt' ich wieder
Hinab ins Buch auf meinen Knie'n (70)
Und ließ die alten goldnen Lieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich sucht' ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimwehs, Odyssee! (80)

7. Gudruns Klage.

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron' im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein Speis' und Trank sind Sorgen
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Thränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing' ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund':
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu sühnen,
Zu retten, ach, zu spät,
Wann schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl lass' ich hier das Leben,
Die Treue lass' ich nicht!“

8. Der Tod des Tiberius.

Bei Kap Misenum winkt' ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüßige Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz,
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
10 Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.

Doch heut, wie stumm das Haus! Nun hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften, Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt.

Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
20 Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut, als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.

Und jetzt mit halberstícktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: „Schaff mir Kühlung, Grieche!
30 Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gieb mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —
Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus und Drusus und Sejan —
40 Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?

Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
'S ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren!
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein!"

Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
Dann aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr? Du siehst nichts mehr?
50 Fort sind sie, fort, die fürchterlichen Schatten —
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur, und, ins Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
60 Der Wurm saß drin, aus jeder Großthat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht, als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
70 Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken,
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln,
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
80 Im Krampf; von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt, wie eine Larve, sah

Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —"

Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an!
Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt es nicht; kein Held verjüngt
90 Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn, —
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben,
Für sie dies Scepter!"

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
100 Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.

Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
110 Er dacht' an seinen Wald im Weserthal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Mahlstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt' am Rain
120 Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte,

Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als spräch's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimatstraum:
Vor seine Seele drängt' es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag,
130 Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag —
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
140 Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot.
Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

---

9. Der Rhein.

(Aus „Julian".)

1. O Sohn der Alpen, in krystallnen Wiegen
Genährt von Gletscherbrüsten, heil'ger Rhein,
Wenn du, dem blauen Schweizersee entstiegen,
Dich jauchzend warfst vom schroffen Felsgestein,
Und glorreich nun, ein Held nach frühen Siegen,
Das Thal durchwallst im laub'gen Kranz von Wein,
Zur Lust den Völkern und der Flur zum Segen:
Wie schlägt dir hoch das deutsche Herz entgegen!

2. Und traun mit Fug. Denn deutschen Lebens Bild
Und Zeuge bist du, seit von süßen Zähren
Auf deinen Höhn der Rebstock feurig schwillt;
All um dich her erwuchsen unsre Ehren;
Du sahst zuerst erhöht des Reiches Schild,
Des Reichs, nach dem wir fromm noch heut begehren,
Wir Waisen, nun im eignen Vaterlande
Ruhmlos zerteilt, wie du zuletzt im Sande.

3. Den Kaisern warst du wert; die Starken zog
Der Starke, daß, was gleich, zusammenwohne;
Hier stand der Stuhl des großen Karl, hier bog
Konrad das Haupt vor Konrad, eine Krone
Mit Lächeln missend; hier im Festgewog
Schied der im roten Bart vom eh'rnen Sohne;
Siegstrunken mocht' er deinen Wirbeln lauschen,
Nicht ahnend, daß sein Tod bald solches Rauschen.

4. Auf deinen Burgen horstet' ein Geschlecht,
Frei, wild und mild; es wohnt' in seinem Sinne
Von deiner Traub' ein Anflug, zum Gefecht
Befeuernd wie zu Harfenschlag und Minne.
Wie freudig blutet' hier der Edelknecht,
Wenn aus der Herrin Blick von hoher Zinne
Ein Gruß als erster, ach, und letzter Dank
Auf sein verströmend Leben niedersank.

5. Und Städte sahn voll Trutz in deine Welle,
Wo unterm Krummstab Bürgerfreiheit sproß
Und Füll' und Kunst, und wo dann morgenhelle
Die neue Zeit ihr Kinderaug' erschloß.
Denn war's zu Mainz nicht, wo in stiller Zelle
Ein andrer Dädalus die Flügel goß,
Die stark das Wort in alle Winde tragen?
Ward nicht zu Worms die Geisterschlacht geschlagen?

6. Und heut! Welch reich Gewühl umbraust noch heut
Die Rebenufer, wo vom breiten Riffe
Die Feste droht und weit im Thal zerstreut
Die Essen rastlos sprühn! Mit grellem Pfiffe
Durchkeucht das Dampfgespann des Doms Geläut,
Und durch die Fluten wandeln Feuerschiffe,
Wie schwarze Riesenschwäne; Flaggen winken,
Und Winzerjubel schallt, und Römer blinken.

7. Gebrochen sind die Burgen. Ihre Zeit
Ging aus. Doch sitzt an ihrer Türme Scharten
Die Sage harfend noch, die Wundermaid,
Und lallt im Traum von Kriemhilds Rosengarten,
Vom Drachenstein und von der Nonne Leid.
Und fließt das Mondlicht um die Felsenwarten:
Da singt die Loreley, und aus dem Dunkel
Der grünen Wasser glimmt des Horts Gefunkel.

8. Gruß dir, mein Rhein! Wie leicht bei dir einst flossen
Die Lieder mir, die jedes Tags Gewinn!
Mein Sternbild stand im Aufgang; noch im Sprossen
Wie Laub um Pfingsten grünte frisch mein Sinn.
Gruß euch, die ihr mir damals wart Genossen
In Leben und Gesang! — Wo seid ihr hin?
Ach, auseinander weit seit jenen Tagen,
Zu weit hat uns der Kampf der Zeit verschlagen.

10. Wann, o wann?

1. Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

2. Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art!

3. Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und festgezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

4. Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch giebt's ein klares Spiel.

5. O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Accord!

6. Laß mich's einmal noch vernehmen,
Laß mich's einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ich's ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

11. Lied des Alten im Bart.

(1845.)

1. Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

2. Mein Sinn ist wild, mein Sinn ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen;
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

3. Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren wie das meine,
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob rot der Tag erscheine.

4. Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Trompetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!

---

12. Ein Ruf über den Main.

(1867.)

1. Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

2. Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz Gewand,
Ihr sollt nicht fürder fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar!

3. Ihr raschen Alemannen,
Glückauf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwalds Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt,
Nun schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferherd!

4. Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich;
O laßt den Schatz nicht rosten,
Ihr sollt auch überm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

5. Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken, klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick, voll Weltverstand,
Wollt ihr sie träg versagen
Dem großen Vaterland?

6. Empor! Ihr hofft vergebens
Ein Volk im Volk zu sein,
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen
Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der Teil.

7. Wohl habt ihr's oft vernommen,
Vom Eberhard das Lied,
Wie er, dem Reich zum Frommen,
Sein stolzes Herz beschied
Und großen Sinns die Krone,
Darnach er selbst begehrt,
Des Nordens starkem Sohne
Darbot am Vogelherd.

8. O laßt sein Bild euch mahnen
Und zieht aus Süd und West,
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungsfest
Und bringt, die uns verloren,
Doch nie vergessen war,
Dem Haupt, das Gott erkoren,
Die Kaiserkrone dar!

---

13. An Deutschland.

(1870.)

1. Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin;

2. Die Zeit der Zwietracht und Beschwerde,
Da du am durchgeborstnen Herde
Im Staube saßest tiefgebückt,
Und kaum dein Lied mit leisem Weinen
Mehr fragte nach den Edelsteinen,
Die einst dein Diadem geschmückt.

3. Wohl glaubten sie dein Schwert zerbrochen,
Wohl zuckten sie, wenn du gesprochen,
Die Achsel kühl im Völkerrat.
Doch unter Thränen wuchs im stillen
Die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen,
Der Wille dir zur Kraft der That.

4. Und endlich satt, die Schmach zu tragen,
Zerrissest du in sieben Tagen
Das Netz, das tödlich dich umschnürt,
Und heischtest, mit beerztem Schritte
Hintretend in Europas Mitte,
Den Platz zurück, der dir gebührt.

5. Und als der Erbfeind dann, der Franze,
Nach deiner Ehren jungem Kranze
Die Hand erhub von Neid verzehrt,
Zur Riesin plötzlich umgeschaffen,
Wie stürmtest du ins Feld der Waffen,
Behelmte, mit dem Flammenschwert!

6. O große, gottgesandte Stunde,
Da deines Haders alte Wunde
Die heil'ge Not auf ewig schloß,
Und wunderkräftig dir im Innern
Aus alter Zeit ein stolz Erinnern,
Ein Bild zukünft'ger Größe sproß!

7. Wie Erz durchströmte deine Glieder
Das Mark der Nibelungen wieder,
Der Geist des Herrn war über dir,
Und unterm Schall der Kriegsposaunen,
Aufpflanztest du, der Welt zum Staunen,
In Frankreichs Herz dein Siegspanier.

8. Da war dir bald, mit Blut beronnen,
Des Rheins Juwel zurückgewonnen,
Dein Kleinod einst an Kunst und Pracht,
Und dessen leuchtend Grün so helle
In Silber faßt die Moselwelle,
Der lotharingische Smaragd.

9. O laß sie nicht verglühn im Dunkeln!
Verjüngten Glanzes laß sie funkeln
Ins Frührot deiner Osterzeit!
Denn horch, schon brausen Jubellieder,
Und über deinem Haupte wieder
Geht auf des Reiches Herrlichkeit.

10. Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst du deines Volks Frohlocken?

Den Heilruf deiner Fürstenschar?
Sie bringen dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sondergleichen,
Der Herrschaft güldnen Apfel dar.

11. Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöh'n sie dir den Stuhl aufs neue,
Drum Barbarossas Adler kreist,
Daß du, vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist.

12. Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser
Und führt dich heim im Siegesglanz.

---

14. Zur Friedensfeier.

1. Flammt auf von allen Spitzen,
Ihr Feuer deutscher Lust,
Und weckt mit euren Blitzen
Ein Danklied jeder Brust!
Das grause Spiel der Waffen,
Mit Gott ist's abgethan,
Und, die das Schwert geschaffen,
Die Palmenzeit bricht an.
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht.

2. Nun ward in eins geschmiedet,
Was eitel Stückwerk war,
Nun liegt das Reich umfriedet
Vor Arglist und Gefahr.
Vom Alpenglühn zum Meere,
Vom Haff zur Mosel weht
Das Banner deutscher Ehre
In junger Majestät.
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht.

3. Wie braust von Stamm zu Stamme
Ein Leben reich und stolz,
Seit der Begeistrung Flamme,
Was starr sich mied, verschmolz,
Seit am vereinten Werke
Des Südens Flügelkraft,
Des Nordens klare Stärke
Wetteifernd ringt und schafft!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht.

4. Der in der Feuerwolke
Voran uns zog im Krieg,
Nun send' er unsrem Volke
Die Kraft zum letzten Sieg,
Die Kraft, auch aus dem Herzen
Der Lüge finstre Saat,
Das Welschtum auszumerzen
In Glauben, Wort und That.
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht.

5. Zieh ein zu allen Thoren,
Du starker, deutscher Geist,
Der, aus dem Licht geboren,
Den Pfad ins Licht uns weist,
Und gründ' in unsrer Mitte,
Wehrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht.

Friedrich Bodenstedt.

Friedrich Martin Bodenstedt wurde 1819 zu Peine in Hannover geboren. Obgleich anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, wandte er sich der Poesie und Wissenschaft zu und studierte nach selbständiger Vorbildung in Göttingen, München und Berlin. Nachdem er mehrere Jahre in Moskau als Erzieher thätig gewesen war, ging er nach Tiflis in Transkaukasien, wo er engen Verkehr mit dem Sprachlehrer Mirza-Schaffy[1]) pflegte. Danach besuchte er auch Kleinasien und Italien. 1854 wurde er als akademischer Lehrer nach München berufen, 1866 als Hoftheaterintendant nach Meiningen, wo ihm der Adel zu teil wurde. Er starb 1892 in Wiesbaden.

Außer seinen geistvollen und formvollendeten lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen verdanken wir ihm meisterhafte Übersetzungen sowie Arbeiten auf geschichtlichem und sprachlichem Gebiete. „Tausend und ein Tag im Orient", darin die „Lieder des Mirza-Schaffy", Originalschöpfungen; „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys"; „Einkehr und Umschau". Von seinen Liedern: Herbstlied II, 305. Im Frühling, Nach dem Gewitter IV, 1. 307. 310. Heimkehr III, 323. Der Sieg von Sedan II, 314. Spruch IV, 2. 404.

1. Frühlingsmahnung.

1. Nun ward von uns genommen
Des Winters Leid und Weh,
Der Frühling ist gekommen,
Es wirbelt Blütenschnee.
Belebend zieht der Maienhauch
Durchs Land und durch die Herzen auch;
Es rauscht aus allen Bäumen,
Schallt aus der Ströme Lauf:
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

2. Aus Berg und Thälern wallen
Die Bäche hin zum Strom;
Hoch wölbt sich über allen
Der blaue Himmelsdom.
Es rauscht manch Strom durchs deutsche Reich,
Allein im Ziel sind alle gleich:
Sie rauschen und sie schäumen
Ins Meer in stolzem Lauf.
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

---

1) Sprich Mirsa Schaffy, d. i. der schriftkundige, gelehrte Schaffy.

3. Es wurzeln tief im Grunde
Die Bäume tausendfach,
Doch krönt zu stolzem Bunde
Sie nur ein Schattendach —
Wie von Natur auch mannigfalt:
Sie bilden einen einz'gen Wald.
O lerne von den Bäumen,
Lern' aus der Ströme Lauf:
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

4. Der Frühling ist erstanden,
Die Winterhülle sprang,
Gelöst sind alle Banden,
Die uns gequält so lang.
O du, Europas großes Herz,
Die Feinde dräu'n dir allerwärts,
Wie lange willst du säumen
Zu neuem Siegeslauf?
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

2. Frühlingslied.

1. Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
Wenn vorbei im Thal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
Schallt es von den Höhn
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

2. Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen springt,
Alles rings mit jungem Grün sich deckt
Und das Lustgetön der Wälder klingt —
Lüfte lind und lau
Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht so rein und blau,
Schallt es von den Höhn
Bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

3. Steppenbrand.

Endlos wie das ew'ge Meer,
Nur vom Himmel trüb umzogen,
Liegt die Steppe, — flüsternd wogen
Grüne Wellen hin und her,
Schon verdorrt vom Sonnenbrande,
Halme, die kein Schnitter mäht,
Und, soweit das Auge späht,
Wüst und öde ist's im Lande.

Müde von dem langen Ritte,
10 Hemmt' ich meines Rosses Schritte,
Kehrte meinen Blick nach innen
Und versank in tiefes Sinnen.
Ich gedachte früh'rer Zeiten,
Wo durch diese öden Weiten,
Wohlbewehrt mit Pfeil und Bogen,
Wilde Reiterschwärme zogen,
Deren Herr im Steppenzelt
Herrscher war der halben Welt.
Fürsten hielten ihm die Bügel,
20 Schrecken herrschte, wo er naht',
Der, wie niedre Maulwurfshügel,
Mächt'ge Reiche niedertrat, —
Seine roßbeschwingten Krieger
Mordend in die Völker hetzte, —
Seinen Fuß, ein stolzer Sieger,
Auf der Kön'ge Nacken setzte.
Also ließ ich alter Zeiten
Bilder bunt vorübergleiten
Meinem Blick, ich auferweckte
30 Tote Völker .... plötzlich schreckte
Fernes, donnerlautes Toben
Mich empor — ich sah nach oben:
Langsam und gewitterschwer
Wogte schwarz Gewölk einher.
Wieder hört' ich Donner rollen
Lang, mit kurzem Unterbrechen,
Wie wenn mächt'ge Eisesschollen
In den Strömen krachend brechen.
Fromm bekreuzten die Kosaken
40 Sich bei Donnerschlag und Blitz,
Spähten mit gebognem Nacken
Scheu umher vom Sattelsitz.
Immer schwärzer überzogen
Ward es ringsum, schwüler, trüber;
Dichte Schwärme Vögel flogen
Tiefen Flugs an uns vorüber.
Wie so vorwärts, seitwärts immer
Spähend meine Blicke schweifen,
Seh' ich fern in hellem Schimmer
50 Einen breiten, roten Streifen —
Keinen jäh vom Blitz erzeugten,
Der schnell kommt und schnell verschwindet,
Auch von keinem Wetterleuchten:
Denn stets heller, breiter windet
Sich der Streifen um das Land.
Ein Kosak wirft sich vom Pferde,
Drückt sein lauschend Ohr zur Erde,
Springt dann auf, mit Angstgebärde
Starr dem Streifen zugewandt:
„Himmel, hilf! ein Steppenbrand!" 60
Hat der Blitz ins Kraut geschlagen?
Ward die Steppe angesteckt?
Keiner weiß es, und das Fragen
Ist umsonst — doch aufgeschreckt
Tragen uns die zähen Pferde
Flücht'gen Laufes, langgestreckt,
Daß der Hufschlag auf der Erde
Kaum vernehmbar bei dem Reiten,
Und durch ungemessne Weiten
Fliegen wir mit Windesschnelle, 70
Spähend oft das Auge wendend
Nach der grauf'gen Flammenhelle...
Schwarzen Rauch nach oben sendend,
Wälzen sich die wilden Gluten
Wie empörte Meeresfluten
Unter mächt'gem Prasseln, Zischen
Immer näher, und dazwischen
Schallen fernher Jammertöne
Schrill, wie Sterbender Gestöhne.
Sieh dort flücht'ge Dromedare, 80
Die der Karawan' entrannten,
Alle andern schon verbrannten;
Und uns sträuben sich die Haare
Vor Entsetzen — um uns wehen
Wolken Rauches — kaum noch sehen
Wir im immer schwärzern Qualme
Unter uns die Steppenhalme.
Schakalschwärme wimmern, heulen,
Fliehend vor den Flammensäulen,
Die mit Riesensprüngen nahn — 90
Tod, Verzweiflung allerorten,
Und es glüht, als ob die Pforten
Sich der Hölle aufgethan.

Tier' und Menschen sind verloren;
Nirgends Hilfe. Wir befehlen
Gott im Himmel unsre Seelen,
Drücken krampfhaft noch die Sporen
In der Pferde blut'ge Weichen,
Daß sie wie die Windsbraut streichen
100 Durch die Steppe vor den Flammen.
Plötzlich bricht mein Pferd zusammen —
Um uns rauscht's — wir sind gerettet,
In des Kuban Strom gebettet.
Und kaum haben wir die Flut
Überschritten und ein kurzes
Von dem Sturmritt ausgeruht,
Als es ungetümen Sturzes
Strömend aus den Wolken bricht,
Daß man vor dem Regen nicht
110 Mehr die Glut am Horizonte
Noch die Steppe sehen konnte.
Bald erloschen war das Feuer,
Das, ein lechzend Ungeheuer,
Mit Millionen Flammenzungen,
Was die Steppe trug, verschlungen,
Bis es selber lag getötet.
Wieder lichtet sich der Himmel;
Aus dem schwarzen Rauchgewimmel
Stiegen Wolken auf, gerötet
Von der Abendsonne Glut. 120
Lange hatt' ich ausgeruht,
Sinnend rings mein Auge weidend;
Und ich dachte, da wir scheidend
Fürbaß unsers Weges zogen:
Jene wilden Kriegerheere,
Die einst dieses Land durchflogen
Zahllos wie der Sand am Meere, —
Was von ihnen ist geblieben?
Staub, vom Sturm umhergetrieben
Und verweht durch alle Lande. 130
All ihr Thun glich diesem Brande!
Trüb wie Rauch blieb nur die Sage
Von dem Glanz der alten Tage.

---

4. Aus den „Liedern des Mirza-Schaffy".

1.

Mirza-Schaffy kam einst auf einer Reise
Zu einem reichen Mann. Da sprach der Weise:
„Ich will dein Gast für heut und morgen bleiben,
Hilf mir die Zeit nun angenehm vertreiben;
Bereit' ein Fest, lad' gute Freunde ein,
Wir wollen froh und guter Dinge sein!" —
„Ich habe keine Freunde," sprach der Mann.
Mirza-Schaffy sah ihn verwundert an:
„So darf ich nicht dein Dach zum Obdach wählen,
Dem selbst beim Reichtum gute Freunde fehlen."
Er schüttelte den Staub von seinen Füßen,
Verließ den Reichen, ohne ihn zu grüßen,
Sprach: „Wem der Himmel keinen Freund beschert,
Weh ihm! der Mann ist keines Grußes wert."

2.

1. Im Garten klagt die Nachtigall
Und hängt das feine Köpfchen nieder:
Was hilft's, daß ich so schöne Lieder
Und wundersüße Töne habe,
Solange ich mein grau Gefieder
Und nicht der Rose Schöne habe!

2. Im Blumenbeet die Rose klagt:
Wie soll das Leben mir gefallen?
Was hilft's, daß vor den Blumen allen
Ich Anmut, Duft und Schöne habe,
Solang' ich nicht der Nachtigallen
Gesang und süße Töne habe!

3. Mirza=Schaffy entschied den Streit.
Er sprach: Laßt euer Klagen beide,
Du Rose mit dem duft'gen Kleide,
Du Nachtigall mit deinen Liedern;
Vereint, zur Lust und Ohrenweide
Der Menschen, euch in meinen Liedern!

---

5. Sprüche.

1.

Arbeit, edle Himmelsgabe,
Zu der Menschen Heil erkoren,
Nie bleibt ohne Trost und Labe,
Wer sich deinem Dienst geschworen.
Dir entspringt des Weisen Habe,
Und dich meiden nur die Thoren;
Ungestützt von deinem Stabe,
Ach, wie oft wär' ich verloren!
Laß mich, edle Himmelsgabe,
Treu dir bleiben bis zum Grabe!

2.

Kein Weg ist so weit im ganzen Land
Als der von Herz und Kopf zur Hand.

3.

Der Rose süßer Duft genügt,
Man braucht sie nicht zu brechen;
Und wer sich mit dem Duft begnügt,
Den wird ihr Dorn nicht stechen.

4.

Wo jeder ist, wie er sich zeigt,
Da lernt man sich bald recht verstehn,
Da wird das Finden lieb und leicht,
Doch schwer das Auseinandergehn.

5.

Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen,
Um Nahes zu finden,
Und seine Hand greift nicht nach den Sternen,
Um Licht anzuzünden.

6.

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

7.

Als ich sang: Seid fröhlich mit den Frohen,
Beuget euch nicht knechtisch vor den Hohen,

Seid nicht stolz und herrisch mit den Niedern —
Rühmte man die Weisheit in den Liedern.

Als ich nach der Weisheit wollte handeln:
Sagten sie, das sei ein thöricht Wandeln!

8.

Wo sich Kraft will offenbaren,
Wird sie Widerstand erfahren,
Schlechtes sucht mit Gutem Streit —

Ist sie klein, wird sie erliegen,
Ist sie groß, so wird sie siegen
Über Tücke, Haß und Neid.

Aus derselben Ackerkrume
Wächst das Unkraut wie die Blume —
Und das Unkraut macht sich breit.

Doch es raubt nichts von dem Ruhme,
Duft und Glanz der schönen Blume.

Karl Gerok.

Friedrich Karl Gerok war 1815 in dem württembergischen Städtchen Vaihingen an der Enz geboren, kam aber in frühster Kindheit nach Stuttgart, sodaß er diesen Ort selbst als seine Vaterstadt bezeichnet. Besondern Einfluß erfuhr sein Geistesleben durch den Dichter Gustav Schwab, der zu seinen Lehrern zählte. Er studierte in Tübingen, wurde 1839 Vikar in Stuttgart und in ehrenvoller Laufbahn zuletzt Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat. Er starb 1890. Seine Gedichte, die sich durch reichen Gedankeninhalt und Formschönheit auszeichnen, erschienen unter den Titeln: „Palmblätter“, „Pfingstrosen“ (Gedichte über die Apostelgeschichte), „Blumen und Sterne“ (geistliche und weltliche Gedichte), „Eichenlaub“, „Deutsche Ostern“ (patriotische Dichtungen aus den Jahren 1870 und 1871).

Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt I, 237. Des deutschen Knaben Tischgebet I, 253. Die Rosse von Gravelotte II, 289. Zum Martinstage II, 304. Das Volk in Waffen III, 309. Grüß Gott! III, 314. Das Gewitter III, 327. Der Regenbogen III, 329. Zwei Berge Schwabens IV, 1. 304. Zum neuen Jahr IV, 1. 310. Eine alte Geschichte IV, 2. 332. Die Geister der Helden IV, 2. 345. Hochsommer IV, 2. 375. Ein Friedensgruß unsern heimkehrenden Kriegern IV, 2. 397.

1. Auch du, mein Sohn?

1. Auch du, mein Sohn? — so klang's aus Cäsars Munde
Im tiefen Schmerzenston,
Eh' aus der dreiundzwanzigfachen Wunde
Sein Heldengeist entflohn, —

Auch du, mein Brutus, der mich nie betrübet,
Den zärtlich wie ein Vater ich geliebet,
Giebst mit dem Dolch mir meiner Liebe Lohn —
Auch du, mein Sohn?

2. Auch du, mein Sohn? — mit Pfeileswiderhaken
Trifft ihn das milde Wort,
Wie Geisterstimmen sitzt es ihm im Nacken,
Jagt ihn von Ort zu Ort,
Umrauschet ihn im Wellenschlag der Meere,
Umflüstert ihn im Schlachtgeklirr der Speere,
Wie Donner hört er's bei Philippi drohn:
Auch du, mein Sohn?

3. Auch du, mein Sohn? — so sprach mit heil'gem Leide
Dereinst ein andrer Held,
Als ihm von arger Pharisäer Neide
Sein Urteil ward gefällt.
Da sie ob ihm zum blut'gen Rate sitzen,
Aus hundert Augen Dolche nach ihm blitzen,
Da klagt er eins nur unter Haß und Hohn:
Auch du, mein Sohn?

4. Auch du, mein Sohn? mein Petrus, der geschworen:
Nein, Herr, dich laß ich nicht!
Du bist's, der keck vor seines Meisters Ohren
Den frischen Eidschwur bricht,
Der ihm den Dolch ins treue Herz gestochen,
Mit frechem Mund: „Ich kenn' ihn nicht," gesprochen;
Ist dies dein Eid, dies meiner Liebe Lohn?
Auch du, mein Sohn?

5. Auch du, mein Sohn? er spricht es ohne Worte
Mit einem stummen Blick,
Der Blick schlägt ein und ruft zur Gnadenpforte
Den irren Sohn zurück;
Er wankt hinaus durch nächtlichstille Gassen,
Weint bitterlich und kann sich nimmer fassen,
So rührend klagt's vom ew'gen Gnadenthron:
Auch du, mein Sohn?

6. Auch du, mein Sohn? so ruft des Heilands Klage
Noch manch verlornem Kind
Und mahnet es an alte goldne Tage,
Die längst vergessen sind.

Vernimmst du nicht sein leises Liebeslocken,
Gleichwie im Wald von fernen Heimatglocken
Der irre Wandrer einen schwachen Ton:
Auch du, mein Sohn?

7. Auch du, mein Sohn? was ward aus jenem Knaben,
Der am Altare stund,
An Leib und Seel' geschmückt mit edlen Gaben?
Wie brauchtest du dein Pfund?
Das Vatergut — ach! umgebracht mit Prassen,
Das Vaterhaus — vergessen und verlassen,
Und Thränen jetzt und Träber nur dein Lohn! —
Auch du, mein Sohn?

8. Auch du, mein Sohn? o laß dein Herz durchbohren
Von jenem Liebesblick!
Ob vieles auch, nicht alles ist verloren:
Die Gnade bringt's zurück;
Die Gnade ruft, o hör' ihr leises Rufen,
Sink weinend hin an ihres Thrones Stufen,
Dann klingt's in andrem, in versöhntem Ton:
Auch du, mein Sohn!

---

2. „Ave Caesar, morituri te salutant!“

1. „Heil Cäsar dir! dich grüßen, die da sterben!“
So ruft der Gladiatoren rauher Chor;
Gleich wird der Sand mit ihrem Blut sich färben,
Im Tod sich noch ein Lächeln zu erwerben,
Stellt sich die Schar dem Imperator vor.

2. In weitem Rund mit vollgedrängten Sitzen
Türmt sich der Cirkus auf ins Himmelblau,
Der Pöbel kürzt die Zeit mit blut'gen Witzen,
Und fünfzigtausend Römeraugen blitzen
Voll Mordbegier nach der ersehnten Schau.

3. Ein Wink, da stürzen die geübten Schlächter
Den nackten Leib ins blut'ge Schwerterspiel,
Der Zagende stirbt unter Hohngelächter,
Doch Beifallsdonner lohnt den schönen Fechter,
Der malerisch im Todeskampfe fiel.

4. Entmenschtes Rom! Zur Wollust ist das Morden,
Die Menschenschlächterei zur schönen Kunst,
Das Sterben zum Theaterspiel geworden,
Und Nero rührt in schmelzenden Accorden
Die Zither sich zur nächt'gen Feuersbrunst.

5. — Doch sieh, was führt man heut für Gladiatoren
Der Schaubegier des lieben Pöbels vor?
Nicht Parther sind, nicht Perser heut erkoren,
Nicht blonde Jünglinge, am Rhein geboren:
Heut ist's ein ungewohnter Fechterchor.

6. Sind hier nicht Greise, die zum Kampf sich rüsten?
Nicht Mägdlein, hold ihr Haupt in Scham gesenkt?
Nicht Frauen mit dem Säugling an den Brüsten?
Merk' auf, o Rom, heut sterben deine Christen,
Die Neros Güte dir zum Schauspiel schenkt!

7. Still ziehn sie ein im wallenden Gewande,
Mit sanftem Schritt, gleich einer Priesterschar;
Sie stehn im Rund, nun fallen ihre Bande,
Sie knieen nieder in des Cirkus Sande,
Ihr Psalm ertönet fremd und wunderbar.

8. Sie grüßen ihren Cäsar, doch nicht jenen,
Der in die Hand sein finstres Haupt dort stützt,
Nein, einen, der, umjauchzt von Harfentönen,
Hoch ob der Erde blutigen Arenen
Als Friedefürst in goldnen Wolken sitzt.

9. „Heil Christe dir! dich grüßen, die da sterben,
Kurz ist der Kampf, und ewig ist der Lohn.
O selig, wer um deine Krone werben,
O selig, wer dein himmlisch Reich darf erben,
Nimm unsre Seelen auf, du Gottessohn!"

10. Sie schaun sich um und schauen mit Entzücken
Den edlen Zeugenkreis, der sie umringt,
Nicht jenen, der mit mordgewohnten Blicken
Im weiten Cirkus, voll bis zum Erdrücken,
Wie eine Riesenschlange sie umschlingt, —

11. Nein, Engel sind's, die sich herniederneigen,
Ein lichter Kreis, ein strahlenvoller Kranz,
Mit Kronen winken sie, mit Palmenzweigen,
Kopf drängt an Kopf und Reigen sich an Reigen,
Bis er verschwebt im goldnen Himmelsglanz. —

12. Numid'scher Leu, nun schüttle deine Mähne!
Die Lämmer Christi schrecket nicht dein Zorn;
Spring an aus deinem Käfig, o Hyäne,
Du Königstiger, wetze deine Zähne,
Zermalme kecklich Christi Weizenkorn! — —

13. Zehn blut'ge Leichen schleift man aus den Thoren,
Doch zwanzig derer, die sie sterben sahn,
Sie haben morgen schon zum Kreuz geschworen —
Aus Blut wird Christi Kirche neu geboren,
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.

---

3. Die Berge Gottes.

Ihr Berge der Erde,
Altäre des Höchsten,
Dampfend am Morgen
Von des Nebels silbernem Opferrauch,
Glimmend am Abend
Von des Spätrots purpurner Aschenglut,
Seid mir fröhlich gegrüßt
Und dankbar gesegnet
Jetzt und immer!

10 Wie oft, wie oft am schwülen Tag
Aus des Thales Dampf,
Aus des Marktes Gewühl
Schwang sehnend im Flug mein Blick sich empor
Zu euren sonnigen Gipfeln!
Wie oft, wie oft am stilleren Abend
Nach des Tages Last und Hitze
Geflügelten Schrittes noch eilt' ich hinauf
Euren luftigen Warten zu,
Die Stirne zu kühlen
20 Im reineren Äther,
Die Brust zu baden
Im Abendrote,
Die Seele zu tauchen
Ins Himmelslicht!

Heilige Stille
Wohnet auf Bergen;
Fernab verklingt des Thales Lärm;
Des Erdenjubels wilder Schrei
Und der kreischende Jammer der Welt
— Beides klingt nur gedämpft herauf; 30
Was aber des Wanderers Ohr vernimmt,
Das ist ein frommer Glockenton
Oder der Winde leiser Geistersang
Und wehender Tannen
Melodisches Rauschen.

Heilige Stille,
Wie hab' ich dich oft gesucht,
Friede des Himmels,
Wie oft dich gefunden
Auf einsamen Pfaden der Berge! 40
Da legte sich der Leidenschaften Flut,
Da stillte sich der Sorgen trübes Meer,
Da fand ich wieder,
Was ich drunten verloren,
Meinen Gott und mich,
Und wenn der goldne Vollmond
Friedlich emporglänzt am schwarzen Tannenwald,
Dann stieg ich hernieder zur dunklen Hütte,
Frömmer als ich hinaufgegangen,

50 Still in der Seele,
Versöhnt mit Gott.

Himmlische Lüfte
Wehen auf Bergen;
Der Sümpfe Dunst und der Städte Qualm,
Brütend liegt er über dem Thal;
Aber da droben im krystallenen Äther
Wird weiter die Brust und heller der Blick.

Durstig trink' ich der reineren Lüfte
Stärkenden Balsam,
60 Und der Erdenkloß des müden Leibes
Spürt frisch des Schöpfers
Belebenden Hauch.

Herrliche Weiten
Thun von Bergen sich auf
Dem staunenden Blick;
Ruhig überschau' ich des Thals
Verschlungene Pfade,
Winzig erscheint, was drunten so groß,
Garten und Feld, Haus und Hof,
70 Und der Menschlein wimmelndes
Ameisengeschlecht;
In blaue Fernen,
Wie auf breiten Flügeln der Kranich schwebt,
Schwingt sich entfesselt der sehnende Blick,
Und schwindelnd verliert sich
In des Himmels azurnen Tiefen
Dem Adler nach, der zur Sonne fleugt,
Sinn und Gedanke.

Würzige Kräuter
80 Wachsen auf Bergen,
Und Bäume,
Die Menschenhand nicht pflanzt noch pflegt,
Vom Tau des Himmels nur getränkt,
Gewärmt von Gottes Sonne nur
Und groß gewiegt von seinem Sturm.
Da glüht aus grauem Gestein
Der Felsennelke purpurner Stern,
Da duftet im goldbraunen Moos
Des Heidekrautes lieblich Gewürz,
Da schlägt in die Felsenspalte tief 90
Die knorrige Eiche das Wurzelgeflecht,
Und schlank und hoch
Wiegst du im himmlischen Blau,
O Ceder des Nordens,
Edle Tanne, dein dunkles Haupt!

Oft auch auf Bergen sproßte mir im Geist
Ein edleres Gefühl
Und ein Entschluß, der nicht von der Erde,
Und reich und froh trug ich heim
In der Hand den duftenden Blumenstrauß, 100
Aber im Busen den köstlichen Fund
Himmlischer Gedanken.

Seid froh mir gegrüßt
Und dankbar gesegnet jetzt und immer,
Ihr Berge der Erde! —
Aber höher empor, o Pilgrim,
Höher schwinge den sehnenden Blick,
Höher wage den pilgernden Schritt:
Kennst du sie, die heiligen Berge,
Die Berge Gottes, 110
Von dannen Hilfe kommt
Ins irdische Jammerthal?
Kennst du sie, die leuchtenden Zinnen der Erde,
Die nachbarlich oft
Himmlische Gäste betraten,
Denen der Ewige selber,
Wandelnd unter den Menschen,
Heilige Fußstapfen eingedrückt?
Kennst du sie, der Weltgeschichte
Riesige Marksteine, 120
Daran sich scheiden [illegible]
Die Grenzen der [illegible]en,
Die Berge der [illegible]ung:

Sinai und Golgatha,
Horeb und Tabor
Und der andern Höhen heilige Kette,
Die herniederleuchtet in die Nacht der Welt,
Fortglühend im Nachglanz heiliger Vorzeit,
Wie spät noch durch graue Dämmerstunden
130 In rosigem Feuer die Alpen glühn?

Dorthin, mein Pilger, die sehnenden Blicke,
Dorthin aus dem Thale die wallenden Schritte;
Dort umsäuselt dich heilige Stille,
Dort umwehen dich himmlische Lüfte,
Dort eröffnen sich Ewigkeitsweiten,
Und die Cedern Gottes duften dort,
Der ewigen Wahrheit
Immergrüne Gedanken.
Dorthin laß uns zusammen wallen im Geist,
Und wie Moses am Horeb, zeuch aus die Schuhe, 140
Denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land,
Und wie Elias betend verhülle dein Antlitz;
Denn der Herr wandelt vorüber
Im Abendhauch.

4. Herbstgefühl.

1. Müder Glanz der Sonne!
Blasses Himmelblau!
Von verklungner Wonne
Träumet still die Au.

2. An der letzten Rose
Löset lebenssatt
Sich das letzte, lose,
Bleiche Blumenblatt.

3. Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain; —
Auch Vergehn und Sterben
Deucht mir süß zu sein.

5. Bei Straßburg auf der Schanze.

1. Bei Straßburg auf der Schanze
Da ging mein Trauern an,
Ich sah im Abendglanze
Des Münsters Hochaltan,
Sah durch die grünen Auen
Des Rheines Silberband,
Sah die Vogesen blauen
Am duft'gen Himmelsrand.

2. Doch plötzlich seh ich's blitzen
Dort drüben auf dem Wall,
Ich höre von Geschützen
Den dumpfen Donnerknall,
Und auf der Schanze hüben
Kracht scharf der Gegengruß,
Und hüben blitzt's und drüben,
Und donnert Schuß um Schuß.

3. Und rasender gewittert
Der Mordgeschütze Schlund,
Das weite Elsaß zittert,
Der Schwarzwald bebt im Grund;
Die Sonne muß erblassen,
Umflort von Rauch und Dunst,
Und drüben in den Gassen
Loht auf die Feuersbrunst.

4. Wie schaut das hehre Münster
In purpurroter Tracht
So traurig und so finster
Herüber durch die Nacht!
Es starrt hinab wie klagend
In wilder Flammen Lauf,
Und drohend hebt's und fragend
Den Riesenfinger auf.

5. „O Brüder, liebe Brüder,
So lautet der Empfang?
So findet ihr euch wieder,
Und war't getrennt so lang'?
O Kinder, drin und draußen,
Wie tobt ihr sinnberaubt,
Und eure Kugeln sausen
Um mein geheiligt Haupt!"

6. Ja Straßburg, laß dich fragen:
Besinnst du dich so schwer,
Blieb dir aus alten Tagen
Kein blaß Gedächtnis mehr,
Da du am deutschen Rheine
Die wunderschöne Stadt,
Die ihresgleichen keine
Vom Fels zum Meere hat?

7. Als Erwins Haupt entsprungen
Des Münsters Herrlichkeit,
Als Gottfrieds Mund gesungen
Der Minne Lust und Leid,
Als Meister Brant die Thoren
Gegeißelt im Gedicht,
Als Spener dir geboren,
Der Kirche mildes Licht!

8. Ist das die Stadt, wo Goethe
Voll Jugendmut gehaust,
Im Herzen seine Grete,
Im Kopfe seinen Faust?
Wo, wenn die Enkel schweigen,
Die Ahnen in der Gruft,
Die stummen Steine zeugen:
Hier wehte deutsche Luft?

9. Zum Sturm denn, wilde Werber!
Schlagt kühn die Braut heraus,
Doch haust nicht als Verderber
Im alten Mutterhaus!
Die heil'gen Engel schirmen
Mit Flügeln Gottes Dom,
Schont ihr auch, kommt's zum Stürmen,
Des Knaben Absalom!

10. Bei Straßburg auf der Schanze
Da ging mein Jubel an:
Ich sah im Morgenglanze
Des Münsters Hochaltan,
Ich sah vom Hochaltane
Ein schneeweiß Banner wehn,
Ich sah die Friedensfahne
Sich sanft im Winde blähn.

11. Und statt Kanonendröhnen
Und statt Granatenknall
Zusammen hört' ich tönen
Der Glocken frommen Schall,
Und bei der Glocke Schallen
Sah ich des Volkes Strom
In Feierkleidern wallen
Zum Friedensfest im Dom.

---

6. Zum Friedensfest.

1. Nun laßt durchs Land die Friedensglocken schallen
Vom Rhein zum Belt in feierlichem Chor;
Nun laßt noch einmal die Geschütze knallen, —
Des Kriegs Lebwohl ins freudetrunkne Ohr;

Nun laßt die Stadt von bunten Flaggen wallen,
Als wogt' im Wind ein muntrer Tulpenflor;
Nun laßt die Nacht zum Flammenmeere werden,
Als wär' das Firmament verpflanzt auf Erden!

2. Das war ein Krieg, so frevelhaft erzwungen,
Daß nie ein Volk ein reiner Schwert noch zog;
Das war ein Sieg, so wunderbar gelungen,
Daß er das kühnste Hoffen überwog;
Das ist ein Lenz: so süß hat nie gesungen
Die erste Lerche, die gen Himmel flog;
Das wird ein Fest, wie nimmer seinesgleichen
Gefeiert ward im Schatten deutscher Eichen.

3. Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unser Arm sich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlersflügeln hast du uns getragen,
In Feuerwolken zogst du uns voraus,
Du halfst uns dreiundzwanzig Schlachten schlagen,
Du führst als Siegesherzog uns nach Haus;
Herr Gott, so weit noch beten deutsche Zungen,
Sei dir zuerst ein Loblied heut gesungen!

4. Dann aber euch, die ihr mit grünem Reise
Am blanken Helm im Siegesmarsche naht,
Dem Kriegesherrn, dem frommen Heldengreise
Mit seiner Heeresfürsten hohem Rat,
Euch allen bis zum letzten, der im Gleise
Der strengen Pflicht sein blutig Handwerk that;
Was ihr vollbracht, errungen und ertragen,
Bewundernd werden sich's die Enkel sagen.

5. O seht die stolzen, bärtigen Gestalten!
Als Held marschiert ein jeder Mann im Glied.
Und sind es denn die Lieben noch, die alten?
Als Mann kommt wieder, wer als Knabe schied;
Uns brennt das Herz und kann sich kaum noch halten,
Von Thränen flimmert jedes Augenlid;
Die Trommel schweigt, es lösen sich die Glieder,
Und nun — in unsern Armen liegt ihr wieder!

6. Doch ihr, die wir im Zug nicht mehr gefunden,
Die ihr für uns den Tod der Helden starbt,
Die ihr den letzten Feind habt überwunden,
Die ihr den besten Siegeskranz erwarbt, —

Frisch bluten heut auf Erden unsre Wunden,
Die euren sind im Himmel längst vernarbt;
Wir feiern einen Freudentag hienieden,
Euch sei ein ewig Friedensfest beschieden!

7. Und ihr, die ihr in stillem Herzeleide
Abseits vom lauten Festesjubel steht,
Ihr Mütter, die ihr schwarz im Trauerkleide,
Ihr Witwen, die ihr trüb in Thränen geht,
Ihr Siechen, die ihr bleich, mit leisem Neide
Auf eure schmucken Kameraden seht,
Euch tröste Gott! Euch heg' in Mutterarmen
Das Vaterland mit innigem Erbarmen!

8. Kein Klaglied heut! O du im Frühlingsglanze,
Wie prangst du schön, mein deutsches Vaterland!
Vom freien Rhein bei Straßburgs alter Schanze
Bis zu der Ostsee weißem Dünensand,
Vom Moselstrom im grünen Rebenkranze
Bis zu der Alpen schneebedeckter Wand,
Blüh auf, blüh auf in frischer Frühlingswonne!
Kein schöner Land beleuchtet Gottes Sonne!

9. Mein deutsches Volk! o dir ist viel gegeben,
Bewahre treu dein anvertrautes Pfund;
Vor allen Völkern will dich Gott erheben,
Drum beuge dich und halte seinen Bund;
Wo er regiert, ist Seligkeit und Leben,
Wer ihm vertraut, der baut auf Felsengrund,
Und wo in Eintracht Brüder vor ihm wohnen,
Da will er selbst mit seiner Gnade thronen.

10. Sein ist das Reich. — Nun, alter Barbarosse,
Leg' friedevoll dein müdes Haupt zur Ruh,
Ottonen ihr, du Kaiser Karl der Große,
Nun schlaft in Ehren in der Marmortruh':
Im Silberbart ein würdiger Genosse
Gesellt sich eurem hohen Reigen zu;
Kein „römisch Reich“, ein deutsches ist erstanden,
Nicht Krieg bedeutet's, Friede bringt's den Landen.

11. Ja, deiner Engel schönsten, Herr, den Frieden,
O send' ihn dem verstörten Erdenrund,
Heiß ihn versöhnen, was in Haß geschieden,
Laß ihn verbinden, was vom Schwerte wund,

Bis daß die Nationen all hienieden
Sich sammeln zum beglückten Brüderbund:
Auf Erden Friede und den Menschen allen,
So weit sie wohnen, Gottes Wohlgefallen!

12. Euch Kindern Heil! will's Gott, ihr sollt's erfahren:
Die Welt ist schön und noch des Lebens wert;
Ward ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch diesen Tag beschert,
Weil mir gereift in meines Herbstes Jahren,
Was meiner Jugend kühnster Traum begehrt.
Und ruft mein Herr, will ich in Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil gesehen!

Gustav Freytag.

Gustav Freytag, geboren den 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, studierte in Breslau und Berlin deutsche Philologie, hielt als Docent an der erstgenannten Universität germanistische und litteraturgeschichtliche Vorlesungen, gab aber 1847 dieses Lehramt auf, um unabhängig der litterarischen Thätigkeit sich widmen zu können. Seine zweite Heimat wurde Sachsen, und zwar lebte er zunächst in Dresden, dann lange Zeit in Leipzig, von wo aus er gern die Ruhe seines Gutes Siebleben bei Gotha aufsuchte. Vom Herzog Ernst von Koburg-Gotha erhielt er den Hofratstitel, später wurde er Wirkl Geheimrat. 1879 siedelte er nach Wiesbaden über und starb daselbst am 30. April 1895.

Von der fast unübersehbaren Schar der neueren Schriftsteller ist Freytag einer derjenigen, welche in erster Reihe stehen, bedeutend als Dramatiker, Romanschriftsteller und Kulturhistoriker. Von seinen Dramen ist als klassisch zu bezeichnen das Lustspiel Die Journalisten, ein echtes, treues Kulturbild aus unserem Jahrhundert; ferner verdienen Hervorhebung: Die Valentine, Graf Waldemar, Die Fabier. Der erste seiner Romane, „Soll und Haben", 1855 erschienen, steht auf dem Boden des wirklichen Lebens und verherrlicht den Kaufmannsstand; der zweite, „Die verlorene Handschrift", stellt uns Gelehrtentum und Hofwelt im Konflikt miteinander dar. Ein drittes großangelegtes Werk, der historische Romancyklus „Die Ahnen", welcher aus sechs Teilen besteht (Ingo und Ingraban, Das Nest der Zaunkönige, Die Brüder vom deutschen Hause, Markus König, Die Geschwister, Aus einer kleinen Stadt), enthält, um des Verfassers Worte zu gebrauchen, eine Reihe frei erfundener Geschichten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechtes erzählt werden; es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird bis zu dem letzten Enkel fortgeführt, einem frischen Gesellen, der noch jetzt unter der deutschen

Sonne dahinwandelt, ohne viel um Thaten und Leiden seiner Vorfahren zu sorgen. Nicht mit Unrecht hat man das Werk ein Nationalepos in Romanform genannt. Hervorgewachsen ist dasselbe aus Freytags fünfbändigem Werke „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", einer höchst wertvollen Geschichte des deutschen Volksgemütes und Volkslebens.

Aus den „Ahnen" Altdeutsche Kampfspiele III, 80; aus den „Bildern": Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege III, 99; Aus dem Klosterleben im zehnten Jahrhundert IV, 1. 71; Die deutschen Städte im Mittelalter IV, 1. 79; Die deutschen Bauern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges IV, 1. 96; Die Rückkehr der Franzosen aus Rußland IV, 2. 116; Bilder aus dem Freiheitskriege IV, 2. 122.

1. Aus: Soll und Haben.

Schon stand die Sonne niedrig am Himmel, als die beiden Wanderer (der junge Anton Wohlfart und Veitel Itzig, ein ärmlich gekleideter Bursche jüdischen Stammes) bei den ersten Häusern der Hauptstadt ankamen. Erst einzelne kleine Gebäude, dann zierliche Sommerwohnungen mitten in blühenden Gärten; dann rückten die Häuser dichter zusammen, die Straße schloß sich auf beiden Seiten, und mit dem Staube und dem Wagengerassel legte sich bange Sorge um die Brust unseres Helden. In dem Geflecht großer und kleiner Straßen wäre Anton ratlos gewesen, wenn ihn nicht sein Begleiter, der aus Achtung vor dem besseren Rock Antons hinter ihm geblieben war, durch laute „Rechts" und „Links" an den Straßenecken gelenkt hätte. . . Endlich bogen die jungen Männer in eine Hauptstraße, wo große Häuser mit Säulenportalen, elegante Kaufläden und ein Gewühl gutgekleideter Menschen verrieten, daß hier der Wohlstand einen entschiedenen Sieg über die Armseligkeit davongetragen hatte. In dieser Straße hielten sie vor einem hohen Hause an. Itzig wies auf das Thor mit einer gewissen scheuen Achtung und sagte kurz: „Hier wohnt er; hier wirst du bald so stolz werden, wie diese Gojim[1]) sind. Gute Nacht!" Er pfiff vor sich hin und schlenderte die Straße hinab, ohne sich umzusehen.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief seines Vaters in der Brusttasche. Er war sehr kleinmütig geworden, und sein Kopf war so schwer, daß er sich am liebsten einen Augenblick hingesetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe sah es in dem Hause nicht aus. Vor der Thüre stand ein großer Frachtwagen, in dem Hause mächtige Fässer und Ballen, und riesengroße, breitschultrige Männer mit Lederschürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fässer und schnürten dicke Stricke durch künstliche Knoten zusammen; dazwischen eilten Commis, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in

1) hebräisch = Heidenvolk, hier die Christen.

blauen Blusen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fässer mit der geschäftlichen Würde in Empfang, welche die Thätigkeit aller verantwortlichen Menschen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton stieß an einen Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgesehen!", welches ihm zwei Enaksöhne[1]) mit Lederschürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schicksal bewahrt, unter einer großen Öltonne plattgedrückt zu werden.

Im Centrum der Bewegung, gleichsam als Sonne, um welche sich die Fässer und Arbeiter und Fuhrleute herum drehten, stand ein junger Herr aus dem Geschäft, ein Herr mit entschlossener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen seiner Herrschaft einen großen schwarzen Pinsel in der Hand hielt, mit dem er bald riesige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Aufladern ihre Bewegungen vorschrieb. Diesen Herrn frug Anton mit klangloser Stimme nach dem Prinzipal des Geschäftes und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinselstieles in den hintern Teil des Hausflurs nach dem Comptoir gewiesen. Zögernd trat er an die Thür, es kostete ihm einen großen Entschluß, den Griff mit der Hand zu drehen — er hat sich später oft daran erinnert — und als die Thür geräuschlos aufging und er in das Dämmer der großen Arbeitsstube sah, da wurde ihm so angst, daß er kaum über die Schwelle schreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufsehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhr hastig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Comptoirs und der Post zu thun. Nur einer der Herren, welcher zunächst der Thüre saß, erhob sich und frug in kühlem Geschäftston: „Was steht zu Ihren Diensten?"

Auf die schüchterne Erklärung Antons, daß er Herrn Schröter zu sprechen wünsche, trat aus dem zweiten Comptoir ein großer Mann mit faltigem Gesicht, mit stehendem Hemdkragen, von sehr englischem Aussehen. Anton sah schnell auf das Antlitz, und dieser erste Blick, so ängstlich, so flüchtig, gab ihm einen guten Teil seines Mutes wieder. Er erkannte alles darin, was er in den letzten Wochen, ach! so oft ersehnt hatte: ein gütiges Herz und einen redlichen Sinn. Und doch sah der Herr streng genug aus, und seine erste Frage klang kurz und entschieden. Anton faßte schnell nach seinem Brief, nannte seinen Namen und erzählte hastig und mit stockender Stimme, daß sein Vater gestorben sei, und daß er den Herrn von seinem Totenbette grüßen lasse.

Wie ein freundliches Licht flog es über das Auge des Kaufmanns, er öffnete den Brief schweigend, las ihn langsam durch, reichte dem bewegten Anton die Hand und sagte: „Seien Sie mir willkommen!" Darauf wandte er sich zu einem von den schreibenden Herren, welcher einen grünen Rock trug und einen grauen Überziehärmel um den rechten

---

1) Riesen.

Arm gebunden hatte: „Herr Anton Wohlfart tritt von heut in unser Geschäft.“ Einen Augenblick hörten die sechs Federn auf zu rennen, und ihre Lenker sahen im Tempo nach Anton hin; der Chef aber fuhr zu Anton gewandt fort: „Sie werden müde sein. Herr Jordan wird Ihnen Ihr Zimmer anweisen, ruhen Sie heut aus, morgen das weitere.“

Nach diesen Worten wandte er sich mit leichtem Kopfnicken ab und ging nach dem zweiten Comptoir zurück, wo ebenfalls sechs Federn über das blaue Papier fuhren, und jetzt mit solcher Schnelligkeit, daß sich der Federbart vor Aufregung sträubte. Denn die alte Wanduhr hatte zum Schlage bereits ausgehoben.

Nur der Herr im grünen Rock streifte den grauen Ärmel ab, strich ihn sorgfältig glatt, schloß ihn mit einem Haufen Papiere in das Pult und lud Anton ein, ihm auf das Zimmer zu folgen. Wieder schritt Anton durch die Thür des Comptoirs, in welchem er nur zehn Minuten gewesen war; aber er war ein anderer Mann geworden, sein Schicksal war entschieden, er hatte jetzt eine Heimat, er gehörte in das Geschäft. Deshalb schlug er im Vorbeigehen herzhaft auf einen großen Ballen, wie man auf die Schulter eines guten Bekannten schlägt, wobei der grüne Herr sich umwandte und mit wohlwollender Herablassung zu ihm sagte: „Baumwolle;“ und drei Schritt weiter klopfte Anton Einlaß fordernd an ein riesiges Faß, welches wohlhäbig in einer Ecke stand, wie ein dicker Pächter in seinem hellen Sommerrock, worauf sich wieder der grüne Herr umwandte und ebenso wohlwollend sagte: „Korinthen.“ Jetzt stieß unsern Anton kein Hebebaum mehr, ja er selbst schob den einen mit kräftiger Fußbewegung beiseite, und einen Riesen mit lederner Schürze, der ihm begegnete, grüßte er mit sicherer Vertraulichkeit und fühlte sich behaglich, als der Riese ihm artig dankte, besonders als der grüne Herr wieder herablassend äußerte: „Der oberste Auflader.“

Durch den Hofraum gingen sie auf gewundenen Pfaden in ein Hintergebäude und stiegen drei ausgetretene Treppen hinauf. Dort öffnete Herr Jordan ein Zimmer und bemerkte gegen Anton, daß dies wahrscheinlich seine künftige Wohnung sein werde; es sei die frühere Behausung eines guten Freundes von ihm, der aus dem Geschäft geschieden sei und sich selbst etabliert habe.

Herr Jordan eilte in das Comptoir zurück, in dem er der erste und letzte sein mußte, weil ihm ein Teil der Schlüssel anvertraut war, und Anton blieb allein . . . .

Anton hatte in den ersten Wochen Mühe, sich in der neuen Welt zurecht zu finden, in die er versetzt war. Das Gebäude, der Haushalt, das Geschäft waren so altertümlich, solid und großartig, daß sie auch einem Weltbürger von mehr Erfahrung imponieren mußten.

Das Geschäft war ein Warengeschäft, wie sie jetzt immer seltener werden, jetzt, wo Eisenbahnen und Telegraphen See und Inland ver=

binden, wo jeder Kaufmann aus den Seestädten durch seine Agenten die Waren tief im Lande verkaufen läßt, fast bevor sie im Hafen angelangt sind, so selten, daß unsere Nachkommen diese Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden, als wir den Marktverkehr zu Timbuktu oder in einem Kaffernkraal. Und doch hatte dies alte weit bekannte Binnengeschäft ein stolzes, ja fürstliches Ansehen, und, was mehr wert ist, es war ganz gemacht, bei seinen Teilhabern feste Gesinnung und ein sicheres Selbstgefühl zu schaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Konjunkturen waren seltener und größer, so mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, seine Spekulation selbständiger sein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Massen der Waren, welche sie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorrätig hielt. Auf den Packhöfen am Flusse lag in langen Speichern ein großer Teil der fremden Waren aufgestapelt, ein kleinerer Teil in den Kellern und Gewölben des alten Hauses selbst, viele Vorräte in Speichern und Remisen der Nachbarschaft. Zahlreiche Kaufleute in der Provinz versorgten sich aus den Magazinen der Handlung mit Kolonialwaren und den tausend guten Erzeugnissen der Fremde, welche uns ein tägliches Bedürfnis geworden sind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Osten, bis an die türkische Grenze, saßen die Agenten des Hauses, und dieser Teil des Geschäftes, vielleicht weniger regelmäßig und sicher, galt zur Zeit für die gewinnreichste Thätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine Menge der verschiedensten Eindrücke, Menschen und Verhältnisse aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche fast täglich Warenproben brachten, und außer den Sensalen der Börse, welche die Geldgeschäfte des Hauses vermittelten, Wechsel anboten und verkauften, zog durch das vordere Comptoir vom Morgen bis zum Abend eine bunte Prozession von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväterische Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverlässigkeit; sie kauften, drückten die Hände und verlangten als spezielle Freunde des Geschäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbesitzer jedes Standes aus der Landschaft, welche die angebauten Handelsgewächse, Farbekräuter, Gewürze u. s. w. anboten; dann polnische Juden, schwarzlockige Gesellen im langen seidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Produkte ihrer Länder, Wolle, Hanf, Pottasche, Talg verkaufen wollten. Mit ihnen war der Verkehr am wenigsten geschäftsmäßig, ihr Kommen erregte jedesmal unter den jüngeren Leuten des Comptoirs stille Heiterkeit. Dazwischen kamen Bettler, Hilfesuchende aller Art, Geschäftsfreunde des Hauses, Fuhrleute, welche ihre Frachtbriefe forderten, Auflader und Hausknechte, welche Aufträge erhielten oder die Aufträge anderer Geschäfte ausrichteten. Anton fand

es sehr schwer, bei diesem ewigen Thüröffnen und Durcheinandersprechen seine Gedanken zusammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden. . . . . .

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erschien ihm sehr fremdartig und mächtig. Das Haus selbst war ein altes, unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäusern, voll von Mauern und kleinen Treppen, von geheimnisvollen Durchgängen, wo kein Mensch welche vermutete, von Korridoren, Nischen, tiefen Wandschränken und Glasverschlägen. Es war ein durchaus künstlicher Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für späte Enkel so schwierig und unverständlich als irgend möglich zu machen. Und doch sah er, im ganzen betrachtet, behaglich aus und umfaßte mit seinen Mauern eine große Welt voll Menschen und Interessen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter seinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbgurte mit Waren gefüllt; das ganze Parterre gehörte der Handlung und enthielt außer den Comptoirzimmern fast nichts als Warenräume. Darüber lagen im Vorderhause die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr selbst wohnte.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch seiner Handlung. Alle Herren des Comptoirs, welche nicht verheiratet waren, wohnten in seinem Hause, gehörten seinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt 1 Uhr an dem Tische des Prinzipals. Am Morgen nach Antons Eintritt hatte Herr Schröter nur wenige Worte mit ihm gewechselt und ihn darauf Herrn Jordan und dem Provinzialgeschäft übergeben. . . . .

Herr Jordan gab sich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimnisse der Warenkunde einzuweihen, und die Stunde, in welcher Anton zuerst in das Magazin des Hauses trat und hundert verschiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen persönlich mit allen Kunstausdrücken kennen lernte, wurde für seinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigentümlichen Poesie, die wenigstens ebensoviel wert war, als manche andere poetische Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltsame und Fremde in der Seele des Menschen hervorbringt.

Es war ein großes dämmeriges Gewölbe im Parterre des Hauses, durch Fenster mit Eisenstäben notdürftig erhellt, in welchem die Warenproben und kleinen Vorräte für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kisten und Ballen standen auch hier massenhaft durcheinander, und nur schmale gewundene Pfade führten dazwischen durch. Fast alle Länder der Erde, alle Rassen des Menschengeschlechts hatten gearbeitet und eingesammelt, um Nützliches und Wertvolles vor den Augen unseres Helden zusammenzutürmen. Der schwimmende Palast der ostindischen Kompanie, die fliegende amerikanische Brigg, die altertümliche Arche der Niederländer hatten die Erde umkreist, starkrippige Walfischfänger hatten ihre Nasen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, schwarze

Dampfschiffe, bunte chinesische Dschonken, leichte malaiische Kähne mit einem Bambus als Mast, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Diese Bastmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiste war von einem fleißigen Chinesen mit rot und schwarzen Hieroglyphen bemalt worden; dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger aus Congo im Dienst des virginischen Pflanzers über den Ballen geschnürt; dieser Stamm Farbeholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikanischen Meerbusens angeworfen haben; jener viereckige Block von Zebra- oder Jacarandaholz hatte in dem sumpfigen Urwald Brasiliens gestanden, und Affen und bunte Papageien waren über seine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffeebaumes fast aus allen Teilen der Erde; in rohen Bastkörben breiteten sich die gerollten Blätter der Tabakpflanze, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Krystalle aus dem süßen Rohr der Plantagen. Hundert verschiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knospen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieser Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Gestalten ragten wie Ungetüme aus dem Chaos hervor: dort hinter dem offenen Faß, gefüllt mit oranger Masse — es ist Palmöl von der Ostküste Afrikas — ruht ein unförmiges Tier — es ist Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelassen ist; — daneben liegen, zusammengedrückt in riesigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eisernen Bändern, fünfhundert Stockfische, und in der Ecke gegenüber erheben sich über einem Haufen Elefantenzähne die Barten eines riesigen Wals.

Anton stand noch stundenlang, nachdem die Erklärungen seines Lehrmeisters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, und die Gurte der alten Wölbung und die Pfeiler an der Wand verwandelten sich ihm in großblättrige Palmen, und das Summen und Geräusch auf der Straße erschien ihm wie das entfernte Rauschen der See, die er nur aus seinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Takt an die Küste schlagen, auf welcher er so sicher stand.

Diese Freude an der fremden Welt, in welche er so gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn seit dem Tage nicht mehr. Wenn er sich Mühe gab, die Eigentümlichkeiten der vielen Waren zu verstehen, so versuchte er auch durch Lektüre deutliche Bilder von der Landschaft zu bekommen, aus welcher sie herkamen, und von den Menschen, die sie gesammelt hatten.

So vergingen schnell die ersten Monate seines Lebens in der Hauptstadt.

2. Des Sängers Erzählung beim Hoffest.

(Aus den „Ahnen".)

Ein Jüngling aus dem Gefolge des Häuptlings der Thüringe sprang die Stufen herauf und schrie in die Halle, wo die Gäste versammelt saßen: „Volkmar, der Sänger, reitet in den Hof." „Er sei willkommen," rief der Fürst . . . Mit ehrbarem Gruß kam der Sänger heran, ein Mann von mäßiger Größe mit leuchtenden Augen, das krause Goldhaar mit Grau durchzogen, zierlich trug er seinen Überwurf von buntem Tuch, die nackten Arme mit Goldringen geschmückt, eine Kette um den Hals, das Saitenspiel in der Hand. Er betrat die Halle. Als er auf der Schwelle stand, erscholl ein Zuruf und Gruß, der laut von der Decke wiedertönte. Stolz empfand Volkmar, daß er ein Günstling war, er trat mit behendem Schritt in den freien Raum vor dem Tisch des Häuptlings und verneigte sich tief gegen ihn und die Herrin.

„Sei tausendmal gegrüßt, du Geliebter des Volkes! rief ihm der Fürst entgegen, die Vögel unseres Gaues, die im Winter geschieden waren, singen längst ihr Sommerlied, nur den Sänger der Helden haben wir vergeblich ersehnt."

„Nicht die Vögel hörte ich in der Luft den Sommer verkünden, die Kriegshunde des Gottes hörte ich heulen im Winde, und die bunte Wolkenbrücke erblickte ich, auf der die Helden in endloser Schar zu der Halle der Götter hinaufzogen. Den Rheinstrom sah ich dahinfließen in roten Wellen, bedeckt mit Leibern der Männer und Rosse, die Walstatt schaute ich und das blutige Thal, wo die Hügel der Erschlagenen liegen zum Fraß für die Raben, und Könige weiß ich mit gefesselten Gliedern im Römerlager den Beilschlag erwartend." Ein lauter Aufschrei folgte diesen Worten. „Erzähle, Volkmar, wir hören," sagte der Fürst.

Der Sänger fuhr durch die Saiten, und es ward so still in dem Raum, daß man die tiefen Atemzüge der Gäste vernahm. Darauf rührte er die Saiten und begann zuerst erzählend, dann mit gehobener Stimme und melodischem Tonfall singend seinen Bericht von der Schlacht zwischen den Alemannen und Römern. Er nannte die Namen der Könige und Königskinder, welche mit den Alemannen über den Rhein dem Cäsar entgegenzogen und zuerst die Reiter der Römer in die Flucht schlugen und dann die erste Schlachtreihe. Darauf sang er: „Hinter die zweite Reihe der Römerscharen ritt gebietend auf seinem Rosse der Cäsar, über ihm schwebte als Banner das Drachenbild, der Riesenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer, purpurrot war der Wurm, und aus dem aufgesperrten Rachen fuhr die züngelnde Flamme. Und der Cäsar rief die Bataver vor und die Franken: „Heran, ihr Germanenhelden, nicht zwingen meine Welschen den Sturm der Feinde." Der Herold ritt, und die Franken hoben sich hellleuchtend vom

Boden, die Scharen geordnet, mächtig schwang Aimo, Arnfrieds Sohn, das Schwert in dem Vorkampf."

„Das ist mein Bruder!" rief es von einem Tisch. „Heil Aimo!" dröhnte es in einer Ecke des Saals. „Sie zogen heran in geraden Reihen, die weißen Schilde mit dem Stierbild geschmückt; hart war der Drang, wie Feuerflammen den Heidegrund, so räumte ihr Schwert die Walstatt vom Sturm der Alemannen. Doch in neuem Keil sprangen die Alemannen herein, voran die Könige, und wieder wichen die Römer. Da mahnte der Cäsar seine letzte Schar, die im Römerheer der Dornhag des Feldherrn heißt."

„Archimbald!" rief es wild in dem Saale. „Eggo!" von einer andern Seite. „Dort stand als Führer über hundert Mann ein hünenhafter Gesell, der Thüring Archimbald, und Eggo, sein Brudersſohn, wohl erfahren im Kriegsbrauch der Römer. Sie stemmten das Knie im Boden fest, sie deckten den Leib mit dem Lindenschild und wehrten als dreifache Schildburg mit starrenden Speeren. Und wieder brachen die Alemannen heran, die Schilde krachten im Hieb der Äxte, die Speere fuhren durch Rüstung und Leib, die Toten sanken in langen Reihen, und über die Leiber der Gefallenen drängte der Schwall, Schild an Schild und Brust gegen Brust, wie Kampf der Stiere in umhegtem Pferch. Da schied sich das Schlachtenglück von den Alemannen, sie fuhren rückwärts, ihnen graute vor dem Hauf der sterbenden Genossen. Die Sonne sank, und das Kriegsheil schwand. Die gelösten Scharen wälzten sich flüchtig zum Ufer des Stromes, und hinter ihnen stürmten mit Messer und Speer die Römer wie die Meute hinter dem Hirsch; in den Rhein hinab sprang das flüchtige Volk, die Sieger am Ufer mit lautem Geschrei warfen die Speere in ein wildes Gewühl von Männern und Rossen, von toten Leibern und ertrinkenden Helden. Der Nix des Stromes streckte die Krallenhände umher und zog die Helden zur Tiefe in seine Behausung."

Der Sänger hielt an, ein lautes Stöhnen ging durch die Versammlung, nur einzelne Heilrufe erklangen dazwischen; der Fürst hörte gespannt auf die Ausbrüche des Schmerzes und der Freude. Dann fuhr Volkmar fort, indem er die Trauerklänge mit kräftiger Weise vertauschte: „Der Cäsar trat an den Uferrand und sah lachend hinab in der Männer Not. Er rief seinem Bannerträger, der den Drachen trug, das rote Scheusal aus Purpur gewirkt, darin ein Gott der Römer gefügt den Siegeszauber, den Tod der Feinde: „Laß schweben den Drachen über der Flut, daß er seine Zähne zeige und die flammende Zunge dem sterbenden Volke. In der Luft hoch fliegt er gegen die Himmelshalle der Toten, wenn sie aufsteigen auf der Wolkenbrücke, so weist er die Zähne; der Römerdrache hemmt ihnen die Reise, daß sie abwärts fahren den Weg der Fische, hinab in das Dunkel zu Helas Thor." Da rächte den

Hohn der letzte Held, der mit den Waffen die Römer bestand, Ingo, Ingberts Sohn von Vandalenland, der Königsohn aus Göttergeschlecht. Er hatte gekämpft an König Athanarichs Achsel, voran im Kampfe, ein Schrecken der Römer. Da das Schlachtenglück sich wendete, schritt er zurück mit seinem Gesinde, das ihm folgte auf dem Kriegspfad von Land zu Land; langsam und zornig wie ein brimmender Bär wich er zum Ufer, wo am Fuß des Felsens die Kähne lagen. Dort trieb er zusammen die Frauen des Heers, die Schicksalsverkünderinnen, die Blutbesprecherinnen, und zwang sie zur Abfahrt, daß die heiligen Mütter dem Schwerte der Römer entrannen. Auch den Sänger drängte er hinab in den Kahn, und er selbst umschanzte hochherzigen Sinnes die Stelle der Abfahrt mit Waffe und Leib. Gelöst war das Leitseil, die Kähne schwebten, umschwirrt von den Speeren der Römer auf grüner Flut; die Feinde drängten, und mühsam kämpfte die Schar am Fuß des Felsens den letzten Kampf. Da schaute der Held auf dem Steine über seinem Haupt den Drachen des Cäsar, den grimmigen Wurm, und im Sprunge durchbrach er die Wachen des Römers; er sprang auf den Stein, mit Bärengriff faßte er den Riesen, der das Banner trug, und warf ihn vom Felsen. Leblos tauchte in die Fluten der Römer, und das Banner erhebend rief der Held gewaltig den Schlachtruf und sprang mit dem Drachen hinab in den Strom. Ein Wutgeschrei gellte aus Römermunde; die bittere Schmach vor den Augen des Cäsar zu rächen, den Kühnen zu schlagen, das heilige Zeichen der Römer zu retten, warf Mann und Roß sich wie toll in den Strom. Doch abwärts trieb im wirbelnden Strome der rote Drache, der siegreiche Held. Noch einmal sah ich den Arm ihn heben und schütteln das Banner, dann sah ich ihn nimmer. Der Cäsar ließ suchen an des Stromes Rand auf beiden Ufern mit trübem Sinn; zwei Tage darauf fand weit abwärts ein Späher am Alemannenufer gebrochen den Bannerspeer, den Drachen des Feindes brachte keiner zurück. Da kehrte den Männern an den Ufern des Rheins der Mut in die Seelen, der Siegeszauber des Cäsar war im Strome verloren, und vergeltendes Unheil nahte dem Römerheere. Gesandte der Katten, die aufwärts kamen, um dem Römervolk Bündnis zu bieten, sie hemmten die Reise, da sie erfuhren das böse Vorzeichen. Gerochen war der Hohn des Siegers durch starken Arm, und geschwunden von der Männererde König Ingo, der Held."

Der Sänger schwieg und beugte das Haupt über das Saitenspiel, still war es in der Halle, wie nach einer Totenklage, die Augen der Männer glänzten, und in den Gesichtern arbeitete die Bewegung. Aber in keinem mehr als in dem des anwesenden Fremden, des Königsohnes Ingo. Da der Sänger eintrat und im Vorübergehen sein Gewand berührte, hatte er das Haupt niedergebeugt und, wie sein Nachbar Wolf ohne Freude wahrnahm, an dem Bericht des Sängers weniger teil-

genommen, als einem Krieger schicklich war, und die Bankgenossen hatten auf ihn gewiesen und spottende Worte getauscht. Als aber der Sänger von dem Kampf um das Drachenbild begann, da hob er das Antlitz, ein rosiges Licht flog über seine Züge, und so strahlend und verklärt war der Blick, den er nach dem Sänger warf, daß, wer auf ihn sah, die Augen nicht abwenden konnte, wie ein Goldschein hob sich das helle Lockenhaar um das begeisterte Antlitz. Und als der Sänger schwieg, saß er noch unbeweglich.

Da fuhr der Sänger empor und starrte nach dem Fremden. „Der Geist des Stromes gab den Helden zurück!" rief er entsetzt, doch gleich darauf sprang er vor: „Selig ist der Tag, an dem ich dich schaue, Held Ingo, Ingberts Sohn, du mein Retter, der letzte Kämpfer in der Alemannenschlacht."

Die Gäste fuhren von ihren Sitzen, die Halle erdröhnte von Jubelruf. Der Sänger stürzte auf Ingo zu, beugte sich auf seine Hand und rief: „Leibhaftig halte ich dich. Niemals ward meinem Liede so schöner Lohn." So führte er den Fremden an den Tisch des Fürsten, der ihm mit nassen Augen entgegeneilte: „Gesegnet seist du, heldenhafter Mann, sei gegrüßt in meinem Hause, du Gastfreund aus der Väter Zeit. Rückt den Sessel, Knaben, daß der Fürst sich den Edeln meines Volks geselle. Trage Wein herzu, Schenk; im Festbecher, mit dem Römertrank aus Römergolde trinken wir Heil dem königlichen Helden, dem Sohn unsrer Götter!"

Felix Dahn.

Dahn wurde am 9. Februar 1834 zu Hamburg geboren, wuchs in München heran, studierte dort und in Berlin die Rechte, Geschichte und Philosophie. Seit 1857 ist er als akademischer Lehrer thätig und zwar zuerst in München, dann in Würzburg, in Königsberg und seit 1888 in Breslau. Neben mancherlei wissenschaftlichen Werken, welche besonders die Geschichte betreffen, verdanken wir ihm zahlreiche Lieder, epische Erzählungen und Balladen, Romane, wie: Ein Kampf um Rom, welcher den Kampf und Untergang der Ostgoten in Italien schildert, den nordischen Roman Odhins Trost, ferner Novellen: Aus der Vendée u. a., endlich Dramen: König Roderich, Rüdeger von Bechelaren, Deutsche Treue.

Gotentreue III, 273. Der schwedische Trompeter III, 294. Das Lied vom Kaisersohn und vom getreuen Grafen IV, 1. 265. Deutsches Siegeslied (Weißenburg) IV, 1. 320. Saint Privat IV, 2. 347. Die Schlacht von Sedan IV. 2. 352. Spruch IV, 2. 403.

Aus: „Ein Kampf um Rom“.

Der Untergang des Gotenkönigs Teja.

Als König Teja das ganze Heer des Narses gegen die Mündung des Engpasses (am Vesuv) in Bewegung sah, sprach er zu seinen Helden: „Wohlan, so schaut denn statt der Sterne die Mittagssonne den letzten Kampf der Goten.“

Er stellte eine Anzahl von Kriegern vor der Lavahöhle auf, wies ihnen die Leiche Theoderichs, auf purpurner Bahre aufgerichtet, und den Königshort und trug ihnen auf, während der Kampf um den Engpaß toben würde, die Purpurbahre und die Truhen in den Vesuv zu schleudern auf Adalgoths Wink, dem er mit Wachis die letzte Obhut des Passes anbefahl.

Die Unwehrhaften drängten sich um die Lavahöhle zusammen — man sah keine Thräne, man hörte kein Schluchzen. Die Krieger aber ordnete Teja nach Hundertschaften, und innerhalb derselben nach den Sippen, sodaß Väter und Söhne, Brüder und Vettern nebeneinander fochten, ein Gefüge der Schlachthaufen, dessen grimmige Zähigkeit die römischen Legionen seit den Tagen der Cimbern und Teutonen, des Ariovist und des Armin erprobt.

Die natürliche Beschaffenheit des letzten Schlachtfeldes der Goten wies von selbst auf die alte, von Odhin gelehrte Schlachtordnung zum Angriff aus dem Engpaß: den Keil.

Die tiefen, dichten Kolonnen der Byzantiner standen nun, wohl gegliedert, staffelförmig von dem Meeresufer an bis auf Speerwurfweite von des Passes Mündung hintereinander aufgestellt: — ein prachtvoll schöner, aber furchtbarer Anblick. Die Sonne glänzte auf ihren Waffen, indes die Goten im Schatten der Felsen standen: weit über die Lanzen und Feldzeichen der Feinde hinweg blickten die Germanen bis an das lachende, schimmervolle Meer, welches in wonnigem Lichtblau strahlte.

König Teja stand neben Adalgoth, der das Banner Theoderichs trug, in der Mündung des Passes. Der Dichter regte sich in dem Heldenkönig. „Sieh hin, sprach er zu seinem Liebling, wo könnten wir schöner sterben? Nicht im Himmel der Christen, nicht in Meister Hildebrands Asgard oder Breidablik[1]) kann es schöner sein. Auf, Adalgoth, laß uns hier sterben, unsres Volkes und dieser schönen Todesstätte wert.“

Und er warf den Purpurmantel zurück, welchen er über der schwarzen Stahlrüstung getragen, nahm die kleine Harfe in den linken Arm und sang mit leiser, verhaltner Stimme:

---

1) Asgard in der nordischen Mythologie die Wohnung der Asen, der obersten Gottheiten; Breidablik der schönste Ort im Himmel, die Wohnstätte Baldurs, des Sohnes Odhins.

„Vom fernsten Nord bis vor Byzanz,
Bis Rom — welch Sieges-Wallen!
Der Goten Stern stieg auf in Glanz; —
In Glanz auch soll er fallen.

Die Schwerter hoch, um letzten Ruhm
Mit letzter Kraft zu werben: —
Fahr wohl, du stolzes Heldentum: —
Auf, Goten, — laßt uns sterben!"

Und mit kräftigem Schlag zerschmetterte er die im Tode noch hellaufklingende Harfe an dem Fels zu seiner Linken. „Nun, Adalgoth, leb wohl! Hätt' ich die Reste meines Volkes retten können! Nicht hier! Aber mit freiem Abzug gen Norden! Es sollte nicht sein. Narses würd's kaum gewähren. Und die letzten Goten bitten nicht. Zum Tod!"

Und die mächtige Streitaxt am langen gleichen Schaft erhebend, die gefürchtete Waffe, trat er an die Spitze des Keils. Hinter ihm Aligern, sein Vetter, und der alte Hildebrand. Hinter diesen Herzog Guntharis von Tuscien, der Wölsung, Graf Grippa von Ravenna und Graf Wisand von Volsinii, der Vandalarius. Hinter diesen Wisands Bruder, Ragnaris von Tarentum, und vier Grafen, dessen Gesippen. Darauf in steigender Breite je sechs, zehn Goten. Den Schluß bildeten dichte Haufen, je nach Zehnschaften geordnet.

Wachis, neben Adalgoth in dem Engpaß haltend, gab, auf des Königs Wink, das Zeichen mit dem gotischen Heerhorn. Und nun brach die Sturmschar ausfallend aus der Schlucht.

Auf der nächsten breiteren Stelle vor dem Paß hielten die mit dem Archon Johannes verbündeten Helden: nur die Langobarden Alboin und Gisulf und der Römer Cethegus fehlten noch. Hinter jenen Führern standen zunächst Langobarden und Heruler, welche sofort einen Hagel von Speeren und Pfeilen auf die vorbrechenden Goten schleuderten.

Zuerst sprang gegen den König, welchen die Zackenkrone auf dem schwarzen, geschlossnen Helm kenntlich machte, Althias der Armenier. Sofort fiel er mit zerspaltnem Haupt. Der zweite war der Heruler Radulf: er rannte den Speer mit beiden Händen, links gefällt, wider Teja. Dieser fing den Stoß unerschüttert mit dem schmalen Schild und stieß dem von dem Anprall Zurücktaumelnden die lanzengleiche Spitze des Schlachtbeils in den Leib. Ehe er die Waffe aus dem Geschupp des Waffenrocks reißen konnte, waren zugleich Suartua, des gefallenen Herulers Neffe, der Perser Kabades und der Bajuvare Garizo heran. Letzterem, dem kühnsten und nächsten, stieß Teja den Schnabel des Schildes vor die Brust, daß er über den schmalen, glatten Bergsteig zur Rechten hinabstürzte. Dem Heruler Suartua, der das Schwert über Tejas Haupt schwang, schlug Aligern hinzuspringend den Arm samt dem

Schwerte glatt vom Rumpf. Er schrie und fiel. Dem Perser Kabades, welcher den krummen Säbel von unten schlitzend gegen des Königs Weichen hob, zerschlug der alte Hildebrand mit der Streitaxt Visier, Antlitz und Gehirn.

Teja, seiner Streitaxt wieder mächtig und der nächsten Angreifer ledig, sprang nun selbst zum Ansturm vor. Er warf die Streitaxt im Schwung gegen einen im Eberhelm (Helm mit Haupt und Hauern des Wildebers) heranschreitenden Feind: Epurulf der Alemanne war's: er stürzte rücklings. Über ihn beugte sich Vadomar, sein Gesippe, und wollte des Goten-Königs schreckliche Waffe an sich reißen: aber im Flug war Teja zur Stelle, das kurze Schwert in der Rechten: hoch blitzte es, und Vadomar fiel tot auf seinen toten Freund.

Da traf sausend des Königs Schild ein Speer aus nächster Nähe: er durchbohrte den Stahlrand und streifte leicht den Arm, während Teja sich gegen diesen Feind wandte — der Burgunde Gundobad war's — lief ihn von hinten der Gepide Ardarich mit dem Schwerte an und schlug ihm einen schweren Streich auf das Helmdach: im Augenblick aber fiel Ardarich von Herzog Guntharis' Wurfspeer durchbohrt; und den Burgunden Gundobad, welcher sich grimmig wehrte, drückte der König mit dem Schild erst aufs Knie: er verlor den Helm, und Teja stieß ihm den Schildstachel in die Kehle.

Aber schon standen Taulantius, der Illyrier, und Autharis, der Langobarde, vor ihm: mit schwerer Keule aus der Wurzel der Steineiche schmetterte der Illyrier auf des Königs Schild und schlug ein Stück des untern Stahlrands heraus: gleichzeitig traf, dicht über diesem Sprung, des Langobarden Lanzenwurf den Schild und riß den Beschlag um den Schildschnabel hinweg, schwer in dem Schilde haftend mit langem Widerhaken und ihn nach unten zerrend. Und Taulantius hob schon die Keule gegen des Königs Visier.

Da entschloß sich Teja kurz: den halbzertrümmerten Schild opfernd, schmetterte er diesen mit dem Stachel in des Illyriers visierloses Antlitz, den Schild fahren lassend: und fast gleichzeitig stieß er dem anstürmenden Autharis des Schlachtbeiles Spitze durch den Ringpanzer in die Brust.

Aber nun stand der König ohne Schild: und die feindlichen Fernkämpfer verdoppelten ihre Speere und Pfeile. Mit Beil und Schwert nur wehrte Teja den von allen Seiten dicht heransausenden Geschossen. Und ein Hornruf von dem Paß her mahnte ihn, umzuschauen.

Da sah er den größten Teil der von ihm aus der Schlucht geführten Krieger gefallen; die Ferngeschosse, die zahllosen, hatten sie niedergestreckt, und schon hatte sie, von der Linken einschwenkend, eine starke Schar Langobarden, Perser und Armenier von der Flanke erfaßt und im Nahekampf erreicht: von rechts aber sah der König eine Kolonne von Thrakiern, Makedonen und Franken mit gefällten Speeren auf die

Wächter am Engpaß andringen, während eine dritte Abteilung: Gepiden, Alemannen, Isaurier und Illyrier ihn selbst und das schwache, noch hinter ihm haltende Häuflein von dem Rückweg nach dem Engpaß abzutrennen versuchte.

Scharf blickte Teja nach dem Engpaß: da verschwand für einen Augenblick das Banner Theoderichs: es schien gefallen. Dies entschied des Königs Entschluß. „Zurück, zum Paß! Rettet Theoderichs Panier!" so rief er den hinter ihm Kämpfenden zu und stürmte zurück, indem er die ihn umgarnende Schar durchbrechen wollte.

Aber dieser war es grimmiger Ernst: denn Johannes führte die Isaurier. „Auf den König! schrie er. Laßt ihn nicht durch, laßt ihn nicht zurück! Speere! Werft!"

Nun war Aligern heran: „Nimm rasch meinen Schild!" Teja ergriff den dargebotnen Büffelschild —: in diesem Augenblick flog des Johannes Wurflanze und hätte des Königs Visier durchbohrt, hob dieser nicht gerade noch den neugewonnenen Schild.

„Zurück zum Paß!" rief Teja nochmal und rannte mit solcher Gewalt gegen den anstürmenden Johannes, daß dieser rücklings niederstürzte: die zwei nächsten Isaurier erschlug der König. Und nun eilten Teja, Aligern, Gunthariß, Hildebrand, Grippa, Wisand und Ragnaris schleunig gegen den Paß.

Aber hier tobte bereits der Kampf.

Alboin und Gisulf hatten hier gestürmt, und ein schwerer, spitzer Lavablock, von Alboin mit zwei Händen geschleudert, hatte Adalgoth auf den Schenkel getroffen und für einen Augenblick ins Knie gestürzt. Doch schon hatte Wachis das sinkende Banner Theoderichs ergriffen und Adalgoth selbst, sich aufraffend, den eindringenden Langobardenfürsten mit dem Schildstachel aus dem Engpaß gestoßen.

Des Königs und seiner umgebenden Helden plötzliche Rückkehr machte den Bedrängten Luft: haufenweis fielen die Langobarden vor den unerwarteten Angreifern im Rücken: mit Geschrei brachen zugleich die Wächter des Passes hervor, und rasch sprangen und liefen die Langobarden, ihre Führer mit fortreißend, über die Lavaklippen hinab. Aber nicht weit kamen sie. Da nahm sie der Isaurier und Illyrier, der Gepiden und Alemannen starker Schlachthaufe, geführt von Johannes, auf.

Dieser hatte, zähneknirschend, sich erhoben, den Helm zurecht geschoben und war sofort, Kehrt kommandierend, gegen den Paß gerückt, welchen Teja nun erreicht. „Vorwärts, befahl er, hieher zu mir, Alboin, Gisulf, Vitalianus, Zenon, drauf! Laßt sehen, ob dieser König denn wirklich ganz unsterblich ist."

Teja hatte nun wieder seine alte Vorkämpferstellung, an der Mündung des Passes, eingenommen und lehnte, sich verkühlend, auf seinem Beilschaft.

„Nun, Barbarenkönig, geht's zum Ende. Bist du wieder in dein Schneckenhaus gekrochen? Komm heraus, oder ich schlag dir ein Loch ins Haus! Komm heraus, wenn du ein Mann bist!" So rief Johannes und wog den Wurfspeer. „Gebt mir drei Speere!" sprach Teja und reichte Schild und Axt dem verwundet neben ihm stehenden Adalgoth. „So! nun, sowie er gefallen, folgt mir!" Und ohne Schild trat er einen Schritt ins Freie, in jeder Hand Speere.

„Willkommen im Freien! Und im Tode!" rief Johannes und warf. Meisterhaft war sein Wurf gezielt, scharf auf des Königs Helmvisier. Aber Teja bog den Kopf zur Rechten, und an der Felswand splitterte die kräftig geschleuderte Eschenlanze. Sowie Teja mit der Rechten nun seinen Speer entsandte, warf sich Johannes auf das Antlitz: der Speer traf und tötete Zenon hinter ihm.

Rasch war Johannes wieder auf den Füßen und schoß, wie der Blitz, auf den König los: den zweiten Speer, welchen des Königs Rechte entsandte, fing er mit dem Schild. Aber Teja hatte diesmal augenblicklich, nach dem Wurf aus der Rechten, auch aus der gleich geübten Linken eine Lanze geschleudert: und diese, von dem Anrennenden nicht bemerkt, durchbohrte den Schuppenpanzer und die Brust des tapfern Mannes, im Rücken hervordringend. Er fiel.

Da faßte seine Isaurier und Illyrier Entsetzen —: denn er galt nach Belisar für den ersten Helden von Byzanz. Sie schrieen laut auf, wandten den Rücken und flohen, in wilden Sätzen, ordnungslos, den Berg herabspringend, verfolgt von Teja und seinen Helden.

Einen Augenblick hielten noch die wieder gesammelten Langobarden. „Komm, Gisulf — beiß die Zähne zusammen — bestehn wir diesen König des Todes," rief Alboin.

Aber da stand schon Teja — hoch blitzte sein schreckliches Beil: — zwischen ihnen: durch den Ringpanzer tief in die rechte Schulter gehauen stürzte Alboin und gleich darauf Gisulf mit zerschmettertem Helm. Da war kein Halten mehr: Langobarden, Gepiden, Alemannen, Heruler, Isaurier, Illyrier jagten, in blinder Flucht entschart, den Berg hinab.

Jauchzend verfolgten Tejas Genossen: Teja selbst hielt an dem Paß: er ließ sich nur von Wachis Speere reichen und, hoch über die gotischen Verfolger hinweg, im Bogenflug zielend, traf er Wurf auf Wurf und tötete, was er erreichte; es waren des Kaisers beste Truppen: sie rissen die nachrückenden Makedonen, Thrakier, Perser, Armenier und Franken mit fort: bis an des Narses Seite fluteten die Versprengten: besorgt hob sich dieser aus seiner Sänfte.

„Johannes gefallen!" „Alboin schwer wund," riefen sie, an ihm vorüber eilend. „Flieht! zurück ins Lager!" „Eine Angriffssäule muß neu — sprach Narses, ha sieh — da kommt Cethegus: zur rechten Zeit!" Und er war's.

Vollendet hatte er den langen Umritt bei allen Scharen, welchen Narses Römer und Italier zugeteilt, gegliedert hatte er sie in fünf Haufen von je dreihundert Mann: nun schritt er an ihrer Spitze, der zum Angriff Geordneten, ruhig voran. Anicius folgte von ferne: Syphax schritt, zwei Speere tragend, hart hinter seinem Herrn. Die flüchtenden Geschlagenen in ihren Zwischenräumen hindurchfluten lassend, rückten die Italier vor: die meisten alte Legionare aus Rom und Ravenna, Cethegus treu ergeben.

Die gotischen Verfolger stutzten, als sie auf diese frische, übermächtige und wohl geordnete Sturmschar stießen, und wichen langsam gegen den Engpaß zurück.

Aber Cethegus folgte. Über die blutige, leichenbedeckte Stelle, wo Teja zuerst den Bund der Zwölf vernichtet, über den weiter oben gelegenen Kampfplatz, wo Johannes gefallen war, ging er in gleichmäßigem, ruhigem Schritt hinweg, Schild und Speer in der Linken, das Schwert in der Rechten: hinter ihm, die Lanzen gefällt, die Legionare. Schweigend, ohne Feldruf, ohne Tubatöne rückten sie den Berg empor.

Die gotischen Helden wollten nicht hinter ihren König in den Paß weichen. Sie hielten vor der Mündung. Guntharis war der erste, den Cethegus erreichte. Des Herzogs Wurfspieß splitterte an seinem Schild: und gleich darauf stieß ihm Cethegus den Speer in die Weichen: in der Wunde brach der tödliche Schaft.

Graf Grippa von Ravenna wollte den Wölsungen rächen, er schwang weit ausholend das lange Schwert über dem Haupt: aber Cethegus unterlief den Hieb und stieß dem alten Gefolgsmann Theoderichs das breite Römerschwert in die rechte Schulterhöhle — er fiel und starb.

Zornig schritt Wisand, der Bandalarius, gegen Cethegus heran: die Klingen kreuzten sich: Funken stoben aus den Schwertern und den Helmen: da parierte geschickt Cethegus einen allzu ungefügen Hieb, und ehe der Gote sich wieder gedeckt, stieß er ihm das Schwert in den Schenkel, daß das Blut hochauf spritzte. Wisand wankte — zwei Vettern trugen den Verwundeten davon.

Sein Bruder, Ragnaris von Tarent, lief Cethegus von der Seite an; aber den sehr wohlgezielten Speerstoß riß Syphax, hinzuspringend, in die Höhe: und ehe Ragnaris den Speerschaft losgelassen und das Handbeil aus dem Gürtel gerissen, stieß ihm Cethegus das Schwert zwischen den Augen in die Stirn.

Erschrocken wichen die Goten vor dem Engpaß dem schrecklichen Römer aus und drängten sich neben ihrem König vorbei in die deckende Schlucht. Nur Aligern, Tejas Vetter, wollte nicht weichen; er warf den Speer so stark auf des Cethegus Schild, daß er diesen durchbohrte: aber Cethegus ließ den Schild sinken und fing den wild Anrennenden mit dem Schwert ab: in die Brust gestochen fiel Aligern in des alten

Hildebrand Arme, der, seinen schweren Steinhammer fallen lassend, mit Mühe den Verwundeten an Teja vorbei in den Engpaß tragen wollte.

Zwar auch Aligern hatte gut getroffen: stark blutete des Cethegus Schild-Arm. Doch er achtete es nicht; nachdringend wollte er beide Goten, Hildebrand und Aligern, töten: da ersah Adalgoth den verhaßten Verderber seines Vaters. „Alarich! Alarich!“ rief er mit heller Stimme; und vorspringend raffte er des alten Waffenmeisters schwere Steinaxt vom Boden auf. „Alarich!“ rief er nochmal.

Cethegus horchte hoch auf bei diesem Namen. Da sauste die Steinaxt, scharf gezielt, heran und schlug schmetternd auf seinen stolz geschweiften Helm; betäubt sank Cethegus um: Syphax sprang hinzu, faßte ihn mit beiden Armen und riß ihn rückwärts aus dem Gefecht.

Aber die Legionare wichen nicht; sie konnten nicht weichen; hinter ihnen drängten, von Narses nachgeschickt, zweitausend Perser und Thrakier empor. Ein so furchtbarer Hagel von Geschossen schlug alsbald wider die schmale Mündung der Schlucht, daß kein Gote mehr heraus und vor den König zu treten vermochte. Und nun verteidigte Teja, den Engpaß mit seinem Leib und seinem Schilde deckend, geraume, sehr geraume Zeit ganz allein sein Gotenvolk.

Bewunderungsvoll hat uns Prokop, nach der Augenzeugen Bericht, diesen letzten Kampf des Teja geschildert.

„Nun hab' ich das Gefecht zu schildern, das höchst denkwürdige, und eines Mannes Heldentum, das hinter keinem derer, die man Heroen nennt, zurücksteht — des Teja. Er stand, allen sichtbar, mit dem Schilde gedeckt, den Speer zückend, vor der Schlachtreihe der Seinen. Alle tapfersten Römer, deren Zahl groß war, stürmten nur gegen ihn an; denn mit seinem Fall, meinten sie, sei der Kampf zu Ende. Alle schleuderten und stießen auf ihn die Lanzen; er aber fing die Lanzen sämtlich auf mit seinem Schild: und er tötete in plötzlichem Ansprung einen nach dem andern, unzählige. Und wenn der Schild so schwer von Geschossen starrte, daß er ihn nicht mehr halten konnte, winkte er dem Schildträger, der ihm einen neuen reichte; so stand er, nicht sich wendend und etwa auf den Rücken den Schild werfend und weichend; sondern fest, wie in die Erde gemauert, stand er: dem Feinde mit der Rechten Tod bereitend, mit der Linken von sich den Tod abwehrend, und immer dem Waffenträger nach neuen Schilden und neuen Speeren rufend.“

Wachis und Adalgoth waren es, welche — aus dem Königshort waren Schilde und Speere haufenweis herangeschleppt worden — ihm immer neue Waffen reichten.

Endlich sank den Römern, Persern und Thrakiern der Mut, als sie alle ihre Anstrengungen an dem lebendigen Schild der Goten scheitern und jeden Vordersten, Kühnsten der Ihrigen, von dem Speer des Königs erreicht, fallen sahen. Sie wankten — die Italier riefen ängstlich nach

Cethegus — sie flohen. Da fuhr Cethegus aus seiner langen Betäubung auf; „Syphax, einen frischen Speer! Halt! rief er, steht, ihr Römer! Roma! Roma aeterna!“ Und hoch sich aufrichtend schritt er gegen Teja heran. Die Römer erkannten seine Stimme. „Roma! Roma aeterna!“ antworteten sie und standen.

Aber auch Teja hatte diese Stimme erkannt. Von zwölf Lanzen starrte sein Schild — er konnte ihn nicht mehr halten; aber da er den Heranschreitenden erkannte, dachte er nicht mehr des Schildwechsels. „Keinen Schild! Mein Schlachtbeil! Rasch!“ rief er. Und Wachis reichte ihm die Lieblingswaffe.

Da ließ Teja den Schild fallen und sprang, das Schlachtbeil schwingend, aus dem Engpaß auf Cethegus. „Stirb, Römer!“ rief er. Scharf bohrten die beiden großen Feinde noch einmal Aug' in Auge. Dann sausten Speer und Beil durch die Luft — denn keiner dachte der Abwehr. Und beide fielen. Tejas Beil drang mit der Speerspitze durch Schild und Harnisch in des Cethegus linke Brust. „Roma! Roma aeterna!“ rief er noch einmal. Dann sank er tot zurück. —

Sein Speer hatte den König in die rechte Brust getroffen: nicht tot, aber sterbenswund trugen ihn Wachis und Adalgoth in den Paß. Und sie hatten Eile damit. Denn als sie endlich den König der Goten fallen gesehen — acht Stunden hatte er ununterbrochen gekämpft, und es neigte zum Abend — da rannten alle Italier, Perser, Thrakier und, von unten aufsteigend, neue Schlachthaufen gegen den Engpaß, welchen nun Adalgoth mit dem Schilde deckte; Hildebrand und Wachis standen hinter ihm.

Des Cethegus Leiche hatte Syphax mit beiden Armen umschlungen und seitwärts aus dem Getümmel getragen. Laut aufschluchzend hielt er das edle Haupt, im Tode von hehrer Majestät fast über Menschenmaß hinaus verklärt, auf den Knieen. Vor ihm, gegen den Engpaß hin tobte der Kampf. — — —

Aber endlich verstummte der laute, klirrende Kampf um den Engpaß, an welchem Adalgoth, nicht unwürdig seines königlichen Harfen- und Speermeisters Teja, dem Ansturm der Feinde heldenmütig und todeskühn wehrte. Denn während hinter Adalgoth stehend Hildebrand und Wachis plötzlich riefen: „Seht auf das Meer! Das Meer! Die Drachenschiffe! Die Nordlandhelden! Harald! Harald!“ mahnten von unten, von der Sänfte des Narses her, feierliche Tubatöne zur Einstellung des Kampfes, zur Waffenruhe —: sehr freudig senkten die kampfesmüden Byzantiner die Schwerter.

König Teja aber, der auf seinem Schilde lag — den Speer des Cethegus herauszuziehen, hatte Hildebrand verboten — „denn mit seinem Blute fließt sein Leben hin“ — frug mit leiser Stimme: „Was hör' ich da rufen? Die Nordlandhelden? Ihre Schiffe? Harald ist da?“ „Ja: Harald und Errettung für den Rest des Volkes, für uns und —

für die Frauen, die Kinder!" jubelte Adalgoth, an seiner Seite knieend. „So war es nicht umsonst, du ewig teurer Held, dein unvergleichlich Heldentum, dein stundenlanges Ausharren über Menschenkraft! — Basiliskos kam soeben als Gesandter des Narses —: Harald hat die „ionische Flotte" des Kaisers vernichtet im Hafen von Brundusium; er droht mit Landung, mit neuem Angriff den müden Byzantinern; er fordert, was von uns noch lebt, davon zu führen, mit Wehr und Waffen und Gerät, in die Freiheit, nach Thuleland. Narses hat eingewilligt: er ehre, sagt er, König Tejas hohes Heldentum an seines Volkes Resten. Dürfen wir? o dürfen wir, mein König?"

„Ja, sprach Teja mit brechenden Augen. Ihr dürft und sollt. Frei, gerettet unsres Volkes Reste — die Frauen, die Kinder — Heil mir! — nicht in den Vesuv! Ja, führt nach Thuleland alle noch Lebenden: — und nehmt auch mit die beiden Toten: den König Theoderich und —"

„Und König Teja!" sprach Adalgoth und küßte des Toten Mund.

Leopold von Ranke.

Dieser ausgezeichnete Geschichtsschreiber wurde am 21. Dezember 1795 zu Wiehe in Thüringen geboren, war seit 1818 Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O. und wurde 1825 Professor der Geschichte in Berlin. 1841 wurde er zum Historiographen des preußischen Staates ernannt und 1865 in den Adelsstand erhoben. Hochbejahrt starb er am 23. Mai 1886. Er ist der hervorragendste Geschichtsschreiber der Neuzeit, und seine Werke zeichnen sich durch gründliche Forschung, scharfsinnige Kritik, künstlerische Gruppierung des Stoffes und klassisch vollendete Darstellung aus. Seine bedeutendsten Werke sind: Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert; Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert; Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; Zwölf Bücher preußischer Geschichte; Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert; Englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert u. v. a.

Der erste Hohenzoller in der Mark Brandenburg IV, 1. 84. Der Raub Straßburgs IV, 2. 106.

Charakteristik Karls V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort „Noch nicht!" Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indes ruhig in Spanien saß, für unteilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rat hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Übereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venezianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den Castilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio[1]) stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halb-

1) Servicio = Zoll auf durchgehendes Vieh.

mond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei „Hispania". Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter!" hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke für Gewährung zu nehmen. Dann beriet er mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genötigt war. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzuteilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet; zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es; häufig hielt Karl den Kurier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genötigt worden. Er äußerte sich einst selbst mit einem naiven Geständnis hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire, entgegnete dieser, auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit." Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indes noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld; die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurteilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wie viel anderen Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte jahrelang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden. Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er mutig, so mutig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als Fremder. Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmütigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe höhnisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indes unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich, sagte Sastrow, der Tonnen Geldes verkriegt und um eines samtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachteilig; er

konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an selbständig zu werden und ging ihm früh dahin. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an die Jagd zu lieben. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen. Aber allmählich und nur allzu bald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisiert. Die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. Sowie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glücke, und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnötigte, wo ihn sein Hofmeister Monfolconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu.

Die Ärzte rieten ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermütiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke; im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet erhalten. Karl sah niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmutig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarzausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb.

Heinrich von Treitschke.

Er wurde am 15. September 1834 in Dresden geboren und widmete sich in Bonn, Leipzig u. s. w. dem Studium der Geschichte; seit 1858 wirkte er als Docent in Leipzig, dann als Professor in Freiburg, Kiel, Heidelberg, seit 1874 in Berlin. Nach Rankes Tode wurde er Historiograph des preußischen Staates. Von seinen hervorragenden Werken sind zu nennen: Historische und politische Aufsätze, Zehn Jahre deutscher Kämpfe, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (glänzend geschrieben und edelste deutsche Vaterlandsliebe bekundend); außerdem Vaterländische Gedichte.

Rede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht, beim dritten deutschen Turnfest zu Leipzig 5. August 1863.

Deutsche, geliebte Landsleute! Überwältigt stehe ich vor der unmöglichen Aufgabe, diese festlich wogende Menge mit einer Menschenstimme zu beherrschen. Und doch ist eins noch unmöglicher: in wenigen raschen Worten würdig zu reden zur Feier der „herrlichen Schlacht", wie Vater Arndt sie nannte, die unserem Volke die Befreiung brachte. Welch eine Fülle von Ruhm und Mut und Heldenzorn drängt sich zusammen in jenen großen vier Tagen — von dem Morgen des 16. Oktober an, da die Husaren in Schkeuditz Fanfaren bliesen und der eiserne York seinen Offizieren zutrank auf den guten Spruch: „Anfang, Mittel und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!" bis zu der Nacht des 18., als das Schicksal den frommen Wunsch erhörte und tausend und abertausend Krieger das Danklied sangen, weithin über das blutige, schlachtgewohnte Blachfeld, endlich bis zu dem Tage des Sturmes auf die Stadt, da den alten Blücher auf unserem Markte der jauchzende Hochruf begrüßte! Doch das ist unsere Weise nicht, uns selbstgefällig zu spiegeln an den Thaten vergangener Zeit. Wir werden das Gedächtnis eines Geschlechtes, das leuchtend dastand durch Zucht und sittlichen Ernst, dann am würdigsten begehen, wenn wir uns redlich fragen: Sind wir es wert, die Söhne solcher Väter zu heißen?

Ist dieses reiche halbe Jahrhundert gesegneten Friedens in Wahrheit fruchtlos verronnen für den Ruhm unseres Volkes, wie die Verzweifelnden klagen? O nein! Wenn er heute auferstände, der große Scharnhorst, des deutschen Krieges edelstes Opfer: die klugen Augen würden blitzen, und er spräche: „Ich schaue ein anderes Volk als jenes, unter dem ich wirkte." Als Scharnhorst jung war, da verbot ein deutscher König seinen Bauern, den Beamten knieend den Rock zu küssen. Und heute? Erkennt ihr es wieder, jenes verschüchterte Geschlecht mißhandelter Fröner in unseren freien Bauern, die stolz und aufrecht hausen

auf ihrer befreiten Hofstatt? Und wo sind sie hin, die ängstlichen Kleinbürger der alten Zeit, die der wohlmeinende Staatsbeamte belehren mußte, der Bürger solle sich selber rühren und Versammlungen halten und Gelder herbeischaffen, um nur eine armselige Landstraße durch den nächsten Kreis zu bauen? Allüberall jubelt uns heute entgegen die kecke Wagelust der modernen Menschen, sie ruft ihr stolzes: „Es giebt keine Entfernungen mehr!" Und wir, denen vormals Herz und Auge gefesselt war an der heimatlichen Scholle, jetzt erst dürfen wir uns froh gestehen: Wir kennen wirklich unser Vaterland! Und wo der Staat vordem der Leiter und Lehrer war, da steht er heute nur als bescheidener Mitbewerber neben der selbstthätigen Bürgerkraft. Als diese Schlacht geschlagen ward, da lud der Schmuggler von Helgoland in dunkler Nacht die Warenballen auf seine Jolle, und war der deutsche Hafen mühselig erreicht, dann galt es noch, Maut auf Maut ängstlich zu umschleichen. Wie anders heute! Noch nicht fessellos, leider, doch freier denn je zuvor berechnet unser Handel den Bedarf des Marktes in den fernsten Strichen der Erde, und erst in diesen Friedensjahren ist unser Volk in Wahrheit teilhaftig geworden des Segens der Entdeckung der neuen Welt. Und dann blicket hin, geehrte Festgenossen, auf die reichen Wohnstätten unseres Bürgertums, auf jenen Kranz von Städten, dessen wir uns rühmen vor allen Völkern: wie eine jede pranget nach ihrer eigenen Weise, froh einer reichen Geschichte; wie eine jede mit der anderen ringt im edlen Wettstreite, welche das meiste schaffe für Handel und Wandel, für Bildung und gute Menschensitte. Überall geebnete Wälle, gebrochene Mauern, öde Felder verwandelt in reiche Straßen, alle Schleusen geöffnet für die hochgehenden Wogen des modernen Verkehrs. Wo vor einem Menschenalter noch eine wüste Stätte lag an der Weser, da hebt sich jetzt, gegründet von einem großen Bürger und jählings emporgestiegen wie ein australischer Wohnplatz, unseres Reiches jüngste Hafenstadt, Bremerhafen. Unser wirtschaftliches Schaffen selber ward ein anderes, ward sittlicher und freudiger, seit wir erkannt haben den Adel der Arbeit, jeglicher Arbeit. Deutsche Kunst und Wissenschaft hat Zeiten höherer Blüte gesehen, als die Gegenwart; aber noch niemals strebte sie so menschenfreundlich, auch die ärmsten Schichten des Volkes zu beglücken; und die verkümmerte Gestalt des Stubengelehrten der alten Zeit werden wir bald allein noch aus vergilbten Büchern kennen. In den Gemeinden und den Vereinen, die den Bürger gewöhnen, selber zu sorgen für das Heil des Ganzen, hat sich auch entfaltet die männliche Gabe der freien Rede, von der Gneisenau noch meinte, sie sei dem gedrückten Sinne der Deutschen versagt. Wo der Staat noch zaudert ein notwendiges Gesetz zu geben, wo er die Ehre der allgemeinen Wehrpflicht dem Volke vorenthält, da treten freiwillig die Männer zusammen, da scharen sich die Schützen und unsere fröhliche Turnerschaft, der wir dies reiche Fest

verdanken, und lehren der Jugend die ersten Tugenden des Krieges, Mannszucht und die Herrschaft über den gestählten Arm und festen Mut, das Vaterland zu schirmen mit dem eigenen Leibe, und legen also den Grund zu einer neuen Wehrverfassung in der Zukunft. Das sind die Segnungen des Friedens, den unsere Väter erkauft mit ihrem Blute, das die Siege jener echten Demokratie, welcher die Zukunft Europas gehört, das sind Güter, unzerstörbar, gesicherter, als die leider noch sehr unfertigen Anfänge unseres parlamentarischen Lebens. Eher mögt Ihr dem Winde gebieten, daß er aufhöre zu rauschen, als unserem Volke, daß es sich wiederum geduldig füge unter die Vormundschaft einer allwissenden Staatsgewalt. Wir schätzen selten, was wir die Fülle besitzen. Wer aber unter Euch, Ihr Festgenossen, besonnenen Sinnes den geselligen Zustand des Volkes von damals vergleicht mit dem Volke von heute, ihm wird das Herz schwellen vor Freude, gleich dem Jünglinge, der in einer Stunde stiller Sammlung sich tiefbewegt gesteht: Ich bin ein Mann geworden. Fürwahr, wir leben in einer Zeit der Zeichen und Wunder. Ein Thor, wer sie träge schilt. Auch der Beweglichste unter uns muß sich rührig tummeln, will er nicht liegen bleiben unter ihrem rollenden Rade. Seid Ihr mir des Zeugen, Ihr Älteren, die Ihr goldene Jahre der Jugend vertrauert habt im Kerker um unserer Farben willen. Seht sie ringsum flattern im Winde, unsere ehrwürdigen Fahnen! Das verwegene Traumbild Eurer Jugend steht vor Euch als eine schöne Wirklichkeit.

Aber auch das ist ein Wunder, ein trauriges Wunder, daß in unserem Volke alles sich verwandelt hat, nur eines nicht, das staatliche Band, das uns zusammenhält. Noch immer, derweil unser Volk sich fest und fester zusammenschließt, verharrt der deutsche Staat in der losen Form eines völkerrechtlichen Bundes. Noch steht unser Volk rechtlos, unvertreten, wenn die Völker tagen. Noch grüßt kein Salutschuß im fremden Hafen die deutsche Flagge; denn heimatlos ist sie auf dem Meere wie die Farben der Seeräuber. Noch blutet die Wunde, die im Frieden nimmer heilen darf: die schmerzliche Erinnerung, daß dies große Deutschland dem sieglosen Sieger, dem schwachen Dänemark, ein Glied von seinem Leibe, der edelsten einen unter seinen Stämmen, schmählich preisgegeben hat. Und unter unseren Staaten sind nicht zehn, — auch dies Königreich Sachsen nicht —, wo das Recht des Landes unverletzt geblieben ist von der Willkür. Freudig erheben wir das Haupt, wenn man fragt nach unserem Reichtum, unserer Bildung, nach dem Frieden zwischen den Vornehmen und den Geringen, doch beschämt müssen wir verstummen, wenn geredet wird von dem deutschen Staate. Ein halbes Jahrhundert ging über den deutschen Bund dahin wie ein Traum. Aber sind es wirklich noch die alten Gewalten, die über uns herrschen? Als unsere Väter den Bundestag gründeten nach dem Frieden, da begrüßten ihn

die Besten mit stolzer Hoffnung; sie meinten, aus ihm werde sich entfalten ein ehrwürdiger Gerichtshof über jeden Streit unter den Völkern des Weltteils. Und heute steht er verlassen von dem Glauben des Volkes, und selbst die Mattherzigen verteidigen ihn nur noch als ein notwendiges Übel. Als man ihn gründete, war er geheiligt durch die Weihe des Rechts, doch auch diese umschwebt ihn nicht mehr, seit er wieder auferstanden zum Trotz den heiligsten Versprechungen. Schelte man immerhin auf die trotz alledem große deutsche Bewegung vor fünfzehn Jahren: nimmermehr wird man aus unserer Seele reißen die glorreiche Erinnerung, daß es eine Zeit gegeben, wo die Vertreter unseres Volkes im deutschen Parlamente tagten. Und wir werden es abermals schauen, das deutsche Parlament. Es kann nicht sein, daß ein großes, reiches, klarblickendes Volk auf ewig verzichte auf die Leitung seines Staates. Jene gewaltige volkstümliche Kraft, die in allen Adern unseres geselligen Lebens pulst und wogt, sie wird auch des deutschen Staates sich noch bemächtigen. Nicht, ob es geschehen wird, steht in Frage, nur, wann es sich vollenden wird.

Dies große nationale Fest, das Deutsche von jeder Meinung friedlich vereinigt, ist nicht die Stätte, über die Pläne der politischen Parteien zu reden. Doch auch diese Feier kann und soll die Wege bahnen für unsere politische Arbeit. „Saaten des Wohlwollens auszustreuen für künftige Zeiten", das schien den alten Griechen die Absicht der volkstümlichen Feste und Wettkämpfe, das gelte auch uns als ihr edelster Zweck. Für Millionen unseres Blutes ist der Name „deutsche Einheit" nur ein großes, wohltönendes Wort, nicht eine begeisterte Überzeugung, die jeden Entschluß des Mannes durchdringt und heiligt. So gehet denn hin, Ihr unsere lieben Gäste, und verkündet daheim, was Ihr hier geschaut. Verkündet, wie Ihr im bewegten Austausch der Gedanken und Gefühle, in der Übung der gemeinsamen deutschen Turnkunst empfunden und im tiefsten Herzen erlebt habt, daß wir zu einander gehören, daß wir e i n Fleisch sind und e i n Blut. Erzählet, wie der Mann aus dem Norden dem Manne aus dem Süden das Wort von den Lippen nahm, und wenn Ihr nicht wisset, ob die Wirte oder die Gäste, ob die Schwaben oder die Niedersachsen das meiste gethan für die Freude dieses Festes, so gedenket: das ist ein Bild der deutschen Geschichte. Seit Jahrhunderten haben unsere Stämme in Wetteifer gewirkt für die Herrlichkeit unseres Volkes, und kein Weiser hat ergründet, welcher Stamm das Edelste gab, welcher das Größte empfing. So verbannet sie denn für immer, jene schnöde Scheelsucht, welche makelt an dem unzweifelhaften Ruhme edler deutscher Stämme, welche neidisch bestreitet, daß die Preußen in dem Freiheitskriege uns allen glorreich voranstürmten, oder den Süddeutschen die Ehre verkümmert, daß sie früher als wir alle, doch zum Frommen für uns alle, die schwersten ersten

Lehrjahre des parlamentarischen Lebens durchmessen haben. Und Eure härteste Verachtung treffe jene Pharisäer, die, wenn irgendwo in einem deutschen Staate das Recht gebrochen wird, behaglich lächeln: „Solches könnte nicht geschehen in unserem Lande.“ Was der fernste unserer Stämme leidet durch Unrecht und Gewaltthat, das soll uns schmerzen wie eine Wunde an unserem eigenen Leibe. Der ärgste Feind, der uns hindert, ein mächtiges Volk zu werden, der sind wir selber mit unserem häuslichen Hader. Eine lange Arbeit nationaler Erziehung liegt noch vor uns, und sie ist auch deshalb unendlich schwer, weil Tausende, die sich geistreich dünken, es eitles Phrasenwerk schelten, wenn einer durch redliches Mahnen zur nationalen Eintracht mithilft an diesem großen Werke unserer politischen Erziehung. Haben wir erst männlich von uns geworfen jedes liebgewordene Vorurteil des Partikularismus, auch das allerletzte, sind wir erst Mann für Mann durchdrungen von der leidenschaftlichen Überzeugung, daß dieser Boden dem Fremden unantastbar sei, sind wir in Wahrheit geworden das Volk von Brüdern, von dem die Lieder unserer Sänger reden, so wird der Gedanke eines neuen Rheinbundes, wenn ein Ruchloser ihn je wieder hegen sollte, zu Schanden werden an seinem eigenen Aberwitz. Denn wer wird brüten über den Verrat, wenn sich in unserem Volke nicht mehr hundert Hände finden, dem Verrat zu helfen? Dann wird der Dom der deutschen Einheit in seinen Grundmauern gefestet stehen. Und sendet uns endlich die Gnade der Vorsehung eine günstige Weltlage, die kein knabenhafter Vorwitz verfrühen kann, so wird die politische Einheit Deutschlands nur noch erscheinen wie der Kranz der Zinnen und der Türme, der den bereits fertigen Bau unserer Volks-Einheit krönt.

Geehrte Festgenossen! Man schilt uns Träumer, uns, die wir glauben an die politische Zukunft unseres Volkes. Es sei. Auch unsere Ahnen, die hier für uns kämpften, haben das vornehme Achselzucken der Kleingläubigen ertragen. Als Preußen tief daniederlag, ein mißachteter Mittelstaat, was schien da lächerlicher als die Hoffnung, daß dieser Staat den Welteroberer bezwingen werde? Und doch sprach Oberst Below im Frühjahr 1813 an der fernen Ostmark unseres Landes, in Tilsit, zu seinen Dragonern: „Ich werde euch führen in die Hauptstadt des Feindes!“ Und siehe, bevor ein Jahr verlaufen, ritt er mit den preußischen Bauernsöhnen auf die Höhe des Montmartre und zeigte ihnen zu ihren Füßen das eroberte Paris. So wahr ist es, daß ein Volk unfehlbar erreicht, was es begeistert und ernstlich will. Was unsere Ahnen wollten, Kind und Kindeskinder bewahren vor der Schmach der Fremdherrschaft und den Eroberer züchtigen in seinem eigenen Lande — das ward vollführt, glorreich hinausgeführt. Aber auf dem befreiten Boden ein festes Reich zu gründen, das haben die Helden nur ersehnt mit frommen Wünschen, mit unklarem Verlangen, nicht gewollt mit jener

starken Leidenschaft, jener klaren Erkenntnis, die den Sieg verbürgen. Während der wundervollen Tage des Kampfes wurden auch schwächere Männer durch die großen Erlebnisse dann und wann emporgehoben über ihr eigenes Maß. Als König Friedrich Wilhelm nach dem Tage von Leipzig einen alten Offizier frug, wie es seinen vier Söhnen ergehe, da erwiderte der Alte: „Es geht gut", und dann mit erstickter Stimme: „Sie sind alle im Kampfe für Ew. Majestät gefallen". Der König aber wandte sich tief erschüttert ab und sprach: „Nicht für mich, nicht für mich! Wer könnte das ertragen? Sie starben für das Vaterland." So blitzte dem Könige auf einen Augenblick die Erkenntnis auf, daß eines Mannes Schultern zu schwach sind, das Wohl und Wehe eines großen Volkes auf sich zu nehmen, und er bekannte, daß das Vaterland höher steht als der Wille des mächtigsten Menschen. An uns aber ist es, diesen großen Gedanken: „Das Vaterland über alles!" auch in den Tagen des Friedens zu bewahren, ihn ganz zu verstehen und ihn frei zu halten von der Macht der Phrase, die dem leicht begeisterten Gemüte des Deutschen so hoch gefährlich ist. An uns ist es, das Werk unserer Väter zu vollenden und auf dem Boden, den ihr Heldenmut uns neugeschenkt hat, jenes eigene Reich zu gründen, das nur als ein blasses Bild der Sehnsucht vor ihrer Seele schwebte. Noch sind wir fern von diesem Ziele, solange wir uns bethören lassen durch hochtrabende Reden, statt unsere Staatsmänner zu beurteilen allein nach ihren deutschen Thaten, allein danach, ob sie bereit sind, aufzuopfern die ungeschmälerte Macht der Einzelstaaten, die doch nichts anderes ist als die Ohnmacht des ganzen Deutschlands.

Geehrte Festgenossen! Ich würde mich versündigt haben an den blutigen Schatten, die ob diesem Gefilde schweben, wenn ich Euch nur zur leeren Augenweide vorgeführt hätte ein prunkendes Bild von der Größe der alten Zeit. Mir schien es würdiger, in dieser Feierstunde zu fragen, welche Pflicht uns, den Söhnen, obliegt gegen die Schatten unserer Ahnen. In unsere Hand ist es gegeben, dem großen Geschlechte, das hier blutete, die Unsterblichkeit zu sichern, wenn wir uns bewahren den tapfern, vaterländischen Geist der Väter und diesen Geist fortbilden mit der wachsenden Zeit und ihren wachsenden Forderungen. Als die „herrliche Schlacht" hier tobte, da erneuten sich Thaten, die von der Geschichte der Welt zuvor nur einmal gesehen waren, unter den Griechen, und die seitdem als eine wundervolle Sage fortleben von Jahrhundert zu Jahrhundert unter den staunenden Menschen. Bei den Deutschen lebte wieder auf das markerschütternde Lied, das der griechische Sänger sang am Tage von Salamis: „O ihr Söhne der Hellenen, kommt, befreit das Vaterland, befreiet Weib und Kind! Jetzt gilt es einen Kampf um alles!" Laßt es nicht von uns heißen wie von dem großen Griechenvolke: Die Väter retteten alle Schätze reiner Menschenbildung vor

dem fremden Eroberer, die Söhne aber gingen schmachvoll zu Grunde, weil sie nicht vermochten, Zucht und Recht und Frieden zu bewahren auf dem befreiten Boden. Nein, diese blühende Jugend- und Männerkraft, die sich prächtig zusammenfand in unserer gastlichen Stadt, ein erhebendes Bild von dem Adel und der Stärke unseres Volkes, sie wird das Werk unserer Väter nicht zu Schanden werden lassen. Sie wird helfen es zu vollenden. Die Zeit ist dahin, für immer dahin, wo der Wille der Höfe allein die Geschicke dieses großen Landes bestimmte. Auch der Geringste unter uns ist heute berufen, mitzuwirken an der Arbeit unserer politischen Erziehung, auch der Geringste ladet eine schwere Schuld auf seine Seele, wenn er dieser heiligen Pflicht sich feig versagt.

Deutsche, geliebte Landsleute! Ihr, die Ihr wohnet, wo die Türme von Lübeck und die weißen Felsen von Arkona dem heimwärts segelnden deutschen Seemanne die Nähe seines Landes künden, und ihr Mannen, die Ihr daheim seid, wo die Schweizer Alpen sich spiegeln in dem schwäbischen Meere, und Ihr, deren Wiege stand, wo die graue Pfalz aus dem Rheine steiget und in der Neujahrsnacht des großen Krieges Vater Blücher den deutschen Strom überbrückte — Ihr alle, wes Stammes, wes Gaues Ihr seid, stimmet ein in den Ruf: „Es lebe Deutschland!"

Fürst Bismarck.

Otto von Bismarck wurde am 1. April 1815 auf Schloß Schönhausen in der Altmark geboren, erhielt seine Vorbildung auf Berliner Gymnasien und studierte Rechts- und Staatswissenschaft in Göttingen, dann in Berlin. Nach mehrjähriger Thätigkeit als Jurist, Offizier, Gutsherr und Deichhauptmann stellte er sich in den Dienst der Politik als Abgeordneter und preußischer Gesandter. Seit September 1862 preußischer Ministerpräsident und als solcher der treue und ruhmgekrönte oberste Berater König Wilhelms, führte er „mit Blut und Eisen" die deutsche Politik Preußens durch, wurde wegen seiner unsterblichen Verdienste in den Grafen- und Fürstenstand erhoben und bekleidete seine Stellung als Reichskanzler bis zum März 1890. Die Muße seines Lebensabends genießt er, vom deutschen Volke hoch gefeiert, zu Friedrichsruh.

Brief Bismarcks an seine Gemahlin nach der Schlacht bei Sedan III, 123.

1. Über die politische Gesamtlage Europas.

Rede gehalten im Deutschen Reichstage am 6. Februar 1888 bei der Beratung der großen Heeresvorlage.

Wenn ich heute das Wort ergreife, so ist es nicht, um die Vorlage, die der Herr Präsident eben erwähnte, Ihrer Annahme zu empfehlen;

ich bin nicht in Sorge darüber, daß sie angenommen werden wird, und ich glaube nicht, daß ich irgend etwas dazu beitragen könnte, die Mehrheit, mit der sie angenommen wird, und auf die allerdings im Inlande wie im Auslande ein hoher Wert zu legen ist, zu steigern. Die Herren werden in allen Fraktionen darüber ihren Sinn festgestellt haben, wie sie stimmen werden, und ich habe das volle Vertrauen zum Deutschen Reichstag, daß er diese Steigerung unserer Wehrkraft zu einer Höhe, auf die wir im Jahre 1867 bis 1882 allmählich verzichtet haben, daß er die uns wiedergeben wird, nicht in Ansehung der augenblicklichen Lage, in der wir uns befinden, nicht in Ansehung der Befürchtungen, die heutzutage die Börse und die öffentliche Meinung bewegen können, sondern in voraussichtsvoller Beurteilung der Gesamtlage Europas. Ich werde deshalb, wenn ich das Wort ergreife, mehr über die letztere zu reden haben, als über die Vorlage.

Ich thue es nicht gern, denn in dieser Sache kann ein Wort, welches ungeschickt gesprochen wird, viel verderben, und viele Worte können nicht viel nutzen, lediglich die Aufklärung der eigenen Landsleute und auch des Auslandes über die Situation fördern, die ja ohnehin sich finden wird. Ich thue es ungern; aber ich fürchte, daß, wenn ich schweigen würde, dann nach den Erwartungen, welche sich an die heutige Debatte geknüpft haben, die Beunruhigung in der öffentlichen Meinung, die nervöse Stimmung in unserer und der fremden Bevölkerung sich eher steigern als mindern würde. Man würde glauben, daß die Sache so schwierig und so kritisch ist, daß ein auswärtiger Minister gar nicht wagte, die Situation zu berühren. Ich spreche deshalb, aber ich kann sagen, mit Widerstreben.

Ich könnte mich darauf beschränken, auf die Äußerungen zu verweisen, die ich von dieser selben Stelle vor etwas mehr als Jahr und Tag gethan habe. Es hat sich seitdem in der Situation wenig geändert. Mir ist heute ein Zeitungsausschnitt zugegangen, eine Zusammenstellung in der „Freisinnigen Zeitung“, einem Blatte, welches, glaube ich, meinem politischen Freunde, dem Abgeordneten Richter, näher steht als mir; derselbe könnte einen passenden Anknüpfungsgegenstand bilden, um daran die weitere Lage zu entwickeln. Ich kann nur ganz allgemein darauf Bezug nehmen, auf die Hauptpunkte, die da angeführt sind mit der Erklärung, daß, wenn die Lage seitdem geändert ist, sie eher zum Guten als zum Schlimmen geändert ist.

Wir hatten Sorgen damals hauptsächlich vor einem Anstoß zum Kriege, der uns von Frankreich her kommen konnte. Seitdem ist in Frankreich ein friedliebender Präsident von der Regierung abgetreten, ein friedliebender ist ihm gefolgt. Das ist schon ein günstiges Symptom, daß die französische Regierung bei der Anstellung eines neuen Staatsoberhauptes nicht in die Pandorabüchse gegriffen hat, sondern

daß wir darauf rechnen können, daß die friedliche Politik, als deren Vertreter der Präsident Grévy galt, von dem Präsidenten Carnot fortgesetzt werden wird. Wir haben außerdem in dem französischen Ministerium Änderungen, deren beruhigende Bedeutung noch stärker ist als die des Präsidentenwechsels, der mit anderen Gründen zusammenhängt. Solche Mitglieder des Ministeriums, die geneigt sein könnten, den Frieden ihres Landes und den Frieden Europas ihren persönlichen Plänen unterzuordnen, sind ausgeschieden, und andere, denen gegenüber wir diese Befürchtung nicht haben, sind eingetreten. Ich glaube also konstatieren zu können — und thue es gern, weil ich wünsche, die öffentliche Meinung nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen —, daß die Aspekten nach Frankreich hin friedlicher, viel weniger explosiv aussehen als vor einem Jahre.

Die Befürchtungen, die im Laufe dieses Jahres aufgetaucht sind, haben sich auch viel mehr an Rußland geknüpft als an Frankreich, oder, ich kann sagen, an den Austausch von gegenseitigen Aufregungen, Drohungen, Beschimpfungen und Herausforderungen, welche zwischen der russischen Presse und der französischen Presse im Laufe des Sommers stattgefunden haben.

Ich glaube aber auch, daß in Rußland die Sache nicht anders liegt, als sie im vorigen Jahre lag. Die „Freisinnige Zeitung" hat mit besonders fettem Druck hervorgehoben, daß ich im vorigen Jahre gesagt habe: „Unsere Freundschaft mit Rußland hat in der Zeit unserer Kriege gar keine Unterbrechung erlitten und ist auch heute über jeden Zweifel erhaben. Wir erwarten von Rußland durchaus weder einen Angriff noch eine feindselige Politik." Daß dies durch fetten Druck hervorgehoben ist, ist vielleicht in der Absicht geschehen, mir die Anknüpfung daran zu erleichtern, vielleicht auch in der Hoffnung, daß ich inzwischen anderer Meinung geworden sein könnte und heute überzeugt wäre, ich hätte mich in diesem Vertrauen zur russischen Politik vor einem Jahr geirrt. Das ist nicht der Fall. Die Gründe, die dazu hätten Anlaß geben können, liegen teils in der russischen Presse, teils in den russischen Truppenaufstellungen.

Was die Presse anbelangt, so kann ich der ein entscheidendes Gewicht an sich nicht beilegen. Man sagt, in Rußland habe sie mehr zu bedeuten als in Frankreich. Ich bin gerade umgekehrt der Meinung: in Frankreich ist die Presse eine Macht, die auf die Entschließungen der Regierung einwirkt; in Rußland ist sie das nicht und kann das nicht sein; in beiden Fällen aber ist die Presse für mich Druckerschwärze auf Papier, gegen die wir keinen Krieg führen. Es kann für uns darin eine Herausforderung nicht liegen. Hinter jedem Artikel in der Presse steht doch nur ein einzelner Mensch, der die Feder geführt hat, um diesen Artikel in die Welt zu schicken; — auch in einem russischen Blatte — nehmen wir an, es ist ein unabhängiges russisches Blatt —, das

mit den französischen geheimen Fonds in Beziehungen steht, ist das vollständig gleichgiltig. Die Feder, die einen deutschfeindlichen Artikel darin schreibt, hat an sich niemand hinter sich als den, der sie in der Hand führt, den einzelnen Menschen, der in seinem Arbeitskabinett diese Elukubration[1]) zustande bringt, und den Protektor, den ein russisches Blatt zu haben pflegt, d. h. den mehr oder weniger in die Parteipolitik verrannten höheren Beamten, der diesem russischen Blatt gerade seine Protektion widmet; — beide wiegen federleicht gegen die Autorität Seiner Majestät des Kaisers von Rußland.

In Rußland hat die Presse nicht denselben Einfluß wie in Frankreich auf die öffentliche Meinung; es ist höchstens der Barometer dafür, was nach Lage der russischen Preßgesetze zugelassen wird, aber ohne die russische Regierung und Seine Majestät den Kaiser von Rußland irgendwie zu engagieren. Gegenüber den Stimmen der russischen Presse habe ich das unmittelbare Zeugnis des Kaisers Alexander selbst, nachdem ich seit mehreren Jahren vor einigen Monaten wieder die Ehre gehabt habe, von dem Zaren in Audienz empfangen zu werden. Ich habe mich auch da wiederum überzeugt, daß der Kaiser von Rußland keine kriegerischen Tendenzen gegen uns hegt, keine Absicht hat, uns anzugreifen, überhaupt Angriffskriege zu führen. Der russischen Presse glaube ich nicht; den Worten des Kaisers Alexander glaube ich und vertraue ich absolut. Wenn beide mir gegenüber auf der Wage liegen, so schnellt das Zeugnis der russischen Presse mit ihrem Haß gegen Deutschland federleicht in die Höhe, und das Zeugnis des Kaisers Alexander persönlich hat das durchschlagende Gewicht für mich. Ich sage also: die Presse veranlaßt mich nicht, unsere Beziehungen zu Rußland heute schlechter aufzufassen als vor einem Jahre.

Ich komme zu der andern Frage, der Frage der Truppenaufstellungen. Sie haben früher in ausgedehntem Maße stattgefunden, sie sind in der jetzigen bedrohlich erscheinenden Form namentlich seit 1879, nach Beendigung des türkischen Krieges, aufgetreten. Es hat ja sehr leicht den Anschein, als ob die Anhäufung russischer Truppen, die in der Nähe der deutschen und der österreichischen Grenzen stattfindet, in Gegenden, wo ihre Unterhaltung teurer und schwieriger ist als im Innern des Landes, nur von der Absicht eingegeben werden könnte, eins der Nachbarländer — sans dire: gare![2]) — mir fehlt gerade der deutsche Ausdruck — unvorbereitet zu überfallen und anzugreifen. Nun, das glaube ich nicht. Einmal liegt es nicht im Charakter des russischen Monarchen und stände mit seinen Äußerungen im Widerspruch, und dann würde der Zweck davon ganz außerordentlich schwer verständlich sein. Rußland kann keine Absicht haben, preußische Landesteile zu erobern;

1) Bei Lampenlicht verfaßtes Schriftstück. 2) Ohne zu sagen: Aufgepaßt!

ich glaube auch nicht, österreichische. Ich glaube, daß Rußland reichlich so viel polnische Unterthanen besitzt, wie es zu haben wünscht, und daß es keine Neigung hat, die Zahl derselben zu vermehren. Etwas anderes von Österreich zu annektieren, wäre noch schwieriger. Es liegt gar kein Grund vor, kein Vorwand, der einen europäischen Monarchen veranlassen könnte, nun ganz plötzlich über seine Nachbarn herzufallen. Und ich gehe so weit in meinem Vertrauen, daß ich überzeugt bin, selbst dann, wenn wir durch irgend eine explosive Erscheinung in Frankreich, die niemand vorher berechnen kann, und die von der heutigen Regierung in Frankreich sicher nicht beabsichtigt wird — wenn wir uns durch deren Eintreten in einen französischen Krieg verwickelt fänden, daß daraus der russische nicht unmittelbar folgen würde; umgekehrt, würden wir in einen russischen Krieg verwickelt, so würde der französische ganz sicher sein; keine französische Regierung würde stark genug sein, ihn zu hindern, auch wenn sie den guten Willen dazu hätte. Aber Rußland gegenüber erkläre ich noch heute, daß ich keines Überfalls gewärtig bin, und nehme von dem, was ich im vorigen Jahre gesagt habe, nichts zurück.

Sie werden fragen: Wozu denn die russischen Truppenaufstellungen in dieser kostspieligen Form? Ja, das sind Fragen, auf die man von einem auswärtigen Kabinett, welches dabei beteiligt ist, nicht leicht eine Aufklärung fordern kann. Wenn man Erklärungen darüber zu fordern anfinge, so könnten sie geschraubt ausfallen, und die Triplik ist auch wiederum geschraubt. Das ist eine gefährliche Bahn, die ich nicht gerne betrete. Truppenaufstellungen sind meines Erachtens Erscheinungen, über die man nicht — mit einem Studentenausdruck — „koramiert", kategorische Erklärungen fordert, sondern denen gegenüber man mit derselben Zurückhaltung und Vorsicht seine Gegenmaßregeln trifft.

Ich kann also über die Motive dieser russischen Aufstellungen keine authentische Erklärung geben; aber ich kann mir doch als jemand, der mit der auswärtigen und auch mit der russischen Politik seit einem Menschenalter vertraut ist, meine eigenen Gedanken darüber machen; die führen mich dahin, daß ich annehme, daß das russische Kabinett die Überzeugung hat — und die Überzeugung wird wohl begründet sein —, daß in der nächsten europäischen Krisis, die eintreten könnte, das Gewicht der russischen Stimme in dem diplomatischen Areopag von Europa um so schwerer wiegen wird, je stärker Rußland an der europäischen Grenze ist, je weiter westlich die russischen Armeen stehen. Rußland ist als Verbündeter und als Gegner um so schneller bei der Hand, je näher es seinen westlichen Grenzen steht mit seinen Haupttruppen oder wenigstens doch mit einer starken Armee.

Diese Politik hat die russischen Truppenaufstellungen schon seit langer Zeit geleitet. Sie werden sich erinnern, daß während des Krimkrieges schon eine so große Armee im Königreich Polen stets versammelt war,

daß, wenn sie rechtzeitig nach der Krim abgegangen wäre, der Krimkrieg vielleicht eine andere Wendung genommen hätte. Wenn man weiter zurückdenkt, so wird man finden, daß die Bewegung von 1830 Rußland unvorbereitet und unfähig zum Eingreifen fand, weil es keine Truppen im Westen seines Reiches in hinreichendem Maße hatte. Ich brauche also aus einer russischen Truppenanhäufung in den westlichen Provinzen noch nicht notwendig den Schluß zu ziehen, daß damit die Intention, uns zu überfallen, verbunden sei. Ich nehme an, daß man etwa auf eine neue orientalische Krisis wartet, um dann in der Lage zu sein, die russischen Wünsche mit dem vollen Gewicht einer nicht gerade in Kasan, sondern weiter westwärts stehenden Armee geltend zu machen.

Wann eine orientalische Krisis nun eintreten kann? — Ja, darüber haben wir keine Sicherheit. Wir haben in diesem Jahrhundert meines Erachtens vier Krisen gehabt, wenn ich die kleineren und nicht zur vollen Entwickelung gekommenen abrechne: eine im Jahre 1809, die mit dem Friedensschluß endigte, der Rußland die Pruthgrenze gab; dann 1828; dann 1854 den Krimkrieg, und 1877, — also in Etappen von ungefähr 20 Jahren voneinander entfernt und etwas darüber; warum sollte denn nun gerade die nächste Krisis früher als etwa nach dem gleichen Zeitraum, also ungefähr 1899, eintreten, auch 22 Jahre später? Ich möchte wenigstens mit der Möglichkeit rechnen, daß die Krisis hintangehalten werden kann und nicht sofort einzutreten braucht. Außerdem giebt es auch andere europäische Ereignisse, die in gleichen Perioden einzutreten pflegen. Beispielsweise polnische Aufstände. Früher hatten wir schon alle 18 bis 20 Jahre einen solchen zu gewärtigen. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum Rußland so stark sein will in Polen, um solche zu verhindern. Ebenso Wechsel der Regierungen in Frankreich; sie pflegen auch alle 18 bis 20 Jahre einzutreten, und niemand kann leugnen, daß ein Wechsel in der Regierung Frankreichs eine Krisis herbeiführen kann, die es jeder beteiligten Macht wünschenswert machen muß, mit vollem Gewicht in sie eingreifen zu können — ich meine, nur auf diplomatischem Wege, aber mit einer Diplomatie, hinter der ein schlagfertiges und nahe bereites Heer steht.

Wenn das die Absicht Rußlands ist, wie ich rein auf Grund des technisch-diplomatischen Urteils, das ich mir nach meiner Erfahrung bilde, viel eher vermute, als daß sie den ziemlich rüden Drohungen und Renommagen der Zeitungen entsprechen würde, so ist für uns absolut noch kein Grund, in unsere Zukunft schwärzer zu sehen, als wie wir es seit 40 Jahren überhaupt gethan haben. Es ist ja die wahrscheinlichste Krisis, die eintreten kann, die orientalische. Wenn sie eintritt, so sind wir bei der gerade nicht in erster Linie beteiligt. Wir sind da vollkommen, und ohne irgend welcher Verpflichtung zu nahe zu treten, in der Lage, abzuwarten, daß die im Mittelländischen Meere, in der Levante

nächstbeteiligten Mächte zuerst ihre Entschließungen treffen und, wenn sie wollen, sich mit Rußland vertragen oder schlagen. Wir sind weder zu dem einen noch zu dem anderen in erster Linie in der orientalischen Frage berufen. Jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert[1]) außerhalb des Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige[2]) hin. Wir werden das nicht thun; wir werden, wenn orientalische Krisen eintreten, bevor wir Stellung dazu nehmen, die Stellung abwarten, welche die mehr interessierten Mächte dazu nehmen.

Es ist also kein Grund, unsere Situation im Augenblicke so ernst zu betrachten, als ob gerade die gegenwärtige Lage der Anlaß wäre, weshalb wir die gewaltige Vermehrung der Streitkräfte, die die Militärvorlage in Vorschlag bringt, heute versuchen sollten. Ich möchte die Frage der Wiedereinrichtung der Landwehr zweiten Aufgebots, kurz, die große Militärvorlage, mit der anderen, der Finanzvorlage, ganz loslösen von der Frage, wie unsere augenblickliche Situation ist. Es handelt sich da nicht um eine momentan vorübergehende Einrichtung, es handelt sich um eine dauernde, um ein dauerndes Stärkerwerden des Deutschen Reiches.

Daß es sich nicht um eine momentane Einrichtung handelt, das, glaube ich, wird einleuchtend gefunden werden, wenn ich Sie bitte, mit mir die Kriegsgefahren durchzugehen, welche wir seit 40 Jahren gehabt haben, ohne in eine nervöse Unruhe zu irgend einer Zeit geraten zu sein.

Wir haben im Jahre 1848, wo die Deiche und Schleusen zerbrachen, die bis dahin vielen Gewässern ihren ruhigen Lauf gewiesen hatten, gleich zwei kriegsschwangere Fragen zu verarbeiten gehabt: es war die polnische und die schleswig-holsteinische Frage. Das erste Geschrei nach den Märztagen war: Krieg gegen Rußland zur Herstellung Polens! — Bald darauf war die Gefahr, durch die schleswig-holsteinische Frage in einen großen europäischen Krieg verwickelt zu werden, außerordentlich nahe. Ich brauche nicht hervorzuheben, wie 1850 durch das Abkommen von Olmütz eine große Konflagration, ein Krieg in großem Stile, verhindert wurde. Es folgten darauf vielleicht zwei Jahre ruhigerer Art, aber voller Verstimmung. Es war damals, als ich zuerst in Frankfurt Gesandter war. Im Jahre 1853 schon machten sich die Symptome des Krimkrieges fühlbar, von 1853 bis 1856 dauerte dieser Krieg; während der ganzen Dauer desselben befanden wir uns unmittelbar am Rande — des Abgrundes will ich nicht sagen, aber des Abhanges, auf dem wir in den Krieg hineingezogen werden sollten. Ich erinnere mich, daß ich

1) in bedenklicher Weise etwas wagen.
2) überwiegende, gebietende Machtstellung.

damals von 1853 bis 1855 genötigt worden bin, ich möchte sagen, wie ein Perpendikel zwischen Frankfurt und Berlin hin- und herzugehen, weil der hochselige König bei dem Vertrauen, das er mir schenkte, mich im Grunde als den Anwalt für seine unabhängige Politik benutzte, wenn der Andrang der Westmächte ihm gegenüber, daß wir auch unsererseits Rußland den Krieg erklären sollten, zu stark und der Widerstand seines Ministeriums ihm zu weich wurde. Dann hat — ich weiß nicht wie oft — das Stück sich abgespielt, daß ich her citiert wurde, daß ich eine mehr russenfreundliche Depesche für Seine Majestät zu entwerfen hatte, daß diese Depesche abging, daß Herr von Manteuffel seinen Abschied verlangte, und daß, nachdem die Depesche abgegangen war, ich mir von Seiner Majestät den Auftrag ausbat, zu Herrn von Manteuffel aufs Land oder sonst wohin zu fahren und ihn zu bewegen, daß er sein Portefeuille wieder übernehme. Jedesmal war aber doch das damalige Preußen dicht am Rande eines großen Krieges: es war der Feindschaft von ganz Europa außer Rußland ausgesetzt, wenn es sich weigerte, auf die westmächtliche Politik einzugehen, anderenfalls aber zum Bruch mit Rußland genötigt, vielleicht auf lange Zeit, weil der Abfall Preußens vielleicht am schmerzlichsten von Rußland empfunden worden wäre.

Wir waren also in ununterbrochener Kriegsgefahr während des Krimkrieges. Derselbe dauerte bis 1856, wo er schließlich im Pariser Frieden seinen Abschluß fand und uns bei dieser Gelegenheit eine Art von Canossa bereitete im Pariser Kongresse, wofür ich die Verantwortung nicht auf mich genommen haben würde, und von der ich damals vergeblich abgeraten habe. Wir hatten gar keine Notwendigkeit, eine größere Macht zu spielen, als wir waren, und die damaligen Verträge zu unterzeichnen. Aber wir antichambrierten, um schließlich zur Unterschrift zugelassen zu werden. Das wird uns nicht wieder passieren.

Das war 1856. Schon im Jahre 1857 bedrohte uns die Neufchateler Frage mit Krieg[1]); das ist nicht so bekannt geworden. Ich bin damals von dem hochseligen Könige im Frühjahr 1857 nach Paris geschickt worden, um mit dem Kaiser Napoleon über den Durchmarsch preußischer Truppen zum Angriff auf die Schweiz zu verhandeln. Was das zu bedeuten hat, wenn darauf eingegangen wurde, daß das eine weitgreifende Kriegsgefahr werden konnte, daß das uns in Verwickelung mit Frankreich sowohl als auch mit anderen Mächten führen konnte, wird jeder einsehen, dem ich dies mitteile. Kaiser Napoleon war nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Meine Unterhandlungen in Paris wurden dadurch abgeschnitten, daß Seine Majestät der König sich inzwischen mit Österreich

1) Neuenburg, das seit 1707 zu Preußen gehörte, hatte sich am 30. April 1848 als Republik und als von Preußen unabhängig erklärt. Der Konflikt, der hieraus entstand, hätte 1857 beinahe zum Kriege geführt, wurde aber noch auf friedlichem Wege geschlichtet.

und der Schweiz über die Sache auf gütlichem Wege verständigt hatte. Aber die Kriegsgefahr lag doch auch in dem Jahre vor. Ich kann sagen, daß schon, wie ich auf der damaligen Mission in Paris mich befand, der italienische Krieg in der Luft lag, der ein Jahr und etwas später ausbrach, und der uns auch wieder um Haaresbreite beinahe in einen großen europäischen Koalitionskrieg hineinzog. Wir kamen bis zur Mobilmachung; ja wir hätten losgeschlagen, ganz unzweifelhaft, wenn der Friede von Villafranca [1859] nicht etwas verfrüht für Österreich, vielleicht rechtzeitig für uns, geschlossen wurde; denn wir hätten den Krieg unter ungünstigen Umständen zu führen gehabt; wir hätten aus dem Kriege, aus einem italienischen, der er war, einen preußisch-französischen gemacht, dessen Abschluß, Ende und Friedensschluß nachher nicht mehr von uns abhing, sondern von den Freunden oder Feinden, die hinter uns standen.

So kamen wir, ohne daß das Kriegsgewölk auch nur ein Jahr den Horizont uns freigelassen hätte, bis in die sechziger Jahre hinein.

Schon 1863 war eine kaum minder große Kriegsgefahr, die dem großen Publikum ziemlich unbekannt blieb, und die ihren Eindruck erst machen wird, wenn dermaleinst die geheimen Archive der Kabinette der Öffentlichkeit übergeben sein werden. Sie werden sich des polnischen Aufstandes erinnern, der 1863 stattfand, und ich werde es nie vergessen, wie ich in jener Zeit des Morgens den Besuch zu haben pflegte von Sir Andrew Buchanan, dem englischen Botschafter, und Talleyrand, dem französischen Vertreter, die mir die Hölle heiß machten über das unverantwortliche Festhalten der preußischen Politik an der russischen und eine ziemlich drohende Sprache uns gegenüber führten; am Mittag desselben Tages hatte ich nachher die Annehmlichkeit, im preußischen Landtage ungefähr dieselben Argumente und Angriffe zu hören, die die beiden fremden Botschafter am Morgen auf mich gemacht hatten. Ich hatte das ruhig ausgehalten, aber dem Kaiser Alexander riß die Geduld, und er wollte den Degen ziehen gegenüber den Chikanen von seiten der Westmächte. Sie werden sich erinnern, daß die französische Kriegsmacht damals schon mit amerikanischen Projekten und in Mexiko engagiert war, sodaß sie nicht mit der vollen Macht auftreten konnte. Der Kaiser von Rußland wollte sich die polnischen Intriguen von seiten der anderen Mächte nicht mehr gefallen lassen und war bereit, mit uns im Bunde den Ereignissen die Stirn zu bieten und zu schlagen. Sie werden sich erinnern, daß damals Preußen in seinem Innern in einer schwierigen Lage war, daß in Deutschland die Gemüter bereits gärten und der Frankfurter Fürstentag sich in der Vorbereitung befand. Man kann also zugeben, daß die Versuchung für meinen allergnädigsten Herrn, diese schwierige innere Lage durch Eingehen auf ein kriegerisches Unternehmen im größten Stile abzuschneiden und zu sanieren, daß die wohl vorhanden war, und es wäre damals ganz zweifellos zum Kriege gekommen von Preußen und Rußland

im Bunde gegen diejenigen, welche den polnischen Aufstand uns gegenüber beschützten, wenn Seine Majestät nicht zurückgeschreckt wäre vor dem Gedanken, innere Schwierigkeiten, preußische wie deutsche, mit fremder Hilfe zu lösen, und wir haben damals, ohne die Gründe unseres Verfahrens gegenüber den uns feindlichen Projekten anderer deutscher Regierungen geltend zu machen, stillschweigend abgelehnt. Der Tod des Königs von Dänemark[1]) hat nachher alle Beteiligten auf andere Gedanken gebracht. Aber es bedurfte nur eines Ja statt eines Nein aus Gastein, von Seiner Majestät dem König, und der große Krieg, der Koalitionskrieg, war 1863 schon vorhanden. Ein anderer als ein deutscher Minister würde vielleicht zugeredet haben aus Utilitätsrücksichten, als Opportunist, um unsere inneren Schwierigkeiten damit zu lösen; im eigenen Volke wie im Auslande hat man eben kaum eine richtige Vorstellung von dem Maß von nationalem Sinn und pflichttreuer Gewissenhaftigkeit, welches Monarchen und Minister beim Regieren deutscher Länder leitet.

Das Jahr 1864 — wir sprachen eben von 1863 — brachte neue dringliche Kriegsgefahr. Von dem Augenblicke an, wo unsere Truppen die Eider überschritten, bin ich in jeder Woche gefaßt gewesen auf die Einmischung des europäischen Seniorenkonvents in diese dänische Angelegenheit, und Sie werden mir zugeben, daß das im höchsten Grade wahrscheinlich war. Schon damals aber haben wir wahrnehmen können, daß Österreich und Preußen, wenn sie geeinigt sind, obschon der ihnen zur Seite stehende Deutsche Bund damals bei weitem nicht die militärische Bedeutung hatte wie dieselben Länder heute, doch nicht so leicht von Europa angegriffen werden konnten. Das hat sich schon damals gezeigt; die Kriegsgefahr blieb aber dieselbe.

1865 wechselte sie die Front, und es fing schon damals die Vorbereitung zu dem Kriege von 1866 an, der die Uhr für ein Jahrhundert richtig stellte. Ich erinnere nur an eine Konseilsitzung preußischer Minister, wie sie zur Beschaffung von Geldern im Jahre 1865 in Regensburg stattfand, die durch den Gasteiner Vertrag nachher erledigt wurde. Aber Anno 1866 kam ja der Krieg im vollen zum Ausbruch, und es war die große Gefahr vorhanden, welche wir nur durch vorsichtige Benutzung der Umstände hintangehalten haben, daß aus diesem Duell zwischen Preußen und Österreich nicht ein großer europäischer Koalitionskrieg wiederum entbrannte, bei dem es sich um die Existenzfrage, um Kopf und Kragen handelte.

Das war 1866, und schon 1867 folgte die Luxemburger Frage, wo es doch auch nur einer etwas festeren Antwort von uns — wie wir sie vielleicht gegeben haben würden, wenn wir damals so stark gewesen wären, um mit Sicherheit einen guten Erfolg vorauszusehen — bedurfte,

1) Friedrich VII., der am 15. November 1863 starb.

um den großen französischen Krieg schon damals herbeizuführen. Von da ab, 1868, 1869, sind wir bis 1870 ununterbrochen in der Befürchtung vor dem Krieg, vor den Verabredungen geblieben, die zur Zeit des Herrn von Beust in Salzburg und anderen Orten zwischen Frankreich, Italien und Österreich getroffen wurden, und von denen man besorgte, daß sie auf unsere Kosten geschehen waren. Es war damals die Befürchtung vor dem Kriege so groß, daß ich in dieser Zeit als Ministerpräsident den Besuch von Kaufleuten und Industriellen erhalten habe, die mir sagten: „Diese Unsicherheit ist ja ganz unerträglich; schlagen Sie doch lieber los! Lieber Krieg, als länger in diesem Druck auf allen Geschäften zu verharren!" Wir haben ruhig abgewartet, bis auf uns losgeschlagen wurde, und ich glaube, wir haben wohl daran gethan, uns so einzurichten, daß wir die Angegriffenen blieben und nicht die Angreifer waren.

Nun, nachdem dieser große Krieg von 1870 geschlagen war, frage ich Sie: Ist irgend ein Jahr ohne Kriegsgefahr gewesen? Anfangs der siebziger Jahre — schon gleich, wie wir nach Hause kamen, hieß es: Wann ist denn der nächste Krieg? Wann wird die Revanche geschlagen werden? In fünf Jahren doch spätestens? Man sagte uns damals: Die Frage, ob wir den Krieg führen sollen und mit welchem Erfolg — es war das ein Abgeordneter des Centrums, der mir das im Reichstag vorhielt —, hängt doch heutzutage nur von Rußland ab; Rußland allein hat das Heft in Händen. — Auf diese Frage komme ich vielleicht später zurück. — Ich will einstweilen nur noch das vierzigjährige Bild durchführen, indem ich erwähne, daß im Jahre 1876 schon wieder die Kriegsunwetter im Süden sich zusammenzogen, im Jahre 1877 der Balkankrieg geführt wurde, der doch nur durch den in Berlin abgehaltenen Kongreß verhindert wurde, eine Konflagration von ganz Europa herbeizuführen, und daß nach dem Kongresse sich plötzlich ein ganz neues Bild uns im Ausblick nach Osten eröffnete, da Rußland uns unser Verhalten auf dem Kongreß übel genommen hatte. — Ich komme vielleicht auch darauf später zurück, wenn meine Kräfte mir das erlauben.

Es trat dann eine gewisse Rückwirkung der intimen Beziehungen der drei Kaiser ein, die uns eine Zeitlang mit mehr Ruhe in die Zukunft sehen ließ; aber bei den ersten Symptomen von der Unsicherheit der Beziehungen der drei Kaiser oder von dem Ablauf der Verabredungen, die sie miteinander getroffen hatten, bemächtigte sich unserer öffentlichen Meinung dieselbe nervöse und, wie ich glaube, übertriebene Aufregung, mit der wir heute und die letzten Jahre zu kämpfen haben — namentlich halte ich sie heute für besonders unmotiviert.

Ich bin nun weit entfernt, aus der Thatsache, daß ich sie heute für unmotiviert halte, den Schluß zu ziehen, daß wir einer Verstärkung der Wehrkraft nicht bedürften, sondern umgekehrt. Daher dieses vierzigjährige Tableau, das ich eben, vielleicht nicht zu Ihrer Erheiterung, auf-

gerollt habe, — und ich bitte um Verzeihung; aber wenn ich ein Jahr hätte fehlen lassen von denen, welche Sie doch alle schaudernd selbst mit erfahren haben, so würde man nicht den Eindruck haben, daß der Zustand der Besorgnis vor großen Kriegen, vor weiteren Verwickelungen, deren Koalitionsergebnisse niemand vorher beurteilen kann, daß dieser Zustand ein permanenter ist bei uns, und daß wir uns darauf ein für allemal einrichten müssen; wir müssen, unabhängig von der augenblicklichen Lage, so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition — mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gottvertrauen, welches die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung —, daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können und mit Ruhe entgegensehen können.

Wir müssen, kurz und gut, in diesen Zeiten so stark sein, wie wir irgend können, und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgend eine Nation von gleicher Kopfstärke in der Welt — ich komme darauf noch zurück —; es wäre ein Vergehen, wenn wir sie nicht benutzten. Sollten wir unsere Wehrkraft nicht brauchen, so brauchen wir sie ja nicht zu rufen. Es handelt sich nur um die eine nicht sehr starke Geldfrage, — nicht sehr starke, wenn ich beiläufig erwähne — ich habe keine Neigung, auf die finanziellen und militärischen Ziffern einzugehen —, daß Frankreich in den letzten Jahren 3 Milliarden auf die Verbesserung seiner Streitkräfte verwandt hat, wir kaum $1\frac{1}{2}$ mit Einschluß dessen, was wir Ihnen jetzt zumuten. Indessen ich überlasse es dem Herrn Kriegsminister und den Vertretern der Finanzabteilung, das auszuführen.

Wenn ich sage, wir müssen dauernd bestrebt sein, allen Eventualitäten gewachsen zu sein, so erhebe ich damit den Anspruch, daß wir noch größere Anstrengungen machen müssen als andere Mächte zu gleichem Zwecke, wegen unserer geographischen Lage. Wir liegen mitten in Europa. Wir haben mindestens drei Angriffsfronten. Frankreich hat nur seine östliche Grenze, Rußland nur seine westliche Grenze, auf der es angegriffen werden kann. Wir sind außerdem der Gefahr der Koalition nach der ganzen Entwickelung der Weltgeschichte, nach unserer geographischen Lage und nach dem vielleicht minderen Zusammenhang, den die deutsche Nation bisher in sich gehabt hat im Vergleich mit anderen, mehr ausgesetzt als irgend ein anderes Volk. Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten. Er hat uns die kriegerischste und unruhigste Nation, die Franzosen, an die Seite gesetzt, und er hat in Rußland kriegerische Neigungen groß werden lassen, die in früheren Jahrhunderten nicht in dem Maße vorhanden waren. So bekommen wir gewissermaßen von beiden Seiten die Sporen und werden zu einer

Anstrengung gezwungen, die wir vielleicht sonst nicht machen würden. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen; sie zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig vielleicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt; sonst streben wir lieber auseinander. Aber die französisch-russische Presse, zwischen die wir genommen werden, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsere Kohäsionsfähigkeit auch durch Zusammendrücken erheblich steigern, sodaß wir in dieselbe Lage der Unzerreißbarkeit kommen, die fast allen anderen Nationen eigentümlich ist, und die uns bis jetzt noch fehlt. Wir müssen dieser Bestimmung der Vorsehung aber auch entsprechen, indem wir uns so stark machen, daß die Hechte uns nicht mehr thun als uns ermuntern.

Wir hatten ja früher in den Zeiten der heiligen Allianz — mir fällt ein altes amerikanisches Lied dabei ein, welches ich von meinem verstorbenen Freunde Motley gelernt habe; das sagt: In good old colonial times, when we lived under a king — nun, das waren eben patriarchalische Zeiten, da hatten wir eine Menge Geländer, an denen wir uns halten konnten, und eine Menge Deiche, die uns vor den wilden europäischen Fluten schützten. Da war der Deutsche Bund, und die eigentliche Stütze und Fortsetzung und Vollendung des Deutschen Bundes, zu deren Dienst er gemacht, war die heilige Allianz. Wir hatten Anlehnung an Rußland und Österreich, und vor allen Dingen: wir hatten die Garantie der eigenen Schüchternheit, daß wir niemals eine Meinung äußerten, bevor die anderen gesprochen hatten. Das alles ist uns abhanden gekommen; wir müssen uns selber helfen. Die heilige Allianz hat Schiffbruch erlitten im Krimkriege — nicht durch unsere Schuld. Der Deutsche Bund ist durch uns zerstört worden, weil die Existenz, die man uns in ihm machte, weder für uns noch für das deutsche Volk auf die Dauer erträglich war. Beide sind aus der Welt geschieden. Nach der Auflösung des Deutschen Bundes, nach dem Kriege von 1866, wäre also für das damalige Preußen oder Norddeutschland eine Isolierung eingetreten, wenn wir darauf hätten rechnen müssen, daß man uns von keiner Seite die neuen Erfolge, die großen Erfolge, die wir errungen hatten, verzeihen würde; gern sind die Erfolge des Nachbarn von der anderen Macht niemals gesehen.

Unsere Beziehungen zu Rußland waren aber durch das Erlebnis von 1866 nicht gestört. Anno 66 war die Erinnerung an die Politik des Grafen Buol, an die Politik Österreichs während des Krimkrieges in Rußland noch zu frisch, um dort den Gedanken aufkommen zu lassen, daß man der österreichischen Monarchie gegen den preußischen Angriff beistehen, daß man den Feldzug erneuern könne, den der Kaiser Nikolaus

im Jahre 1849 für Österreich geführt hatte. — Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich einen Augenblick setze; ich kann so lange nicht stehen.

Für uns blieb deshalb die natürlichste Anlehnung immer noch die russische, die, abgesehen vom vorigen, in diesem Jahrhundert ihren sehr berechtigten Ursprung in der Politik des Kaisers Alexander I. genommen hat. Ihm war Preußen in der That Dank schuldig. Er konnte 1813 an der polnischen Grenze ebenso gut umkehren und Frieden schließen; er konnte später Preußen fallen lassen. Damals haben wir in der That die Herstellung auf dem alten Fuß wesentlich dem Wohlwollen des Kaisers Alexander I. oder — wenn Sie skeptisch sein wollen — sagen Sie, der russischen Politik, wie sie Preußen brauchte, zu danken gehabt.

Diese Dankbarkeit hat die Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. beherrscht. Das Saldo, welches Rußland im preußischen Konto hatte, ist durch die Freundschaft, ich kann fast sagen, durch die Dienstbarkeit Preußens während der ganzen Regierungszeit des Kaisers Nikolaus ausgenützt und in Olmütz, kann ich sagen, getilgt worden. In Olmütz nahm der Kaiser Nikolaus nicht für Preußen Partei, schützte uns nicht einmal vor üblen Erfahrungen, vor gewissen Demütigungen, wie der Kaiser Nikolaus überhaupt doch im ganzen mehr Vorliebe für Österreich als für Preußen hatte; der Gedanke, daß wir Rußland während seiner Regierung irgendwelchen Dank schuldig wären, ist eine historische Legende.

Wir haben aber, solange der Kaiser Nikolaus lebte, unsererseits doch die Tradition Rußland gegenüber nicht gebrochen; wir haben im Krimkriege, wie ich vorher schon erzählte, unter erheblichen Gefahren und Bedrohungen festgehalten an der russischen Aufgabe. Seine Majestät der hochselige König hatte keine Neigung — was damals, wie ich glaube, möglich gewesen wäre — mit einer starken Truppenaufstellung eine entscheidende Rolle in dem Kriege zu spielen. Wir hatten Verträge geschlossen, nach denen wir verpflichtet waren, zu einer gewissen Zeit 100 000 Mann aufzustellen. Ich schlug Seiner Majestät damals vor: Stellen wir nicht 100 000, sondern 200 000 Mann auf, und stellen wir sie à cheval auf, sodaß wir sie nach rechts und links gebrauchen können; so sind Eure Majestät heute der entscheidende Richter des Krimkrieges Ihrerseits. Indessen der hochselige König war für kriegerische Unternehmungen nicht geneigt, und das Volk kann ihm dafür nur dankbar sein. Ich war damals jünger und unerfahrener, als ich heutigen Tages bin. Indessen haben wir immerhin für Olmütz keine Ranküne getragen während des Krimkrieges; wir kamen aus dem Krimkriege als Freunde Rußlands heraus, und ich habe in der Zeit, wo ich Gesandter in Petersburg war, die Frucht dieser Freundschaft durch eine sehr wohlwollende Aufnahme am Hof und in der Gesellschaft genießen können. Auch unsere Parteinahme für Österreich im italienischen Kriege war nicht nach dem damaligen Geschmack des russischen Kabinetts, aber sie hatte

keine nachteilige Rückwirkung. Unser Krieg 1866 wurde eher mit einer gewissen Genugthuung gesehen; man gönnte den Österreichern das damals in Rußland. Im Jahre 1870, in unserem französischen Kriege hatten wir wenigstens noch die Satisfaktion, gleichzeitig mit unserer Verteidigung und siegreichen Abwehr dem russischen Freund einen Dienst im Schwarzen Meere erweisen zu können. Es wäre die Freigebung des Schwarzen Meeres durch die Kontrahenten keineswegs wahrscheinlich gewesen, wenn nicht die deutschen Truppen siegreich in der Nähe von Paris gestanden hätten. Wenn sie z. B. geschlagen wären, so, glaube ich, wäre der Abschluß des damaligen Londoner Abkommens zu Gunsten Rußlands so leicht nicht gewesen. Also auch der Krieg von Anno 70 hinterließ keine Verstimmung zwischen uns und Rußland.

Ich führe diese Thatsachen an, um Ihnen die Genesis [Entstehung] des Vertrags mit Österreich darzulegen, der vor wenig Tagen publiziert worden ist, und um die Politik Seiner Majestät gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß sie die Kriegsmöglichkeiten für das Deutsche Reich erweitert hätte durch Hinzufügung derjenigen, welche Österreich ohne sein Verschulden betreffen könnte. Ich bin deshalb im Begriff, Ihnen zu schildern, wie es kam, daß die von mir persönlich stets mit Vorliebe gepflegten traditionellen Beziehungen zwischen uns und Rußland sich so gestalteten, daß wir zum Abschluß des vorgestern publizierten Vertrags veranlaßt wurden.

Die ersten Jahre nach dem französischen Kriege vergingen noch im besten Einverständnis; im Jahre 1875 trat zuerst eine Neigung meines russischen Kollegen, des Fürsten Gortschakow, zu Tage, sich mehr um Popularität in Frankreich als bei uns zu bemühen und gewisse künstlich herbeigeführte Konstellationen dazu zu benutzen, um der Welt durch ein hinzugefügtes Telegramm glauben zu machen, als hätten wir 1875 irgend einen entfernten Gedanken daran gehabt, Frankreich zu überfallen, und als wäre es das Verdienst des Fürsten Gortschakow, Frankreich aus dieser Gefahr errettet zu haben. Das war das erste Befremden, welches zwischen uns auftrat, und welches mich zu einer lebhaften Aussprache mit meinem früheren Freunde und späteren Kollegen veranlaßte. Demnächst und gleichzeitig hatten wir immer noch die Aufgabe festgehalten, den Frieden zwischen den drei Kaisern festzuhalten, die Beziehungen fortzusetzen, die zuerst eingeleitet waren durch den Besuch der Kaiser von Rußland und von Österreich 1872 hier in Berlin und durch die darauf folgenden Gegenbesuche. Es war uns das auch gelungen. Erst 1876 vor dem türkischen Kriege traten uns gewisse Nötigungen zu einer Option [Wahl] zwischen Rußland und Österreich entgegen, die von uns abgelehnt wurden. Ich halte nicht für nützlich, in die Details darüber einzugehen; sie werden mit der Zeit auch einmal bekannt werden. Es hatte unsere Ablehnung die

Folge, daß Rußland sich direkt nach Wien wandte, und daß ein Abkommen — ich glaube, es war im Januar 1877 — zwischen Österreich und Rußland geschlossen wurde, welches die Eventualitäten einer orientalischen Krise betraf, und welches Österreich für den Fall einer solchen die Besetzung von Bosnien u. s. w. zusicherte. Dann kam der Krieg, und wir waren recht zufrieden, wie das Unwetter sich weiter südlich verzog, als es ursprünglich Neigung hatte. Das Ende des Krieges wurde hier in Berlin durch den Kongreß definitiv herbeigeführt, nachdem es vorbereitet war durch den Frieden von San Stefano [März 1878]. Der Friede von San Stefano war meiner Überzeugung nach nicht viel bedenklicher für die antirussischen Mächte und nicht sehr viel nützlicher für Rußland, als nachher der Kongreßvertrag gewesen ist. Der Friede von San Stefano hat sich ja, kann man sagen, nachher von selber eingefunden, indem das kleine, ich glaube, 800 000 Seelen umfassende Ostrumelien eigenmächtig die Wiederherstellung der — nicht ganz — der alten San Stefano-Grenze auf sich nahm und sich Bulgarien anfügte. Es war also der Schaden, den der Kongreß in den Abmachungen von San Stefano angerichtet hat, nicht so sehr schlimm. Ob diese Abmachungen von San Stefano gerade ein Meisterwerk der Diplomatie waren, das lasse ich dahin gestellt sein. Wir hatten damals sehr wenig Neigung, uns in die orientalischen Sachen zu mischen, ebensowenig wie heute. Ich war schwer krank in Friedrichsruh, als mir von russischer Seite das Verlangen amtlich mitgeteilt wurde, zur definitiven Beilegung des Krieges einen Kongreß der Großmächte nach Berlin einzuberufen. Ich hatte zunächst wenig Neigung dazu, einmal weil ich in der körperlichen Unmöglichkeit war, dann aber auch, weil ich keine Neigung hatte, uns so weit in die Sache zu verwickeln, wie die Rolle des Präsidierens eines Kongresses notwendig mit sich bringt. Wenn ich schließlich dennoch nachgegeben habe, so war es einerseits das deutsche Pflichtgefühl im Interesse des Friedens, namentlich aber das dankbare Andenken, das ich an die Gnade des Kaisers Alexander II. für mich stets bewahrt habe, das mich veranlaßte, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn es uns gelänge, die Einwilligung von England und Österreich zu beschaffen. Rußland übernahm, die Einwilligung von England zu besorgen, ich nahm auf mich, sie in Wien zu befürworten; es gelang, und der Kongreß kam zustande.

Während des Kongresses, kann ich wohl sagen, habe ich meine Rolle, so weit ich es irgend konnte, ohne Landesinteressen und befreundete Interessen zu verletzen, ungefähr so aufgefaßt, als wenn ich der vierte russische Bevollmächtigte gewesen wäre auf diesem Kongreß; ja ich kann fast sagen, der dritte; denn den Fürsten Gortschakow kann ich als Bevollmächtigten der damaligen russischen Politik, wie sie durch den wirklichen Vertreter Grafen Schuwalow vertreten war, kaum annehmen.

Es ist während der ganzen Kongreßverhandlungen kein russischer Wunsch zu meiner Kenntnis gekommen, den ich nicht befürwortet, ja, den ich nicht durchgesetzt hätte. Ich bin infolge des Vertrauens, das mir der leider verstorbene Lord Beaconsfield schenkte, in den schwierigsten, kritischsten Momenten des Kongresses mitten in der Nacht an dessen Krankenbett erschienen und habe in den Momenten, wo der Kongreß dem Bruch nahe stand, dessen Zustimmung im Bett erreicht; — kurz, ich habe mich auf dem Kongreß so verhalten, daß ich dachte, nachdem er zu Ende war: Nun, den höchsten russischen Orden in Brillanten besitze ich längst, sonst müßte ich den jetzt bekommen. Kurz, ich habe das Gefühl gehabt, ein Verdienst für eine fremde Macht mir erworben zu haben, wie es selten einem fremden Minister vergönnt gewesen ist.

Welches mußte also meine Überraschung und meine Enttäuschung sein, wie allmählich eine Art von Preßcampagne in Petersburg anfing, durch welche die deutsche Politik angegriffen, ich persönlich in meinen Absichten verdächtigt wurde. Diese Angriffe steigerten sich während des darauf folgenden Jahres bis 1879 zu starken Forderungen eines Druckes, den wir auf Österreich üben sollten in Sachen, wo wir das österreichische Recht nicht ohne weiteres angreifen konnten. Ich konnte dazu meine Hand nicht bieten; denn wenn wir uns Österreich entfremdeten, so gerieten wir, wenn wir nicht ganz isoliert sein wollten in Europa, notwendig in Abhängigkeit von Rußland. Wäre eine solche Abhängigkeit erträglich gewesen? Ich hatte früher geglaubt, sie könnte es sein, indem ich mir sagte: Wir haben gar keine streitigen Interessen; es ist gar kein Grund, warum Rußland je die Freundschaft uns kündigen sollte. Ich hatte wenigstens meinen russischen Kollegen, die mir dergleichen auseinandersetzten, nicht geradezu widersprochen. Der Vorgang betreffs des Kongresses enttäuschte mich, der sagte mir, daß selbst ein vollständiges Indienststellen unserer Politik für gewisse Zeit in die russische uns nicht davor schützte, gegen unseren Willen und gegen unser Bestreben mit Rußland in Streit zu geraten. Dieser Streit über Instruktionen, die wir an unsere Bevollmächtigten in den Verhandlungen im Süden gegeben oder nicht gegeben hatten, steigerte sich bis zu Drohungen, bis zu vollständigen Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite.

Das ist der Ursprung unseres österreichischen Vertrages. Durch diese Drohungen wurden wir gezwungen, zu der von mir seit Jahrzehnten vermiedenen Option zwischen unseren beiden bisherigen Freunden zu schreiten. Ich habe damals den Vertrag, der vorgestern publiziert worden ist, in Gastein und Wien verhandelt, und er gilt noch heute zwischen uns.

Die Publikation ist in den Zeitungen zum Teil, wie ich gestern und vorgestern gelesen habe, irrtümlich aufgefaßt worden; man hat in derselben ein Ultimatum, eine Warnung, eine Drohung finden wollen.

Das konnte um so weniger darin liegen, als der Text des Vertrages dem russischen Kabinett seit langem bekannt war, nicht erst seit dem November vorigen Jahres. Wir haben es der Aufrichtigkeit einem loyalen Monarchen gegenüber, wie der Kaiser von Rußland es ist, entsprechend gefunden, schon früher keinen Zweifel darüber zu lassen, wie die Sachen liegen. Ich halte es auch nicht für möglich, diesen Vertrag nicht geschlossen zu haben; wenn wir ihn nicht geschlossen hätten, so müßten wir ihn heute schließen. Er hat eben die vornehmste Eigenschaft eines internationalen Vertrags, nämlich er ist der Ausdruck beiderseitiger dauernder Interessen, sowohl auf österreichischer Seite wie auf der unsrigen. Keine Großmacht kann auf die Dauer in Widerspruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgend eines Vertrages kleben, sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: Die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr, — und muß das vor ihrem Volke und vor dem vertragschließenden Teile nach Möglichkeit rechtfertigen. Aber das eigene Volk ins Verderben zu führen an dem Buchstaben eines unter anderen Umständen unterschriebenen Vertrags, das wird keine Großmacht gutheißen. Das liegt aber in diesen Verträgen in keiner Weise drin. Sie sind eben — nicht nur der Vertrag, den wir mit Österreich geschlossen haben, sondern ähnliche Verträge, die zwischen uns und anderen Regierungen bestehen, namentlich Verabredungen, die wir mit Italien haben, — sie sind nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen und in den Gefahren, die die Mächte zu laufen haben. Italien sowohl wie wir sind in der Lage gewesen, das Recht, uns national zu konsolidieren, von Österreich zu erkämpfen. Beide leben jetzt mit Österreich in Frieden und haben mit Österreich das gleiche Bestreben, Gefahren, die sie gemeinsam bedrohen, abzuwehren, den Frieden, der dem einen so teuer ist wie dem anderen, gemeinsam zu schützen, die innere Entwickelung, der sie sich widmen wollen, vor Angriffen geschützt zu sehen. Dieses Bestreben und dabei auch das gegenseitige Vertrauen, daß man die Verträge hält, und daß durch die Verträge keiner von dem anderen abhängiger wird, als seine eigenen Interessen es vertragen, — das alles macht diese Verträge fest, haltbar und dauerhaft.

Wie sehr unser Vertrag mit Österreich der Ausdruck des beiderseitigen Interesses ist, das hat sich schon in Nikolsburg und hat sich 1870 gezeigt. Schon bei den Verhandlungen in Nikolsburg waren wir unter dem Eindruck, daß wir Österreich — und ein starkes, aufrechtes Österreich — auf die Dauer doch nicht missen könnten in Europa. 1870, als der Krieg zwischen uns und Frankreich ausbrach, war ja die Versuchung für manches verletzte Gefühl in Österreich außerordentlich naheliegend, diese Gelegenheit zu benutzen, um dem Feind von 1866 gegenüber Revanche zu üben; aber die besonnene und voraussichtige Politik des österreichischen Kabinetts mußte sich fragen: Was ist dann die Folge?

In welche Stellung geraten wir, wenn wir jetzt den Franzosen beistehen, um Preußen, respektive Deutschland zu besiegen? Was wäre dann die Folge gewesen, wenn Frankreich mit Hilfe Österreichs über uns gesiegt hätte? Österreich hätte bei einer solchen Politik doch kaum einen anderen Zweck haben können, als wiederum seine frühere Stellung in Deutschland einzunehmen, denn das war eigentlich das einzige, was es im Jahre 1866 aufgegeben hat; andere Bedingungen waren nicht, die pekuniären Bedingungen waren ganz unbedeutend. Nun, wie wäre die Lage Österreichs in dem Deutschen Bunde als Präsidialmacht gewesen, wenn es sich sagen mußte, daß es Deutschland das linke Rheinufer im Bunde mit Frankreich genommen, daß es die süddeutschen Staaten wiederum in eine Rheinbundsabhängigkeit von Frankreich gebracht, und daß es Preußen unwiderruflich zur Anlehnung an Rußland und zur Abhängigkeit von Rußlands künftiger Politik verurteilt hätte? Eine solche Stellung war für österreichische Politiker, die nicht vollständig von Zorn und Rache verblendet waren, unannehmbar.

Dasselbe ist aber auch bei uns in Deutschland der Fall. Denken Sie sich Österreich von der Bildfläche Europas weg, so sind wir zwischen Rußland und Frankreich auf dem Kontinent mit Italien isoliert, zwischen den beiden stärksten Militärmächten neben Deutschland, wir ununterbrochen zu jeder Zeit einer gegen zwei, mit großer Wahrscheinlichkeit, oder abhängig abwechselnd vom einen oder vom anderen. So kommt es aber nicht. Man kann sich Österreich nicht wegdenken: ein Staat wie Österreich verschwindet nicht, sondern ein Staat wie Österreich wird dadurch, daß man ihn im Stich läßt, wie es in den Villafranca-Feststellungen angenommen wurde, entfremdet und wird geneigt werden, dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner eines unzuverlässigen Freundes gewesen ist.

Kurz, wenn wir die Isolierung, die gerade in unserer angreifbaren Lage für Deutschland besonders gefährlich ist, verhüten wollen, so müssen wir einen sicheren Freund haben. Wir haben vermöge der Gleichheit der Interessen, vermöge dieses Vertrages, der Ihnen vorgelegt ist, zwei zuverlässige Freunde, — zuverlässig nicht aus Liebe zu einander, denn Völker führen wohl aus Haß gegen einander Krieg; aber aus Liebe, das ist noch gar nicht dagewesen, daß sich das eine für das andere opfert. Sie führen auch aus Haß nicht immer Krieg. Denn wenn das der Fall wäre, dann müßte Frankreich in ununterbrochenem Kriege nicht nur mit uns, sondern auch mit England und Italien sein; es haßt alle seine Nachbarn. Ich glaube auch, daß der künstlich aufgebauschte Haß gegen uns in Rußland weiter nicht von Dauer sein wird. Mit unseren Bundesgenossen in der Friedensliebe einigen uns nicht nur Stimmungen und Freundschaften, sondern die zwingendsten Interessen des europäischen Gleichgewichts und unserer eigenen Zukunft.

Und deshalb glaube ich: Sie werden die Politik Seiner Majestät des Kaisers, die das publizierte Bündnis abgeschlossen hat, billigen, obschon die Möglichkeit eines Krieges dadurch verstärkt wird.

Es ist ja unzweifelhaft, daß durch die Annahme dieses neuen Gesetzes das Bündnis, in dem wir stehen, außerordentlich an Kraft gewinnt, weil das durch das Deutsche Reich gebildete Mitglied seinerseits außerordentlich verstärkt wird. Die Vorlage bringt uns einen Zuwachs an waffentüchtigen Truppen, einen möglichen Zuwachs — brauchen wir ihn nicht, so brauchen wir ihn auch nicht zu rufen, dann können wir ihn zu Hause lassen; haben wir ihn aber zur Verfügung, haben wir die Waffen für ihn — und das ist ja durchaus notwendig; ich erinnere mich der von England 1813 für unsere Landwehr gelieferten Karabiner, mit denen ich noch als Jäger ausexerziert worden bin; das war kein Kriegsgewehr ... das können wir ja nicht plötzlich anschaffen — haben wir aber die Waffen dafür, so bildet dieses neue Gesetz eine Verstärkung der Friedensbürgschaften und eine Verstärkung der Friedensliga, die gerade so stark ist, als wenn eine vierte Großmacht mit 700 000 Mann Truppen — was ja früher die höchste Stärke war, die es gab — dem Bunde beigetreten wäre.

Diese gewaltige Verstärkung wird, wie ich glaube, auch beruhigend auf unsere eigenen Landsleute wirken und wird die Nervosität unserer öffentlichen Meinung, unserer Börse und unserer Presse einigermaßen ermäßigen. Ich hoffe, sie werden Linderung fühlen, wenn sie sich das klar machen, daß nach dieser Verstärkung und von dem Augenblick an, wo das Gesetz unterzeichnet und publiziert ist, die Leute da sind; die Bewaffnung wäre notdürftig auch jetzt vorhanden; aber wir müssen sie besser anschaffen, denn wenn wir eine Armee von Triariern[1]) bilden, von dem besten Menschenmaterial, das wir überhaupt in unserem Volke haben, von den Familienvätern über 30 Jahre, dann müssen wir auch für sie die besten Waffen haben, die es überhaupt giebt, wir müssen sie nicht mit dem in den Kampf schicken, was wir für unsere jungen Linientruppen nicht für gut genug halten, sondern der feste Mann, der Familienvater, diese Hünengestalten, deren wir uns noch erinnern können aus der Zeit, wo sie die Brücke von Versailles besetzt hatten, müssen auch das beste Gewehr an der Schulter haben, die vollste Bewaffnung und die ausgiebigste Kleidung zum Schutz gegen Witterung und alle äußeren Vorkommnisse. Da dürfen wir nicht sparen. Aber ich hoffe, es wird unsere Mitbürger beruhigen, wenn sie sich nun wirklich den Fall denken, an den ich nicht glaube, daß wir von zwei Seiten gleichzeitig überfallen würden — die Möglichkeit ist ja, wie ich Ihnen vorhin an dem vierzig-

1) Triarier waren die aus den ältesten Mannschaften gebildeten Reserven der Römer.

jährigen Zeitraum entwickelt habe, für alle möglichen Koalitionen doch immer vorhanden —; wenn das eintritt, so können wir an jeder unserer Grenzen eine Million guter Soldaten in Defensive haben. Wir können dabei Reserven von einer halben Million und höher, auch von einer ganzen Million, im Hinterlande behalten und nach Bedürfnis vorschieben. Man hat mir gesagt: Das wird nur die Folge haben, daß die anderen auch noch höher steigen. Das können sie nicht. Die Ziffer haben sie längst erreicht. Wir haben die Ziffer im Jahre 1867 heruntergesetzt, weil wir glaubten, jetzt haben wir den Norddeutschen Bund, wir können es uns jetzt leichter machen, da können wir die Leute über 32 Jahr freilassen. In der Folge haben unsere Nachbarn eine längere Dienstzeit adoptiert, viele eine zwanzigjährige Dienstzeit. — Der Herr Kriegsminister, wenn er das Wort ergreifen will, wird Ihnen das näher auseinandersetzen können; in der Ziffer sind sie ebenso hoch wie wir, aber in der Qualität können sie es uns nicht nachmachen. Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich; der Russe, der Franzose schlagen sich so tapfer wie der Deutsche; aber unsere Leute, unsere 700000 Mann sind kriegsgedient, rompus au métier,[1]) ausgediente Soldaten, und die noch nichts verlernt haben. Und was uns kein Volk in der Welt nachmachen kann: wir haben das Material an Offizieren und Unteroffizieren, um diese ungeheure Armee zu kommandieren. Das ist, was man nicht nachmachen kann. Dazu gehört das ganz eigentümliche Maß der Verbreitung der Volksbildung in Deutschland, wie es in keinem anderen Lande wieder vorkommt. Das Maß von Bildung, welches erforderlich ist, um einen Offizier und Unteroffizier zum Kommando zu befähigen nach den Ansprüchen, die der Soldat an ihn macht, existiert bei uns in sehr viel breiteren Schichten als in irgend einem anderen Lande. Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial als irgend ein anderes Land, und wir haben ein Offizierkorps, welches uns kein anderes Land der Welt nachmachen kann.

Darin besteht unsere Überlegenheit und ebenso in der Überlegenheit unseres Unteroffizierkorps, welches ja die Zöglinge unseres Offizierkorps bilden. Das Maß von Bildung, welches einen Offizier befähigt, nicht nur die sehr strengen Anforderungen an seinen Stand, an Entbehrungen, an Pflege der Kameradschaft unter sich, sondern auch die außerordentlich schwierigen sozialen Aufgaben zu erfüllen, deren Erfüllung notwendig ist, um die Kameradschaft, die bei uns, Gott sei Dank, im höchsten Grade in rührenden Fällen existiert zwischen Offizieren und Mannschaften, um die ohne Schaden der Autorität herzustellen, — das können uns die anderen nicht nachmachen, das Verhältnis, wie es in deutschen Truppen zwischen Offizieren und Mannschaften namentlich im Kriege mit wenigen

1) Erprobt im Handwerk (der Waffen).

üblen Ausnahmen besteht — exceptio firmat regulam; aber im ganzen kann man sagen: Kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stich, er holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus, und umgekehrt: Kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich — das haben wir erfahren.

Wenn andere Armeen gleiche Truppenmassen, wie wir sie hiermit zu schaffen beabsichtigen, mit Offizieren und Unteroffizieren besetzen sollen, so werden sie unter Umständen genötigt sein, Offiziere zu ernennen, denen es nicht gelingen wird, eine Kompanie durch ein enges Thor herauszuführen, und noch viel weniger, die schweren Obliegenheiten zu erfüllen, die ein Offizier seinen Mannschaften gegenüber hat, um sich deren Achtung und deren Liebe zu bewahren; das Maß von Bildung, welches dazu erforderlich ist, und das Maß von Leistung, welches überhaupt bei uns an Kameradschaft und Ehrgefühl aus dem Offizier herausgedrückt wird, das kann ja kein Reglement und keine Anordnung der Welt im Auslande aus dem Offizierstande herausdrücken. Darin sind wir jedermann überlegen, und deshalb können sie es uns nicht nachmachen. Ich bin also darüber ohne Sorge.

Außerdem aber ist noch ein Vorteil der Annahme dieses Gesetzes. Gerade die Stärke, die wir erstreben, stimmt uns selbst notwendig friedfertig. Das klingt paradox [scheinbar widersinnig], es ist aber doch so.

Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn ich heute hier vor Sie treten wollte und Ihnen sagen — wenn die Verhältnisse eben anders lägen, als sie meiner Überzeugung nach liegen —: Wir sind erheblich bedroht von Frankreich und Rußland; es ist vorauszusehen, daß wir angegriffen werden; meiner Überzeugung nach glaube ich es als Diplomat nach militärischen Nachrichten hierüber, es ist nützlicher für uns, daß wir als Defensive den Vorstoß des Angriffes benutzen, daß wir jetzt gleich schlagen; der Angriffskrieg ist für uns vorteilhafter zu führen, und ich bitte also den Reichstag um einen Kredit von einer Milliarde oder einer halben Milliarde, um den Krieg gegen unsere beiden Nachbarn heute zu unternehmen, — ja, meine Herren, ich weiß nicht, ob Sie das Vertrauen zu mir haben würden, mir das zu bewilligen. Ich hoffe nicht.

Aber wenn Sie es thäten, würde es mir nicht genügen. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende, freudige Zuruf am Kölner Bahnhofe, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volks-

zustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Geltung kommen soll. Es wird aber sehr schwer sein, den Provinzen, den Bundesstaaten und ihren' Bevölkerungen das klar zu machen: Der Krieg ist unvermeidlich, er muß sein. Man wird fragen: Ja, seid Ihr denn dessen sicher? Wer weiß? Kurz, wenn wir schließlich zum Angriff kommen, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite unserer Gegner sein, die wir angegriffen haben. Das „heilige Rußland" wird entrüstet sein über den Angriff. Frankreich wird bis an die Pyrenäen hin in Waffen starren. Ganz dasselbe wird überall geschehen. Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordneten Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklärt haben; er wird auch mit vollem Schneid und vielleicht siegreich geführt werden, wenn man erst einmal Feuer bekommen und Blut gesehen hat. Aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein wie in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. Diese Überlegenheit dürfen wir uns nicht entgehen lassen, selbst wenn wir, was viele Militärs, nicht nur die unsrigen, annehmen, jetzt unseren künftigen Gegnern überlegen sind. Die unsrigen glauben das alle; natürlich, jeder Soldat glaubt das; er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er nicht den Krieg wünschte und an seinen Sieg darin glaubte. Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, die uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig. Wir glauben ebenso fest an unseren Sieg in gerechter Sache, wie irgend ein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke, das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblicke angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird.

Ich bin also nicht für irgendwelchen Angriffskrieg, und wenn der Krieg nur durch unseren Angriff entstehen könnte — Feuer muß von irgend jemandem angelegt werden, wir werden es nicht anlegen — nun, weder das Bewußtsein unserer Stärke, wie ich es eben schilderte, noch das Vertrauen auf unsere Bündnisse wird uns abhalten, unsere bisherigen Bestrebungen, den Frieden überhaupt zu erhalten, mit dem bisherigen

Eifer fortzusetzen. Wir lassen uns da durch keine Verstimmung leiten und durch keine Abneigung bestimmen. Es ist ja unzweifelhaft, daß die Drohungen und die Beschimpfungen, die Herausforderungen, die an uns gerichtet worden sind, auch bei uns eine ganz erhebliche und berechtigte Erbitterung erregt haben, und das ist beim Deutschen recht schwer, denn er ist dem Nationalhaß an sich unzugänglicher als irgend eine andere Nation; wir sind aber bemüht, sie zu besänftigen, und wir wollen nach wie vor den Frieden mit unseren Nachbarn, namentlich aber mit Rußland suchen. Wenn ich sage: namentlich mit Rußland, so bin ich der Meinung, daß Frankreich uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg gewährt, wenngleich ich nicht sagen will, daß es nichts hilft; wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen, wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, die die Neigung unserer Nachbarn, zu spionieren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Das sind Fälle, wo es heißt: Der Vernünftigere giebt nach.

Ich nenne also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen auf das Gelingen, in welchem ich vor einem Jahre gesprochen habe, und welches dieses freisinnige Blatt hier so fett gedruckt hat, ohne ein Nachlaufen oder, wie ein deutsches Blatt sich roh ausdrückt, „Wettkriechen" vor Rußland! — Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Thür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältnis wieder zu gewinnen, aber wir laufen niemand nach. Das hält uns aber nicht ab, — im Gegenteil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten.

Zu den Vertragsrechten gehören auch solche, die nicht von allen unseren Freunden anerkannt werden: ich meine, dazu gehören die Rechte, die wir auf dem Berliner Kongreß Rußland in Betreff Bulgariens erworben haben, und die bis 1885 ganz unangefochten bestanden haben. Es ist gar keine Frage für mich, der ich die Kongreßbeschlüsse mit vorbereitet und mit unterzeichnet habe, daß wir alle damals der Meinung waren, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte, nachdem es seinerseits auf Ostrumelien verzichtet hatte, indem es die mäßige Satisfaktion gab, die Grenze des seinem Einflusse anheimfallenden Gebiets um 800 000 Seelen auf 3 Millionen ungefähr zurückzuschrauben. Infolge dieser Auffassung des Kongresses hat Rußland bis 1885 zunächst den Fürsten ernannt, einen nahen Verwandten des Kaiserhauses, von dem damals niemand annahm und annehmen konnte, daß er

etwas anderes würde sein wollen als ein getreuer Anhänger der russischen Politik. Es hat die Kriegsminister, einen großen Teil der Offiziere ernannt, kurz und gut, es hat in Bulgarien geherrscht; da ist gar kein Zweifel daran. Die Bulgaren oder ein Teil von ihnen oder der Fürst — ich weiß nicht, wer — sind nicht damit zufrieden gewesen, es hat ein Staatsstreich, ein Abfall von Rußland stattgefunden. Dadurch ist ein faktisches Verhältnis entstanden, welches wir mit Gewalt der Waffen zu remedieren keinen Beruf haben, welches aber die Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Hause gebracht hat, doch theoretisch nicht alterieren kann. Ob, wenn Rußland die Rechte gewaltsam geltend machen wollte, sich daran Schwierigkeiten knüpfen würden, das weiß ich nicht; das geht uns auch nichts an. Wir werden gewaltsame Mittel nicht unterstützen und auch nicht dazu raten; ich glaube auch nicht, daß Neigung dazu da ist, — ich bin ziemlich gewiß, daß sie nicht vorhanden ist. Wenn aber Rußland auf diplomatischem Wege versucht, sei es auch durch eine Anregung auf das Einschreiten des Oberherrn von Bulgarien, des Sultans, wenn es versucht, das herbeizuführen, so halte ich es für die Aufgabe einer loyalen deutschen Politik, sich dabei rein an die Bestimmungen des Berliner Vertrags zu halten und an die Auslegung, die wir ihnen damals ganz ohne Ausnahme gegeben haben, und an der — mich wenigstens — die Stimmung der Bulgaren nicht irre machen kann. Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat.

Also das kann ich erklären, daß die Unfreundlichkeiten, die wir in der russischen öffentlichen Meinung, in der russischen Presse namentlich, erfahren haben, uns nicht abhalten werden, sobald Rußland den Wunsch ausspricht, die diplomatischen Schritte diplomatisch zu unterstützen, welche Rußland eben thun kann, um seinen Einfluß auf Bulgarien wieder zu gewinnen. Ich sage absichtlich: sobald Rußland den Wunsch ausspricht. Wir sind früher mitunter bemüht gewesen, russische Wünsche auf vertrauliche Andeutungen hin zu erfüllen; wir haben aber erleben müssen, daß russische Blätter sich fanden, die sofort nachzuweisen versuchten, daß gerade diese Schritte der deutschen Politik die feindseligsten gegen Rußland gewesen wären, und die uns deshalb angriffen, weil wir den russischen Wünschen vorausgegangen waren in der Erfüllung. Wir haben das auch auf dem Kongreß gethan; es wird uns aber nicht wieder passieren. Wenn Rußland uns amtlich auffordert, die Schritte zur Herstellung der kongreßmäßigen Situation in Bulgarien beim Sultan als Suzerän zu unterstützen, so trage ich kein Bedenken, Seiner Majestät dem Kaiser zu raten daß

das geschieht. Dies erfordern die Verträge von unserer Loyalität dem Nachbar gegenüber, mit dem wir, mag die Stimmung sein, wie sie will, doch immer das grenznachbarliche Verhältnis und große und gemeinsame monarchische Interessen, sowie Interessen der Ordnung allen Gegnern der Ordnung in Europa gegenüber zu vertreten haben, und dessen Monarch vollständiges Verständnis hat für diese Aufgaben der verbündeten Monarchen. Daß der Kaiser von Rußland, wenn er findet, daß die Interessen seines großen Reiches von hundert Millionen Unterthanen ihm gebieten, Krieg zu führen, daß er dann Krieg führen wird, daran zweifle ich gar nicht. Aber die Interessen können ihm ganz unmöglich gebieten, diesen Krieg gerade gegen uns zu führen; ich halte es auch nicht für wahrscheinlich, daß ein solches Interessengebot überhaupt nahe liegt.

Ich glaube nicht an eine unmittelbar bevorstehende Friedensstörung — wenn ich mich resümieren soll — und bitte, daß Sie das vorliegende Gesetz unabhängig von diesem Gedanken und dieser Befürchtung behandeln, lediglich als eine volle Herstellung der Verwendbarkeit der gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat für den Fall, daß wir sie brauchen; brauchen wir sie nicht, dann werden wir sie nicht rufen; wir suchen den Fall zu vermeiden, daß wir sie brauchen.

Dieses Bestreben wird uns noch immer einigermaßen erschwert durch drohende Zeitungsartikel vom Auslande, und ich möchte die Mahnung hauptsächlich an das Ausland richten, doch diese Drohungen zu unterlassen. Sie führen zu nichts. Die Drohung, die wir — nicht von der Regierung — aber in der Presse erfahren, ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit, wenn man bedenkt, daß man eine große und stolze Macht, wie es das Deutsche Reich ist, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten glaubt einschüchtern zu können. Man sollte das unterlassen, dann würde man es uns leichter machen, unseren beiden Nachbarn auch gefälliger entgegenzukommen. Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgend einem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht —, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!

2. Der Tod Kaiser Wilhelms.

Mitteilung im Deutschen Reichstag am 9. März 1888, welche die Abgeordneten stehend anhörten.

Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits thatsächlich wissen werden: daß Seine Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um $1/2$9 Uhr zu Seinen Vätern entschlafen ist.

Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Art. 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Seine Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird.

Ich hatte von dem Hochseligen Herrn in Seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die Ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt, und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, das heißt also etwa heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Seine Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen. Se. Majestät aber haben mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. Infolge dessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Sr. Majestät vor mir.

Unter den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den Wünschen der Mitglieder des Reichstages, ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach Eintreffen Seiner Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser Allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Stimmungen und den Überzeugungen des Reichstages entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen.

Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus unsrer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, sie leben in dem Herzen eines jeden Deutschen; es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen. Aber das eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen — nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen —: daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in Seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche Ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden Seines einzigen Sohnes und Nachfolgers,

unseres jetzigen regierenden Herrn, die ganze Welt — nicht nur Deutschland, sondern alle Weltteile, kann man sagen; ich habe noch heute ein Telegramm aus New-York in dieser Beziehung erhalten — mit einer Teilnahme erfüllt haben, die beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, das die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen trotz allem, was dagegen versucht wird.

Die zweite Thatsache, in der Seine Majestät einen Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwicklung Seiner Hauptlebensaufgabe, der Herstellung und Konsolidierung der Nationalität des Volkes, dem Er als deutscher Fürst angehört hatte, — daß der Kaiser auf die Entwicklung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, welche den Abend Seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstages dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Seine Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich zu meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern — hat Er darauf Bezug genommen, wie Ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat.

Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie alle erwünscht sein, dieses Zeugnis, das ich aus eigner Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unsers dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimat zu nehmen, weil jeder einzelne von Ihnen einen Anteil an dem Verdienste hat, welches dem zu Grunde liegt.

Meine Herren, die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unsrer Nation sein, welches der aus unsrer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe.